

Taggeist

Kurt Eisner

The Library

of the



University of Wisconsin

Taggeist

Taggeist * * *

Culturglossen

von

Kurt Eisner

Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt' er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist wert, zu sprechen und zu dichten.

Goethe.



1901

Dr. John Edelheim, Verlag
Berlin W.

Bl 17

OTTO LANDSBERG

Sehmaschinenfabrik und Druck von Pögg & Götlich, Berlin W.

Vorbemerkung.

Stimmungsbilder aus dem ersten Jahrzehnt des neuen Curfes vereinige ich in der nachfolgenden Sammlung. Sie sind zum größten Teil in Berliner Wochenschriften zuerst erschienen und fern von Berlin zu Marburg an der Lahn geschrieben. Ich rechtfertigte die provinciale Herkunft meiner Artikel, deren eine Serie unter dem Sammelnamen von „Provincialbriefen“ in der „Kritik“ erschien, einmal mit dieser Begründung:

„Sie haben den seltsamen Einfall gehabt, gerade von mir armem Provincialen glosfirrende Betrachtungen über die politischen Geschehnisse der Zeit zu verlangen, von mir, dem treulosen Renegaten, der es fast vergessen hat, daß er im Centrum asphaltierter Cultur in der Großen Friedrichstraße geboren und groß geworden ist, und der sich immer noch nicht die Dummheit verziehen hat, daß er seine Studienjahre zwischen Kastanienwäldchen und Opernplatz verbracht hat. Es ist aber offenbar Ihre Meinung, es genüge für einen, der die Straßennamen Berlins noch ziemlich beherrscht, wenn er sich aus den Zeitungen des Lesecclubs über den Stand des politischen Arbeitsmarktes unterrichtet, das Uebrige müsse seine Urteilsfähigkeit und sein litterarisches Können leisten. Ja, vielleicht neigen Sie sogar zu der Ansicht, man könne aus der Entfernung Neufertliches und Wesentliches klarer scheiden, und die Berliner Luft sei trotz der jüngsten professoralen Ehrenrettung nicht so gut,

Das waren 50 Nummern, 297

daß jene ozonkräftige Gesundheit in ihr gedeihen könne, welche die Reinheit und antiseptische Sicherheit der Ueberzeugung schafft. Das ist nun zweifellos ein allzu günstiges Vorurteil für uns aus der Provinz. Wahr jedoch ist, daß wir noch den mutigen Glauben an unsere Sehnsucht haben dürfen, weil wir nicht durch all die widrigen persönlichen Sensationen verwirrt und geschwächt werden, die auf den Weltstädter eindringen. Wir haben auch noch den Mut, wahr zu sein, auf die Gefahr hin banal zu werden. Die ewigen Naturlaute, die uns umgeben, sind ein Arcanum gegen nichts als witzige Verstiegenheit. Sie glauben nicht, welchen Einfluß auf die Selbstreinigung der Vernunft das Brüllen der Ochsen und das Schnattern der Gänse übt. Und wenn wir, am Flusse gelagert, dem abendlichen Wolkenspiel zuschauen, dann sind wir wahrhaft weise. Ich pflege mir alljährlich, als wäre ich ein provincialer Reichstagsabgeordneter, ein- bis zweimal eine Woche Berlin zu verordnen, das ist der Erholungsurlaub meiner Gedanken, in dem Bacchanal sich stoßender Eindrücke erstickt die höhere geistige Productivkraft, und ich denke erst wieder, wenn ich durch die Gassen unserer alten Stadt wandere, die wir uns nicht aus Drahtgeflechten und Gips vorzulügen brauchen, wie Sie Ihr Alt-Berlin.“

Von den Fragen, die in den Aufsätzen erörtert werden, ist keine erledigt und auch keine ihrem Interesse nach erloschen. Und was in ihnen an actualer Lebendigkeit heute etwa gemindert sein möchte, wird ersetzt durch das klärende Gefühl der Distanz, das der Vergleich des Damals mit dem Jetzt erzeugt.

Was ich in der Wallung des Augenblicks geschrieben, würde ich heute bisweilen anders formuliert haben. Dennoch habe ich nichts geändert. Derartigen Erzeugnissen und Zeug-

nissen soll man nicht die Spuren des allzu Vergänglichen nehmen. Nur Druckfehler habe ich herauscorrigiert und an ein paar vereinzelt Stellen eine nicht von mir herrührende redactionelle Zuthat des ersten Abdrucks wieder getilgt. Doch habe ich auch einige redactionelle Abänderungen mit in diese Sammlung hinübernehmen müssen, die ich aus der Erinnerung nicht mehr in meiner Urschrift herzustellen vermochte. Die von fremder Hand herrührenden Textänderungen im ersten Abdruck — es sind aber nur wenige — erklären sich aus dem geschärften Gefühl für den Staatsanwalt, das ein verantwortlicher Redacteur zu entfalten pflegt. Übrigens war ich auch selbst persönlich zu ermitteln, da die Arbeiten, sofern sie nicht unter meinem Namen erschienen, mit einem feststehenden Pseudonym gezeichnet waren: zuerst „Sperans“, dann „Cat-Twam“. Als Cat-Twam wurde ich schließlich denn auch entlarvt und zu der amtlichen Würde eines Königlich preussischen Strafgefangenen befördert.

Als die Artikel zuerst erschienen, haben sie mir einige Freunde erworben. Ich will zufrieden sein, wenn ich sie durch die Häufung dieser Sammlung nicht wieder verliere.

Gr. Lichterfelde. Berlin, Juli 1901.

Kurt Eisner.

Inhalt.

Erster Teil: Zur Politik.

Militarismus	13
Sporen	22
Rein menschlich!	30
Boycottirte Wahlen!	36
Ein Fäulnisproceß	44
Eine Reise um die Welt in drei Tagen	56
Der Zweife	69
Das Glück der Esel	77
Die Tragödie des Mittelstandes	83
Die Abnahme der Corpsstudenten	90
Kaus!	98
Der Einbund	106
Allerlei Kulturkämpfe	115
X	128
Eine Märzfeier	138
Weltpolitik	149
Der tolle Junker	159
Neben dem Socialismus	171
I. Catastrophalismus	171
II. Politisches Temperenzertum	178
III. Almela	184
IV. Nationalsoziale Grundirrtümer	194

Gen Plöhsener	211
I. Criminelle Majestätsverherrlichung	212
II. Herrn Schönes Triumph	222
III. Dofus eventualissimus	225

Zweiter Teil: Litterarisches.

Volkstheater — eine sociale Ehrenpflicht Berlins	243
Aus dem Nachlaß eines Lebenden	259
Parlekunst	280
Banquier-Symbolismus	289
Professor Kubeks Puppenheim	306
Die Meinungen des Driffen	316
I. Die zweite Zukunft	316
II. Das Testament des Jahrhunderts	327

Dritter Teil: Maskenspiel.

Der grüne Hannes	341
Die Timonadenseele	349
Johannes	360
Der Keffler des Baderlandes	369
Kleine Märchen	381
I. Die heilige Ehe	381
II. Der Lebenssaft	383
III. Der Gerechten Lohn	385
IV. Der Lügengeist	386
V. Der Schlüßwurm	388
VI. Das Brandmal	390
VII. Das Manöver	393

Erster Teil
Zur Politik



Militarismus.

(1893.)

Dieselbe Welle, die den Rector Ahlwardt nebst etlichem mißduftigem Tang in den Reichstag geschweimmt, hat die Militairvorlage fortgespült und den Tag des Redens in die Nacht des Schweigens gebannt. Unterwegs wurde noch einer Partei, der freisinnigen, das Genick gebrochen. Es ist dieselbe Welle, wenn auch der Heilige von Friedeberg für die Vorlage seine arischarnswaldische Stimme abgegeben. Herr Böckel, der hessische Bauernführer, ist klüger; er schloß sich den Reinsagern an, weil er seine Wähler kennt. Auch das Centrum, sonderlich das süddeutsche, kennt seine Leute, und darum ist der Versuch des Freiherrn von Huene, mit einem coulanten Kundenrabatt an die verehrten aber heuer eigensinnig gerathenen Wähler das Geschäft zustande zu bringen, elend gescheitert. In Süddeutschland hält man überhaupt den ganzen Militarismus für eine preußische Erfindung, und man kann an Bierischen Aeußerungen hören, wie: „Wenn's wieder losgeht, die Bayern gehen nicht mit“, Aeußerungen, die darum nicht an Wert verlieren, weil sie gar so naiv sind. Und wie schreibt gar der „Vaterlands“ Sigl? „Ein siegreicher Krieg wäre für Bayern das Ende.“ Das Ende, nämlich eine „königlich-preussische Provinz.“

Dieselbe schmerzhaft eingewachsene Unzufriedenheit hat Ahlwardt gewählt und den Reichstag gesprengt. Man ist in der That über alle Maßen unzufrieden — wenn es auch vielleicht eine „unberufene“ Unzufriedenheit ist —, man ist mürrisch und verdrossen

und hat das Gefühl, als ob irgend so ein Probegastspiel des jüngsten Tages in Sicht sei. Herr von Bennigsen, der Staatsmännische, hat nicht ohne Grund von dem wachsenden Pessimismus gesprochen, nur ist es nicht der Pessimismus Schopenhauers, noch weniger der Nietzsches (denn Friedrich Nietzsche ist trotz seines parlamentarischen Impresarios ein enthusiastischer Optimist), es ist der Pessimismus der Verhungerten, der Pessimismus der geplünderten Leiber und gemarterten Seelen. Und zu dem Pessimismus der schweren Not gefellt sich der Pessimismus des Uebermuts, die Unzufriedenheit der politischen Gourmands und Gourmets, der Vielesser und Feinschmecker, der Interessenwucherer und Feueranbeter. Diese Pessimisten aus wirtschaftlicher und ästhetischer Euzugier scharen sich um Bismarck: Bismarck soll die Börse bessern, Bismarck soll die Industrie heben, die Landwirtschaft schützen, Bismarck soll die Blasiertheit der psychischen Lebemänner mit den aufregenden Emanationen genialer Grognatur aufgefeln — ein politischer Baunscheidtist. Hätten sich nicht die Pessimisten des Uebermuts vor der Gewalt des Massenpessimismus gefürchtet, sie hätten sicherlich nichts dagegen gehabt, wenn der derzeitige Administrator der Reichsgeschichte, wenn Graf Caprivi mit seiner Vorlage zugleich explodiert wäre.

Die politische Bewegung wächst sich immer mehr zum politischen Banksturm aus, seitdem nicht mehr Ehrfurcht vor greiser Majestät Schweigen, die Uebermacht beglückten Chatmenschentums Bewunderung oder Unterwerfung gebietet. Die öffentliche Meinung, die keine fromme Scheu, keine Schwärmerei und keine gewaltsame Niederhaltung mehr bindet, wird zur Gegenregierung. Man will etwas anderes, etwas Neues, Heilendes und Lösendes. Nur heraus aus dieser Qual drückender Ratlosigkeit, nur heraus, um jeden Preis! Wir sind müde eures ewigen Begehrens, wir geben nichts mehr, macht was ihr wollt, aber laßt uns in Ruhe! Ihr schickt unsere Vertretung nach Hause? Gut! Wir waren schon so mit den Herren unzufrieden, und wir werden euch einen neuen Reichstag fabricieren, der euch zeigen wird, daß wir mehr sind als misera plebs contribuens.

Das Opfer dieser verbitterten Stimmung ist die Militairvorlage geworden. Auch die innerlich widerstrebenden Volksvertreter haben

nicht gewagt, dem Willen ihrer Wähler zuwider für die Heeresreform einzutreten. Die schönste Militairmusik vom starken, wehrhaften Vaterland vermochte nicht, die Leute in Tritt zu bringen.

Nur eine Partei hat (von den kleineren Gruppen abgesehen) geschlossen gegen die Vorlage gestimmt, die Socialdemokratie; sie negiert die heutige Weltordnung, sie negiert vor allem das Hauptstück der „capitalistischen Schreckenkammer,“ den „Moloch Militarismus.“ Dieser Partei ist ein doppeltes Glück beschieden, das Glück des unermesslichen Hoffens und das Glück des Wartenkönnens; denn sie ist die Partei der Jugendkraft. Sie sieht in religiöser Hoffungslosigkeit ihren Tag kommen, nur sie darf sich bescheiden, nein zu sagen. Ebenso verständlich und folgerichtig ist es, wenn die Vertreter von Besitz und Bildung, die Rechte und die Nationalliberalen, für die Militairvorlage oder für den Antrag Huene sich entschieden haben; ist doch für sie das Heer die Garantie der neugermanischen Zwillingssformel „Besitz und Bildung“, wenigstens ihres ersten Bestandteils. Uneinig sind die großen bürgerlichen Reformparteien gewesen, Centrum und Freisinn; sie ergaben sich schließlich in ihrer Majorität dem Willen ihrer Wähler. Ein Teil der freisinnigen benutzte aber die gute Gelegenheit, sich von ihrem Fractionstyranen Eugen Richter zu trennen, und man verdankt der neuen „Freisinnigen Vereinigung“ einen Wahlsruf, der sich auch stilistisch von dem Einfluß des Poeten der „Zukunftsbilder“ löblich emancipiert. Herr Eugen Richter aber pactierte mit den süddeutschen Demokraten; der seit einem Menschenalter unbefehrte Manchestermann trank Brüderschaft mit den Leuten, die in wirtschaftlicher Beziehung einem möglichen Socialismus, einer Art von positivivistischem Socialismus huldigen. Ueber diese Schwierigkeit half ihnen der unersättliche Haß gegen den Militarismus hinweg. Der Soldat ist eben der Jude dieser Volksmänner, er trägt die Schuld an allem Unheil; der Militarismus ist der Feind! Wer's nicht glaubt, ist ein Volksverräter und speculiert zum mindesten auf einen Lottericollecteurposten.

Keinen Augenblick zweifle ich, daß die Agitation der antimilitaristischen bürgerlichen Reformparteien den schönsten Erfolg haben wird, aber ebensowenig kann ich mir verhehlen, daß dieser Kampf

gegen die Heeresreform demagogisch ist, weil er unfruchtbar ist. Eine Partei, welche die gegenwärtige Ordnung der europäischen Verhältnisse kennt und anerkennt, muß sich dem Militarismus beugen. Keine parlamentarischen Carpenterbremsen werden diese Entwicklung Europas hemmen. Die Haltung der Socialdemokratie heißt Achtung und Beachtung, weil sie consequent ist. Der Unmilitarismus der Reformparteien ist eine unnütze Halbheit. Mehr noch: In ihrer wilden Soldatenscheu vergessen sie ihrer eigentlichen Aufgabe, zu reformieren. Gerade jetzt hatten sie die Gelegenheit, eine Culturthat ersten Ranges zu verrichten. Sie hatten die Gelegenheit (da nun einmal Regierung und Volksvertretung nach dem Mercantilsystem mit einander verhandeln), der quantitativen Heeresreform der Regierung die Forderung einer qualitativen Neuordnung des Armeewesens gegenüberzustellen und so eine Veredelung des Militarismus zu versuchen, die diese Institution dem wirklichen Fortschritt dienstbar gemacht hätte. Denn nicht der Militarismus an sich ist der Feind, sondern der falsche Militarismus, wie er gegenwärtig auf Deutschland, auf Europa lastet. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß jener Veredelungsversuch gescheitert wäre; dann hätte sich eben die Unmöglichkeit erwiesen, eine Reformation der europäischen Lage herbeizuführen. Es wäre aber ein heldenhafter Versuch gewesen, würdig wahrer Freiheitsmänner. Kann es denn ein schöneres Unternehmen geben, als einen Weg zu zeigen, wie diese übergewaltigen Summen an Kraft und Gut, die Europa dem Militarismus anscheinend zu keinem anderen Zwecke wie zur Selbstvernichtung geopfert, sich in fruchtbare Culturenergie verwandeln?

Es ist unbillig, einer Regierung zu verbieten, was jede Partei, sofern sie ans Ruder käme, — immer abgesehen von der Socialdemokratie — selber thun müßte. Es lastet auf Europa die Vannangst des Traums; man will ein Geleise übersteigen, strauchelt, und während man den Blitzzug grausend näher und näher kommen sieht, haftet man wie festgekettet am Boden, beraubt der Muskelkraft, in ohnmächtigem Troß; nur das Hirn gebiert in brennender, jagender Hast Rettungspläne, Fluchtgedanken, verzweifeldes Gehenlassen. Etwas von dieser Angststimmung lauert stets auf der Schwelle

des europäischen Bewußtseins. Frankreich vergißt keinen Augenblick seine Revanche, und den furchtbaren russischen Bergsturz erwartet das bebende Europa als sein unvermeidliches Schicksal. Der große Weltkrieg der Zukunft reckt in seiner Höhle die Taten. Niemand, auch nicht die reichste Phantasie, vermag diese ungeheure Katastrophe, wenn nur in schattenhaften Umrissen, im voraus zu erkennen. Auch für den Krieg ist das patriarchalische Zeitalter vorbei. Er ist nicht mehr das unfreundschaftliche Abkommen zweier Fürsten, Dynastien. Man schickt nicht mehr ein paar bezahlte Leute hinaus, um die Sache zu erledigen. Der Krieg ist ein unübersehbares Riesenunternehmen geworden, von gewaltigen Dimensionen, das die Völker zerfleischt. Selbst der genialste Seherblick vermag nicht zu ahnen, wie sich der Zukunftskrieg gestalten wird. Nur Eines weiß man: Wir müssen alles an Soldaten aufbieten, was wir vermögen. Aus dieser einen Gewißheit entsteht das Rüstungsfieber, und diese sich gegenseitig in die Höhe treibenden Heeressteigerungen kennen nur eine Grenze, die physische Leistungsfähigkeit der Nationen. Erst mit dem Verfliegen des Menschenmaterials ist der Vermehrung des Heeres ein Ziel gesetzt. Dieser Entwicklung an einem willkürlichen Punkte Halt zu gebieten, heißt einen Capitalisten auffordern, bei der ersten Million mit seiner Capitalsteigerung aufzuhören. Die Dinge müssen das Maximum ihrer Kraft erreichen, sie müssen sich erschöpfen, ihr Wesen verbrauchen.

Wie? So etwas vermag einer kalten Blutes hinzuschreiben? Diese Völker in Waffen sollen dann gegen einander anstürmen, sich zermalmen, daß nur Weiber, Kinder, Greise, Krüppel zurückbleiben?

Es ist nicht nötig, daß die Dinge diesen Gang nehmen, vorausgesetzt, daß der Militarismus sich seiner humanen Mission bewußt wird.

Der Militarismus, wie er sich heute darstellt, ist die radikalste Form des Communismus, die gedacht werden kann: eine casernierte Gleichheit, die bis zum ekelhaften Communismus der Leiber geht. Die Massenunterwerfung in einen Raum zusammengepferchter entleideter Menschen, die das stimmungsvolle Vorbild zum soldatischen Patriotendrilla bildet, ist wohl nur aus Versehen von den

schamhaften Urhebern der lex Heinze nicht paragraphiert worden. Dieser Communismus aber ist durchsetzt mit rudimentären Ueberbleibseln einer absterbenden Feudalzeit. Der Bürger wird zum willenlosen, oft mißhandelten Sklaven einer Kriegercaste, die sich streng von den Civilisten scheidet. Das Heer beugt seinen eigentlichen Zweck, es wird aus einer Volkswehr zur Leibgarde privilegierter Mächte und Stände. Aus einem Hort nationaler Unabhängigkeit wird eine Schutztruppe der unabhängigen Nationalen, d. h. der Mächtigen und Besitzenden. Soldatenspielererei und Soldatenschinderei schädigen die finanzielle, physische und ethische Gesundheit. Die militärische Pädagogik hat sich noch immer nicht losgelöst von der Ueberlieferung einer Zeit, da es galt, eine zusammengelaufene Horde von Söldlingen fürs Sichtschießenlassen zu präparieren. Ein unöfentliches Gerichtsverfahren raubt dem widerwillig Soldat gewordenen Manne den letzten Rest von Rechtsglauben und Berufsfreude, von Selbstbewußtsein und Stolz.

Trotzdem der Militarismus heute noch auf der untersten Stufe seiner qualitativen, culturellen Entwicklung steht, darf man heute schon seine Vorteile nicht verkennen. Für eine hohe Zahl von Menschen bedeutet der Militärdienst eine sociale Erlösung (für sie wäre es freilich auch der Krieg, der den ewigen Kampf um das Sattsein beseitigt — ein Gewinn, der mit dem Leben nicht zu teuer erkauft ist). Die in äußerstem Elend isolierten, eingekerkerten Menschen zieht der Militarismus in eine von höheren Interessen als der primitivsten Notdurft beseelte Gemeinschaft. Der communistische Grundzug des Militarismus hebt die Niedrigen und zwingt die Bevorzugten zu einiger gerechten Demut. Der zu Uebungen eingezogene Großkaufmann, der seinem Hausdiener als seinem Vorgesetzten parieren muß — das ist kein ungewöhnliches Beispiel für die demokratisierende Tendenz des Militarismus. Dazu kommt die körperliche Selbständigmachung, die physisches Selbstvertrauen und entschlossene Gewandtheit schafft — ein spartanisches Element, das keinem Staatswesen fehlen darf, das nicht einer allgemeinen Geweberschlaffung und Herzverfettung verfallen will. Ueberdies liegt im Militarismus, je weiter er seine Fangneße aufspannt, ein desto ernsterer, dringenderer

Anreiz für die Regierenden, durch sociale Fürsorge die körperlichen Verheerungen, die der Industrialismus anrichtet, zu bekämpfen. Das Wehrinteresse verlangt Männer, während das capitalistische System Krüppel züchtet; der Egoismus des Militärstaats hemmt die Verwüstungen der wirtschaftlichen Anarchie. All das und noch mehr ließe sich schon jetzt zu Gunsten des gelästerten Militarismus einwenden.

Wie aber, wenn jene Humanisierung des Heerwesens eintreten würde, wenn ein volkstümlicher Militarismus unter sachmännischer, nicht aber ständisch-exklusiver Leitung erstehen würde, wenn die Armee wahrhaft das freie Volk in Waffen wäre, das keinen anderen Zweck mehr hätte, als die nationale Unabhängigkeit zu schützen? Dann könnte getrost jeder Wehrhafte ausgebildet werden, dann würde jeder Wehrhafte freudig sich den gewissenhaften und humanen Heerbeamten anvertrauen, dann wäre der Militarismus nichts als eine Hochschule für die körperlich-wehrtüchtige Ausbildung des gesamten Volkes. Damit wäre der Fluch von dem Militarismus genommen, er wäre eine Institution, so segensreich, so fördernd für den culturellen Aufstieg, wie keine zweite. Zieht man die Konsequenzen der allgemeinen Wehrpflicht, scheidet man alle rudimentären, entwickelungshemmenden Ueberbleibsel aus einer toten Epoche des Wehrsystems aus, so muß man zu diesem humanen Militarismus gelangen. Die Regierung hat in richtigem Instinct begonnen, den Gedanken eines pandemischen Militarismus auszuführen. Sie hat sich mit einem factor der Idee begnügt, der Zahl. Es ist Aufgabe des Volks, zu zeigen, daß auch eine neue Art notwendig ist. Den reinen Militarismus wider den unreinen auszuspielen — auch das wäre eine Wahlparole, und nicht die schlechteste.

Natürlich würde man die Zeit der Ausbildung so kurz wie möglich bemessen müssen, damit die persönliche und staatliche Belastung auf das denkbar niedrigste Maß herabgedrückt wird. Damit ist die wirtschaftliche Seite der Frage berührt. Hier erheben sich die gewichtigsten Einwände gegen jede Vermehrung der Armeen; die Idee eines gesamten Volks in Waffen erscheint vollends wie heller Wahnsinn. Soll denn diese tolle Schuldenwirtschaft, die ja eigentlich eine geheime Enteignung des capitalistischen Besitzes bedeutet, ins

Ungemessene wachsen? Sollen alle culturellen Aufgaben vernachlässigt werden, zu Gunsten des Militarismus? Soll das Volk in unerträglichster Weise mit Bluts- und Gutssteuer bedrückt werden, sollen wir ein Haufen von Soldatenbettlern werden? Nun, ich glaube, daß die Nationen jenen veredelten Militarismus tragen könnten, daß sie in ihm eine höchst productive Anlage haben würden. Von Grund aus geändert aber müßte die Verteilung der Lasten werden. Daß die Lasten des Militarismus heut vorzugsweise von den Unbemittelten getragen werden, ist keine Wahlphrase, sondern das Ergebnis mathematischer Operationen, und kann ebenso wenig bezweifelt werden, wie daß es keine conservative und keine liberale Mathematik, sondern eben nur eine objective und allgemein gültige Mathematik giebt. Den privilegierten Classen ist der Militarismus eine Versorgungsanstalt, und von den vielen Millionen, die die Masse für den Militarismus aufbringt, fließt ein erklecklicher Teil schließlich in die Geldschränke der bevorzugten Minderheit, denn der Bedarf des Heeres, der die Millionen verschlingt, wird zumeist von den Großindustriellen, den Großhändlern gedeckt. Daß diese nackte Ungerechtigkeit beseitigt wird, das müßte eine Hauptaufgabe jeder Reformpartei sein. Eine allgemeine Reichssteuer, die in bisher unerhörter Progression nach oben wüchse, könnte etwa die Mittel liefern. Werden die patriotischen Hüter von Besitz und Bildung dadurch unzufrieden — nun, so beweisen sie, daß es keine Verleumdung mehr ist, wenn ihre Gegner und Neider ihren Patriotismus ziffernmäßig begrenzen. Der Freiherr von Stumm hat das gefühlt und sich für seine Person zu allen Opfern bereit erklärt — zu allen? nun er wird nicht auf die Probe gestellt werden.

Nicht feilschen um die Zahl, nicht vergeblich kämpfen gegen eine Entwicklung, die nun einmal da ist, sondern umbilden, umschaffen, das scheinbar Verderbliche dem Fortschritt tributpflichtig machen — das wäre ein Ziel!

„Scheinbar? Wirklich scheinbar verderblich? Und was wird, mit Verlaub, dieser gereinigte, zu sich selbst gekommene Militarismus denn mit sich anfangen, wenn der letzte brauchbare Mann, vielleicht auch das letzte brauchbare Weib der Segnungen der humanen Leibes-

und Willenspädagogik teilhaftig geworden? dann werden vermutlich die diversen gereinigten Militarismen übereinander herfallen und dann — Finis Europae.“ So höre ich die Leute höhnen über den hoffenden Thoren. Nun, ich weiß, die Dinge werden einen anderen Gang nehmen, wie dieser Versuch sie gehen läßt, dieser Versuch, gewisse optimistische Folgerungen aus trüben, ängstigenden Erscheinungen zu ziehen. Indessen warum soll man nicht glauben dürfen, daß jene Zeit des idealen Militarismus den bewaffneten Frieden zur ewigen Wahrheit machen wird?

Niemand wird sich auch gegen die Bemühungen stemmen, die einen Rechtszustand zwischen den Nationen schaffen wollen, der den Krieg als Criminalverbrechen ächtet. Und warum soll man denn nicht glauben dürfen, daß eines Morgens dieser soldatische Militarismus als socialer Militarismus aufsteht, der nur noch einen Feind kennen wird — das menschliche Elend?

Immerhin, wenn man selbst den Weg zum humanen Militarismus, den ich anzudeuten versuchte, nicht so weit gehen mag, daß man die Grenznebel Utopiens bereits verspürt, eine gute Strecke des Weges wird man gehen können, gehen müssen, sofern man nicht überhaupt an der förderfamen Weiterbildung der europäischen Verhältnisse nach den geltenden Principien verzweifelt.





Sporen.

(1895.)

Überall sind sie, überall wirken sie. In zahllosen Scharen besiedeln sie die Dinge, zerlegend, vernichtend, neubildend. Niemand vermag sie zu sehen, zu greifen.

Unsichtbar haufen sie hinter ihren sichtbaren Werken. Sie sind die Unternehmer, welche die Häuser auf Abbruch kaufen; wo Verfall reift, wo Neues drängt, da sind sie zur Stelle. Nichts widersteht ihnen über ein kurzes, gnädiges Heute hinweg, morgen sind sie Sieger. Alles Werden und Vergehen ist das Werk dieser Keime, dieser Sporen.

Zu Zeiten dehnt sich die Gnadenfrist des Heute. Die Sporen rasten, und die Dinge scheinen fest und ewig, in beglückender Dauer geordnet. Und dann bricht es wieder los, in verheerendem Beutesturm, und alles löst und zerfließt auf einmal.

Es scheint, als ob gegenwärtig solch ein Beutesturm über uns hinwegfegt. Wir sehen unsere kunstvollsten Maulwurfgänge einfallen, unsere feinsten Honigzellen zerlaufen und die Nester, die wir uns erbaut, in Masse zernagt, von den Dächern fallen. Wo bleiben wir? Wo sollen wir hin? Was sollen wir thun?

Unsere politischen Aerzte sind ratlos diesem Ansturm der Sporen gegenüber. Es ist ein unsicheres Tasten nach Mitteln, ein Taumeln zu Zielen, die man nicht sieht. Die politischen Krankenhäuser sind überfüllt mit Leidenden, die, Schweiß auf der Stirn, reden, reden Tage lang, Nächte lang.

Ob dies Verwirrte, dies Zerrissene zum Guten sich eint, zum Schlimmen versinkt — das wissen sie nicht. Aber in dieser Unklarheit der Verhältnisse, d. h. in ihrer unklaren Erscheinung strömt an sich eine Quelle des Trübfinns, des Pessimismus. Das Auge, das nur verschwimmende Linien sieht, dem die Conturen gleichsam Nebel ausdünsten, verdüstert die Dinge, raubt ihnen Licht. Nie erscheint eine Landschaft sonniger, als in der klaren scheidenden Verschärfung des Krimstechers.

Im Hermelin haufen die Sporen.

Die Wissenschaft, die immer das Bestehende umschreibend bestätigt — sie selbst nennt's: erklären! —, hatte eine so saubere, wohlgebildete Construction über uns gesetzt: ein Abstractum, das über den concreten Unvollkommenheiten thront, in stabilem Gleichgewicht, das sich nicht neigt, weder zu diesem, noch zu jenem, ein starrer Kraftpunct, der ohne sich selbst zu bewegen, den regellos schwankenden Mächten einen centralen Halt verleiht, daß sie nicht ins Wesenlose abirren. Aber das staatsrechtlich und geschichtsphilosophisch „begründete“ Abstractum wurde eines Tages ein lebendiges Wesen, das schaffen wollte, das ungestüm seinen Anschauungen Geltung zu brechen begehrte, das Parteinehmen und Mitarbeiten für gegenseitig bedingt erachtete, das nach Thaten drängte — ohne sich zu kümmern um das fesselnde Ceremoniell staatsrechtlicher und geschichtsphilosophischer Tanz- und Anstandslehren. Eine Rückbildung zum aufgeklärten Despotismus, wie die liberale Bürgerwehr verfassungsmäßig zu fürchten Gelegenheit nahm, war diese Wandlung übrigens nicht. „Ein Bürger hat zu seinen Mitbürgern gesprochen“, schrieb ein englisches Blatt, indem es ein Telegramm des Kaisers veröffentlichte. Wird diese Ansprache zur wechselseitigen Aussprache, so haben die — Sporen ein neues Lebensvolles gebildet.

In den Parteien haufen die Sporen.

Nie ist ein Wahlkampf so wirr gewesen, wie der, den wir nach dieser Reichstagsauflösung erleben. Da ist eine kräftige Wahlparole — die Heerreform —, und sie wird bald verwegen vorgerückt, bald ängstlich als doch eigentlich nebensächlich cachiert, und die Leute schleppen dafür emsig ihre sonstigen Programmwünsche umher, wie

die Ameisen in aufgewühltem Haufen ihre Eier, kopfüber, kopfunter. Da wachsen die wilden Kandidaten aus der Erde, die sich zu nichts verpflichten wollen, die an das Vertrauen zu ihrer Bravheit appellieren. Da tauchen unpolitische Interessenvertreter auf, als gelte es, ein Junfparlament zu wählen, und da lassen die verwirrten Wähler in einer Versammlung sämtliche Kandidaten hochleben, die Gegner und Befürworter der Militairvorlage, die Freihändler und Landwirtschaftsbündler, die Judenfreunde und Antisemiten; denn sie haben sämtlich sehr wahr gesprochen.

Geht es zu Ende mit den alten Parteien, wenigstens mit den adlig-bürgerlichen?

Den Conservativen war es bisher gelungen, 40 Procent der Reichsbewohner, die agrarische Bevölkerung, als Einheit an sich zu schmieden. Das Zauberwort: „Mit Gott für König und Vaterland“ band diese 18 Millionen, ob es auch ein preußischer Gott, ein preußischer König, ein preußisches Vaterland war, was die Haupt rufer meinten. Diese Einheit war fast unbegreiflich. Großgrundbesitzer, Bauern und landwirtschaftliche Arbeiter — kann es drei Kategorien geben, deren Interessen weiter auseinandergehen? Die Großgrundbesitzer, die Kerntruppe des Conservativismus, haben es bisher vermocht, den Leuten das Bewußtsein ihrer Interessendifferenz zu nehmen. Aber es beginnt zu dämmern. Der Bauer merkt, daß des Junkers Steigen sein Fallen bedeutet, der Tagelöhner ahnt im Bauer und Junker den Feind. Doch die Junker bedürfen der billigen Wähler, wie der billigen Arbeiter, und so reden sie denen, die sie brauchen, eine mystische Zerstörungsmacht ein, die alles Agrarische zu verwüsten droht und gegen die nur ein fester Bund der ländlichen Bevölkerung, der Großen wie der Kleinen, etwas auszurichten vermag: die Juden. Und damit einen sie die Kleinen mit vieler Mühe gegen — sich selbst. Denn der Jude von heute ist der Junker von morgen. Nicht immer wird der einzige Satz, den sie aus der römischen Geschichte kennen: „Rom ist am Untergang des Bauernstandes gestorben“, genügen, um ihre Macht zu sichern. Und wenn sie den Zug nach der Großstadt beklagen, wenn sie nach Beschränkung der Freizügigkeit schreien, so wird man ihnen erwidern: Gewiß, ihr

sollt eure Arbeiter behalten, zu dem Zwecke werden wir die Freizügigkeit eures Ventels beschränken und Minimallohne gesetzlich festlegen. Im Grunde haben sie ja recht, daß das Drängen nach der Weltstadt kein Glück ist. Auch ich bin für Wald-, Berg- und Seemenschentum, auch ich schwärme für Förster und ihre Töchter — aber das geistig und leiblich entartete Bauerngeschlecht, das kümmerlich sich vor dem Untergang erhält, das soll man wahrhaftig nicht zur Seghaftigkeit zwingen. Keine größere Schuld wird die Geschichte den ländlichen Besitzern beimesseu, als daß sie, trotz ihrer Erkenntnis von der Notwendigkeit eines starken Bauernstandes, keine anderen Sorgen zu haben schienen, als billige Arbeiter und billige Wähler. Wenn ein Junker unter der schmauzenden Heiterkeit eines hohen Hauses die socialpolitische Weisheit zum besten geben konnte, daß die Landmädchen in die Stadt ziehen, weil sie den Beruf zur Amme verspüren, so beweist dies, daß die Landherren reif sind fürs Todesurteil. Das fühlen sie auch wohl bereits, daß ihre Macht sinkt, daß ihre Partei zerfällt, und darum galvanisieren sie ihre beginnende Schwäche mit dem Antisemitismus und bereiten sich — Wirkung aller Lebenswecker — nur einen um so schnellern Untergang.

Freilich verläßt sich die ostdeutsche Reaction nicht allein auf die Werbekraft des Antisemitismus. So haben sie einen zweiten Liebestrank gebraut, mit dem sie die Leute zu sich verlocken, einen Liebestrank, dessen Ingredienzien sie aus der socialdemokratischen Apotheke entlehnt haben. „Proletarier aller Ländereien, vereinigt euch!“ riefen sie, und es kamen die Vertreter der Landwirtschaft über hundert Hektar und schlossen „den Bund der Landwirte“. Der gemeinsame Instinct der Besitzenden trieb den agrarischen Junkern auch Leute zu, die eigentlich nicht dahin gehörten. Wird dieser Truist mächtig, so haben wir mit einer großen Gefahr zu rechnen; denn die Seele dieses unpolitischen Bundes ist die Junkerschaft. Man hat manchmal das Gefühl, als handle es sich geradezu um eine agrarische Verschwörung. Die „Kreuzzeitungspartei“, die anfangs durch ihre Gegnerschaft gegen die Militairvorlage die Regierung zu sprengen suchte, hat ihren Schlachtplan geändert: unter dem Vorwande der Durchbringung der Militairvorlage will sie der Regierung eine

agrarisches-reactionäre Mehrheit gewinnen, um dann dieselbe Regierung mit derselben Majorität zu stürzen und eine neue Regierung ans Ruder zu bringen, die zu hassen sie keine Veranlassung haben wird.

Ein besonders deutliches Symptom für die gegenwärtige Verwirrung ist die Partei der Antisemiten *απ' ἑξοχῆς*. Auf jeden Juden ungefähr kommt eine antisemitische Fraction. Der religiöse, ästhetische, sociale Antisemitismus, jede Art hat ihre verschiedenen Vertreter. Unter diesem Familienschirm finden sich die gegensätzlichen Leute zusammen, von den Antisemiten anfangend, die es den Juden nicht verzeihen können, daß sie Christus gekreuzigt haben, bis zu denen, die Israel als ein weltgeschichtliches Unglück betrachten, weil es Christus hervorgebracht hat. Kühne Gedankensteiger in tauben Schächten, nachträgliche Correctoren des historisch Gewordenen und spleenige Idealisten gesellen sich zu gemeinen Speculanten und bäuerlichen Rowdies. Nur eine Spielart scheint mir Fruchtkeime zu bergen, der bauerndemokratische, wie er in Hessen wirkt: Hier werden bisher indifferente Massen politisch aufgerüttelt. Das persönlich enge Erlebnis wird zum Hebel politischen Nachsinnens, aus der monomanen Leidenschaft wird sich generelle Erkenntnis entwickeln. Hier schaffen die Sporen frisches Gut.

Mit dem Zerfall ringt die bisher größte Partei, das Centrum. Diese nur mit einem Stich broschirte Partei drängt zur Auflösung in seine verschiedenen Elemente. Bereits ist eine erste Zerlegung des Centrums zur Thatsache geworden. Die katholische Demokratie hat sich von der ultramontanen Junkerpartei getrennt, und die „Kölnische Zeitung“, aristokratisch wie immer, beschwört schon eine in diesem Falle natürlich als „fein“ beurteilte Bemerkung des seligen Windthorst herauf, es sei heutzutage schwieriger, nach unten ein festes Rückgrat zu zeigen, als nach oben. Die Spaltung des Centrums aber ist ein erster Erfolg der natürlichen Auslese, die in unserem Parteilieben seit langem ersehnt wird. Das Katholische ist hinter das Sociale zurückgetreten, zum größten Schmerz der nationalliberalen Culturretter, deren Programm nunmehr in einem Hauptpunct entwertet ist. Die Nationalliberalen müssen sich nun anschicken, gegen das Sociale allein anzukämpfen, ohne daß sie auf die Beihilfe

der Marodeure der Aufklärung noch rechnen dürfen. Sie werden fortan ihre schlanken Hände auf die Oeffnung des artesischen Brunnens pressen müssen, der aus den Tiefen des Volks zur Höhe aufdrängt, bis sie durchnäßt und zerbeult nach Hause wandern. Es war doch so ritterlich edel, für Gewissensfreiheit mutig zu streiten, und nun auf einmal entwischt ihnen der Gegner, und bleibt ihnen allein das feuchtwidrige Geschäft des Springquellfeindes. Der Nationalliberalismus führt nur noch ein Scheindasein. Rückständiger Enthusiasmus für die Größe des geeinigten deutschen Reichs, und ebenso rückständige Kulturkampflust sind die idealen, energische Vertretung von Minderheitsinteressen die realen Eigenschaften dieser sterbenden Partei.

Die Auflösung der freisinnigen Partei ist auch äußerlich in die Erscheinung getreten. Zusammen hielt sie der Kampf gegen Bismarck. Seitdem der Feind gefallen, lockerten sich die Bande, bis sie sich lösten. Ein Gemeinsames liegt in ihrer angestammten Opposition gegen alles, was Regierung heißt. In der Intensität des Temperaments trennen sie sich. Von ihrer wirtschaftlichen Theorie haben sie Stück für Stück hergeben müssen, selbst Bodenreformer erschienen plötzlich unter den Anhängern von St. Manchester. Widerwillig haben sie zugesehen oder mitgeholfen, wie Nachtwächter Staat ein Ehrenamt nach dem andern aufgebürdet bekam. Vielleicht könnte dieser Liberalismus eine Partei der reinen, interesselosen Kritiker werden, wenn eine Partei, die keine Interessen vertritt, möglich wäre. Nicht einmal darin ist der Freisinn einig, ob sein Hauptfeind rechts oder links steht. In seinen Anhängern steckt zu gutem Teil der Haß der verdorrenden Mittelbürger gegen die Arbeiter, denen es besser geht, als ihnen, die sich nicht so zu quälen haben, ja, die sogar Feste feiern und vergnügt sind, jener „Neid“ der Herrschaft gegenüber dem Dienstmädchen, das keine Sorgen habe. Das ist die treueste Gefolgschaft Eugen Richters. Auf der anderen Seite empfindet der feingebildete, vornehme Liberale eine ästhetische und intellectuelle Abneigung gegen den vierten Stand. In den letzten Jahren kam diese Abneigung weniger zum Ausdruck, sie ist aber vorhanden. Als im Reichstag der Entwurf des Unfallversicherungs-

gesetzes von 1881 zur Beratung stand, da erinnerte den Abg. Bamberger der Satz der Motive: „Man müsse den Armen zeigen, daß der Staat nicht nur für die Reichen da sei, sondern auch für sie“ — an die Verfallszeiten der römischen und athenischen Republik: „Solche Spenden“, meinte er, „machte man dem Volke, als man werben ging um die Aedilität, die Prätur oder das Consulat; da warf man unter die Menge, was man den Provinzen abgepreßt hatte, da baute man Theater für den süßen Pöbel und zeigte, daß der Staat auch für die Armen zu ihrem Vergnügen und ihrer Unterhaltung da sei.“

Der Teil des Freisinn, der politisch radicaler ist, huldigt wirtschaftlich einer überwundenen Anschauung; gerade dieser wirtschaftlich reactionäre Flügel hat sich nun zu der süddeutschen Volkspartei geschlagen — charakteristisch für beide Parteien. Die süddeutsche Volkspartei ist eben nur — trotz all ihrer programmatischen Socialreform — in der Mehrheit ein kecker und kräftiger gearteter Freisinn. Unten in Bayern scheint sich wieder in der allerletzten Zeit der alte bürgerlich-demokratische Idealismus zu regen, der politische Freiheit, wirtschaftliche Reform und culturelle Förderung erstrebt, ohne die Interessen eines Standes, einer Classe zu vertreten. Das scheidet diese humanistische Demokratie von der Socialdemokratie. Es ist ein stark künstlerisches Element in ihr. Das sociale Mitleid sucht den Classenkampf zu überwinden.

Und endlich die Socialdemokratie! Man hat ihren Zukunftsstaat soeben gründlich totgeschlagen. Leichtmütig haben sie — eigentlich ohne Not — diese Festung aufgegeben, und jetzt — er eignet sich das Seltsame, daß diese totgeschlagene Partei die einzige ist, die fest zusammenhält: eine organisierte, tapfere Arbeiterschaft, umschwärmt von zahlreichen bürgerlichen Freischärnern, die alle an dieser Partei viel, sehr viel auszusetzen haben und die doch alle für sie stimmen werden. Scheitert an dieser Partei die Macht der Sporen oder sind sie gar von ihr ausgeschickt worden? Sicher ist Eines: Keine Partei geht mit solchem Vertrauen in den Wahlkampf, für keine hegt das Ausland ein gleich großes Interesse. Die Entwicklung des deutschen Kaisers und der deutschen Socialdemokratie — das

sind die Themata ausländischer Wigbegier. Wir, die wir uns freuen, keine Interessen vertreten zu brauchen, sehen auch dieser Entwicklung mit ruhiger Teilnahme zu. Wir leiden weder an der Minderheits- noch an der Massensfurcht, obwohl diese Angstspecialitäten gegenwärtig die zwei Hauptäußerungen deutschen Muts zu sein scheinen. Der Einsichtige läßt sich auch nicht durch die Auschau auf drohende Pöbeltyrannei schrecken. Die Pöbelherrschaft der vor hundert Jahren triumphierenden Bourgeoisie heißt — classisches Zeitalter.

Wer aber nicht vermag, den Dingen mit interesselosem Anteil, gleichsam ästhetisch, zuzusehen, der mag sich trösten mit den Berliner „Jungen“ der Socialdemokratie, diesen argen Confusionären, die es von Zeit zu Zeit lieben, einen kleinen Theatercandal in Scene zu setzen. Man mag sich trösten . . . die Sporen arbeiten gern mit solchen Trostgefühlen . . .

Inzwischen arbeiten die Politiker in Sieberhitze. In sechs Wochen soll das Schicksal des deutschen Volkes fix und fertig hergestellt werden. Die Kaltwasserheilanstalten werden diesen Sommer voll sein von überarbeiteten Staats- und Volksmännern. Das schwirrt von Standpuncten, Wahlaufrufen, Versammlungen und Polemiken. Niemand ist des anderen, mancher auch nicht ganz seiner eigenen Meinung — einig alle nur in den unablässigen Bitten um Pränumerandozahlung der Kriegskosten, die einen nicht unerheblichen Teil der für die Heerreform verlangten Summe darstellen dürften. Und wenn die armen Leute sich dermaßen zu Schanden gearbeitet haben, so werden sie am 15. Juni, dem Wahltag, doch nicht i h r e r Mühe Frucht sehen, sondern das Ergebnis der mächtigsten, geheimen Wahlmacher, der — Sporen.





Rein menschlich!

(1893.)

„Wenn die Geschichte sich wiederholt, so thut sie es rasch. In Reminiscenzen bligen ganze Jahrhunderte mit phosphorescierender Secundenschnelle auf. Die ganze päpstliche Leidensgeschichte in Deutschland von Canossa bis zum Ablaßhandel hat sich in Bismarck bereits wiederholt. Sein Canossa fand Bismarck, als er im päpstlichen Schlosse zu Berlin anticambrierend auf Absolution von seinen Aemtern warten mußte. Durch sein eisgraues Haupt jagte derselbe Sturm der Bitternis, der den Schnee vom Haupt des König Lear durch die Nacht des Jammers wirbelte. Seine Füße brannten wie Kohlen auf dem eisigen Parquet der rois de Prusse. Der Kaiser aber ließ ihn warten.“

Mag Bever.

„Das rein menschliche Empfinden, in welchem der Kaiser mit jedem braven Mann sich begegnet, hat bei der Nachricht von einer bedenklichen Erkrankung des Fürsten Bismarck über alle Wirrsale der letzten Jahre den Sieg davon getragen, und unbekümmert darum, ob vielleicht der oder jener sich schmollend darüber aufhalten mag, hat das Reichsoberhaupt diesem natürlichen Gefühl vor der ganzen Welt seinen Zoll entrichtet.“

„Allgemeine Zeitung.“

„Man begnüge sich also mit der rein menschlichen Seite, wie sie aus dem Depeschenaustausch hervortritt, und lasse hochpolitische Erwägungen aus einer Sache heraus, mit der sie nichts zu thun haben.“

„Cölnische Zeitung.“

„Die schwere Erkrankung Bismarcks ließ jedes Bedenken überwinden, nun durfte die rein menschliche Empfindung zweifellos ihren Lauf haben.“

„Schwäbischer Merkur.“

Nur die Arabesken des Geschehens vermögen wir zu erkennen, seine Seele bleibt uns ein Rätsel. In niemandes Bewußtsein lebt das Weltlebendige; kaum daß an der toten Zeit der späte Grübler ein paar Wesenszüge mühsam und zweifelnd erforscht, die Genossen, die geopferten Handlanger des Geschehens sind blind, geblendet. So lebt die Geschichte, unlebendig für die Lebenden, die ewig Verkannte, die alle Menschenarbeit verschlingt, unerkennbar der Gegenwart, unverstanden, wenn sie abgestorben, die entseelte Vergangenheit, sich dem Seciermesser als anatomisches Object darbietet. Ein gespenstisches Geheimnis wandelt die Geschichte durchs Ewige, am Saume mitzerrend die ängstlich klammernde Menschheit . . .

Wenn man diese alte trübe Entfugungsweisheit einmal gründlich dem erregten Begehren eingepägt hat, dann beginnt man sich erleichtert in entschlossenem Verzicht der krausen Arabesken zu freuen, die in so verschwenderischem Reichtum unsere Erkenntnis lösen, und die kleinen und großen Arabeskenzeichner, die mit ihren genialen Griffelchen emsig ihren Linienbeitrag liefern, werden wir in andächtigem Heroencultus lieben und würdigen. Aber ich meine, wenn man einmal auf die Erkenntnis des Geschehens an sich Verzicht geleistet hat, wenn man sich begnügt mit dem Surrogat des bunten Weltgetriebes mit seinen zahllosen Reizungen und Erfüllungen, mit seinem Wirrwarr von Launen und Einfällen, mit seinem frohen Wechsel von allzu kurzer Kurzweil und allzu langer Langweil, wenn man dergestalt bescheiden und vergnügt geworden ist, dann, glaube ich, kann man doch beanspruchen, daß einem wenigstens dieses Surrogat unversehrt geboten wird . . . Wir wissen alle, daß auch dieser so genügsame Wunsch eine Utopie ist. „Wer ist heutigen Tages noch so harmlos, daß er Weltgeschichten und Biographien für richtig hält? Sie gleichen den Sagen und Anekdoten, die Namen, Zeit und Ort benennen, um sich glaubhaft zu machen“, hat der Vater der „frommen Helene“ noch eben respectlos gesagt. Die Casuistik der Politik erreicht noch nicht einmal die intime Zuverlässigkeit der „Fälle“ medicinischer Handbücher.

Je höher der Rang der Arabeskenzeichner ist, um so schlimmer wird die Fälschung, und in der höchsten Zeichenklasse verschwinden

sie völlig in Nebelglanz, wandelnde Legenden, flimmernde Phantajieen in stoffwechselnder Körperlichkeit. Wir sind gesetzlich, strafgesetzlich sogar, verpflichtet, unsere Erkenntnis in diesen Fällen nach ganz bestimmter, genau vorgeschriebener Methode zu verrichten. Meistens pflegt man unter solchen Umständen von politischen, nationalen, internationalen, sozialen und verwandten Gesichtspunkten oder Standpunkten zu sprechen. Bisweilen aber regt sich das Gewissen der Mafker der also vorgeschriebenen Erkenntnis, und man beginnt die Dinge und Personen auch der höchsten Zeichenklasse — rein menschlich zu erklären.

Gerade in diesen ersten Herbsttagen ist plötzlich ein wahrhaft fanatischer Cultus des Reimenschlichen entstanden. Es scheint, als ob man auf einmal zu der Anschauung gelangt ist, daß die sonst beliebten Erläuterungen persönlicher Bethätigungen nach politischen oder Gesichtspunkten un-rein menschlich sind. Man bekennt sich schüchtern zu der Meinung: wenn das Reimenschliche sich seiner Kleinheit schämt, wird es diplomatisch, politisch, historisch oder sonst wie. In Wirklichkeit hat es nie eine lächerlichere Phrase gegeben als die vom Reimenschlichen. Jede That muß reimenschlich betrachtet werden, sofern man nicht heuchelndes Maskenspiel treiben will. Auch die höchste politische Emanation ist eine Folge reimenschlicher Beweggründe; denn der reine Mensch, das ist der Inbegriff aller menschlichen Functionen. Das eben ist die Aufgabe der ehrlichen Forscher und Beobachter, daß sie jeglich Geschehnis reimenschlich erklären, wenn man will: vulgär-menschlich — nicht aber eine Welt von besonderen Regungen und Ausnahmeinstincten construieren. Es geht nicht an, daß man für die hohe Politik ein Ausnahmegesetz der Betrachtung und Erklärung handhabt. Auch das Hochpolitische ist eine Teilercheinung des Reimenschlichen.

Das Telegramm Kaiser Wilhelms, das den kranken Bismarck in das gesündere Klima kaiserlicher Schlösser einlud, gab den Anlaß, daß die Presse sich fast einstimmig entschloß, diesen Versöhnungsversuch aus rein menschlichen Motiven abzuleiten. Was mit dieser sinnlosen Wendung gemeint ist, weiß man: der Versöhnungsversuch bedeutet

nicht die Reactivierung des franken Fürsten. So setzte man die reinmenschliche, nicht die politische Seele in Bewegung.

Es ist tief bedauerlich, daß das reinmenschliche Erklärungsprincip nicht schon vor etlichen Wochen in Aufnahme gekommen ist; die Verbrüderungsfestessen, die jetzt allenthalben unter Gewähr höchster politischer Bedeutung eingenommen werden, hätten unter reinmenschlicher Beleuchtung sicherlich einiges von ihren Schrecken eingebüßt. Die Russen speisen bei den Franzosen, die Engländer bei den Italienern, die Italiener bei den Deutschen im Reichsland, die Deutschen bei den Oesterreichern. Jede Küche und jedes Arrangement ist das beste, was es in der Welt giebt. Das ist so reinmenschlich wie nur möglich. Manöver und Jagden geben die nötige körperliche Bewegung, auf daß die Magenfrage der Regierenden ohne Beschwerden gelöst werde. Reden, welche die nationale Küche rühmen, würzen das Mahl, Orden werden als Dessert gereicht. All das ist vergnüglich und abwechslungsreich. Es ist ganz hübsch, mal außerhalb zu speisen. Die einheimischen Minister und Würdenträger langweilen auf die Dauer, das nationale Volksjauchzen ist nie so drahtberichtstreib, wie das fremdländische, und das Wandern ist nicht nur des Müllers Lust. So ist die Form des internationalen politischen Festessens gewiß, reinmenschlich genommen, die beste Art, in der die äußere Politik effectuiert werden kann. Festigt man bisweilen ein wenig demonstrativ, was thut's: die Demonstrationen bilancieren sich, und der europäische Friede wird uns in den klingenden Kelchen credenzt. Längst schon hat das Fatum sich die Narrenhände abgewöhnt, mit denen es die Wände im Festsaal des Königs Belsazar bemalte. Heute klingen die Wände wider von froher Begeisterung nationalen Stolzes und internationaler Friedfertigkeit. Die heitere Erregung aber des Wanderschmaufes, die wechselnd jungen Reize der täglich neuen Küche und neuen Menschen besänftigen die Gemüter, entfernen die dumpfe Verärgertheit des häuslichen stockigen Herdlebens, die Seelen werden frei für alle Edelregungen enthusiastischen großen Menschentumes, für die Offenbarungen des Wahren, Guten, Schönen, sie öffnen sich für veröhnliche Hochherzigkeit: sie werden reinmenschlich So ist zu hoffen, daß die Russen

in Toulon empfänglich werden für die Herrlichkeit westeuropäischer Civilisation, und Zweibund und Dreibund liegen sich in den Armen . . . reinmenschlich . . .

* * *

Von allen Auslassungen, die der Depeschenwechsel zwischen dem deutschen Kaiser und dem Fürsten Bismarck hervorgerufen, hat keine mein Sinnen so beschäftigt, wie die reinmenschliche Betrachtung der „Neuen freien Presse“: „Ein freundlicher Lichtstrahl dringt in das Krankenzimmer des Fürsten Bismarck, und nach den rauhen Kämpfen seines Lebens werden Friede und Versöhnung seine letzten Tage begleiten. Er wird sich über den Schritt des Kaisers freuen, weil er seine ganze Kraft dem Hause Hohenzollern gewidmet hat und die Volkstümmlichkeit dieser Dynastie als ein Werkzeug der nationalen Einheit betrachtet. So findet das Epos einen versöhnlichen Schluß.“ Meine Phantasie flattert in das Krankenzimmer des Mannes und forscht in den Zügen des Greisen, der die Versöhnungsmeldung eben erhält. Es ist ein seltsames Lichterspiel, das in dem Cyclopanbau dieses Kopfes anhebt. Wie ist es zu deuten? Die Phantasie vermag nicht, die feste Deutung zu schaffen, und da beschwört sie alte Erinnerungsbilder herauf.

Ich denke an jenen Märztage des Jahres 1890, da der gestürzte Kanzler Berlin verließ, jenen lichten Vorfrühlingsstag, an dem die Sonne über die seelenlose Stadt strömte, wie ein Lächeln über ein poekernarbiges Antlitz. Ich höre jenen feierlichen Gesang der wild begeisterten Menge, die in der Bahnhofshalle den Fürsten umdrängte, als könnte sie es nie und nimmer fassen, daß ihr Held sie verlasse. Ich fühle wieder lebendig jene Influenz der Massenbegeisterung, durch deren Wirkung ich empfand: Die Weltgeschichte verläßt Berlin. Und dann befinde ich mich mit ein paar Menschen, die gleich mir ein Stück Weges mitgefahren sind, in Spandau auf dem Bahnhof vor dem Wagen des Fürsten, der gelassen mit uns plaudert, gleichgültige Worte, die doch schwer wie das Schicksal zu wiegen scheinen. Damals habe ich gesehen, wie entthronte Allmacht blickt. All der

Enthusiasmus der unbekanntenen Menge war ohne Spur auf dem Antlitz des großen Menschenverächters geblieben; nur ein Gefühl beherrschte diese mächtigen Züge: der trostige Stolz des Beleidigten. Wie der Zug gerade die Station verlassen hatte, füllte sich der Bahnhof mit einer unendlichen Schar von Arbeitern, die in den Zug nach Berlin steigen wollten. Ein Mann hat wohl gemerkt, daß sich zuvor etwas Ungewöhnliches begeben hat, und er fragt: „Was ist denn los?“ — „„Bismarck ist abgereist.““ — „So!“ — — Da war keine Ueberraschung, keine Schadenfreude, nichts von einer tieferen Bewegung zu finden, gleichmütig, wie selbstverständlich, kam die eine Silbe heraus: So! — — Und der lange Zug der Arbeiter setzte sich in Bewegung, um die nach Berlin zu bringen, die der jetzt Verbannte vergeblich zu vertreiben sich bemüht hatte. Es war wie ein tief sinniges Symbol, daß die Zeit der Einzelherrschaft vorüber: der Heros geht ins Exil, und die Masse bricht in die Reichshauptstadt.

Ich hatte damals an ein großes ausländisches Blatt berichtet, wie Bismarck ausgefahren, als er Berlin verlassen mußte. Als ich aber nach zwei Tagen das Blatt zu Gesicht bekam, da hatte sich ein seltsam Tannhäuserwunder begeben. Verschwunden war die Starrheit beleidigten Trostes, und silbern perlten zwei große Thränen des wehmütig Scheidenden in das gerührte Gemüt der teilnehmenden Leserin . . . „Er will mich doch nur verderben“, sagte später der junge Kaiser, als er zu seinem Geburtstag ein Glückwunschtelegramm des Verbannenen empfing, und zornig ballte er das Papier zusammen.

Nun hat der Herrscher dem großen Hasser die Friedenstaube ins Haus gesandt. Und wieder vermehren die Zeitungen ein seltsam Tannhäuserwunder. Mir aber wird wieder lebendig der Dialog jenes 1890er Märztages: „Was ist denn los?“ — „„Der Kaiser hat sich mit Bismarck versöhnt.““ — „Soo!“

Es ist eine rucklose Zeit: Die unten sind gleichgiltig gegen die auf der Höhe, selbst wenn sie reinmenschlich handeln!





Boycottierte Wahlen!

(1895.)

„Das allgemeine Wahlrecht ist uns gewissermaßen als ein Erbteil der Entwicklung der deutschen Einheitsbestrebungen überkommen; wir haben es in der Reichsverfassung gehabt, wie sie in Frankfurt entworfen wurde, wir haben es im Jahre 1863 den damaligen Bestrebungen Oesterreichs in Frankfurt entgegengesetzt und ich kann nur sagen: ich kenne wenigstens kein besseres Wahlgesetz . . .“

„Was wollen denn die Herren, die das anfechten, und zwar mit der Beschleunigung, deren wir bedürfen, an dessen Stelle setzen? Etwa das preussische Dreiclassenwahlssystem? Ja, meine Herren, wer dessen Wirkung und die Constellationen, die es im Lande macht, etwas in der Nähe betrachtet hat, muß sagen, ein widersinnigeres, elenderes Wahlgesetz ist nicht in irgend einem Staate ausgedacht worden . . .“

„ . . . meiner Ueberzeugung nach bilden aber die indirecten Wahlen an sich eine Fälschung der Wahlen, der Meinung der Nation . . .“

„Dann habe ich stets in dem Gesamtgefühl des Volkes noch mehr Intelligenz als in dem Nachdenken des Wahlmannes bei dem Ausfuchen des zu Erwählenden gefunden . . . ich habe den Eindruck, daß wir bei dem directen Wahlrechte bedeutendere Capacitäten in das Haus bringen, als bei dem indirecten. Um gewählt zu werden bei dem directen Wahlrechte, muß man in weiteren Kreisen ein bedeutenderes Ansehen haben, weil das Gewicht der localen Bevatterschaft bei den Wahlen nicht so zur Uebung kommt in den ausgedehnten Kreisen, auf die es bei directer Wahl ankommt.“

W. v. Bismarck, 28. März 1867.

Vor mir liegt ein sehr wenig elegantes Buch: schlecht broschiert, vergilbtes Lösspapier, das der Druck durchschlagen hat. Es hat sich irgendwie in meiner Bibliothek angefundem, ich habe es erst aufschneiden müssen, und mein Schreibtisch ist infolge dieser Operation bedeckt mit dicken wolligen Papierfasern. Auf dem graugelben Umschlag aber ist zu lesen: „Stenographische Berichte über die Adress-Debatte des preussischen Abgeordnetenhauses am 27., 28. und 29. Januar 1863. Berlin. Druck und Verlag von W. Moeser (Stallschreiberstraße Nr. 34).“ Erst blättere ich, dann lese ich, und plötzlich fällt mir ein: da haben wir ja ein interessantes Menschenalter-jubiläum zu feiern vergessen: Schier dreißig Jahre . . . Das war die große Zeit des Conflicts, damals war das preussische Abgeordnetenhaus noch nicht auf dem Wege zum Herrenhaus, damals, ja damals! . . . Wär ich ein freisinniger, ich weinte mir die Augen wund. Seien wir ein bißchen sentimental und schwelgen, fröstelnd im Herbst, in den heißen Reizen fortschrittlicher Hochsommerzeit, in den vergilbten Erinnerungen an jene Tage, an denen man das Banner der Freiheit so hoch halten konnte, wie man nur wollte: Das war ein ideales Vergnügen, wenn auch die Nächte unter den Achseln plagen mochten.

1860. Die Regierung will eine Heeresorganisation. Die Liberalen wollen sie nicht; denn besagte Reorganisation erforderte $9\frac{1}{2}$ Millionen Thaler: man sieht, vor einem Menschenalter war die gute alte Zeit bestimmt noch vorhanden — $9\frac{1}{2}$ Millionen Thaler, und man hatte eine complete Heeresreorganisation. Gewiß konnte man damals noch für einen Groschen ein Pfund Rindfleisch und für einen Thaler ein unverschuldetes Rittergut kaufen. Die Kammer lehnt schließlich die Wehrvorlage ab, bewilligt aber provisorisch das Geld auf ein Jahr. 1861. Die Regierung verwechselt einmalige mit fortlaufenden Ausgaben und führt die Reorganisation durch, als ob für jedes Jahr 9 Millionen Thaler bewilligt worden wären. Waldeck will bereits garnichts mehr geben, die Kammer spendiert noch einmal die Summe als Extraordinarium. Friedrich Wilhelm IV. stirbt. Die Fortschrittspartei erblickt am 9. Juni das Licht der Welt. 6. December: Wahlen. Rund 100 Fortschrittler, nur 24 Conser-

vative. 1862. Die widerspenstige Kammer wird am 11. März aufgelöst. 6. Mai: Neuwahlen: Uebermals regierungsfeindliche Majorität. Am 23. September streicht das Haus alle Ausgaben für die Heeresreorganisation, — Bismarck wird Ministerpräsident, und die Heeresreorganisation wird ohne Kostenbewilligung fortgesetzt. 1863: Adressdebatte vom 27.—29. Januar. Schließlich wird die Virchow'sche Adresse, die der Regierung Verfassungsbruch vorwirft, mit 255 gegen 68 Stimmen angenommen. Am 2. September wird die Kammer abermals aufgelöst, und die Wahlen vom 28. October ergeben nur 37 Abgeordnete für das Ministerium . . .

In jener denkwürdigen Adressdebatte nun kamen ganz paradoxe Ansichten zu Tage. Man stritt sich nämlich um die Vorzüge und Nachteile des preussischen Landtagswahlrechts und — doch hören wir: „Es ist gesagt worden, es hätten sich nur 27 Procent der Bevölkerung bei der Wahl beteiligt. Es ist damit angedeutet, daß das Abgeordnetenhaus eigentlich nicht den wahren Willen des Landes repräsentiere. Das nötigt mich, mit ein paar Worten auf die Entstehung und auf die Bestimmungen des Wahlgesetzes hinzuweisen. Das Wahlgesetz ist nicht, wie andere Gesetze in der folgenden Zeit, verfassungsmäßig entstanden, das Wahlgesetz ist octroyiert; es ist von dem Ministerium octroyiert, welches die National-Versammlung und die zweite Kammer im April auflöste. Das Wahlgesetz legt, offenbar mit Absicht und, wie sich damals auch gezeigt hat, mit Erfolg, die ganze Entscheidung, die ganze Wucht, in die Hände der besitzenden Classen . . . Meine Herren, wenn bei einem solchen Wahlgesetze zwei Wahlen hintereinander — die zweite unter der stärksten Beeinflussung der Staats-Regierung — dasselbe Resultat geben, dann glaube ich, kann wohl bei der Regierung kein Zweifel darüber sein, wie das Land denkt und ob die Abgeordneten in diesem Hause den Willen des Landes wirklich repräsentieren. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß ein und derselbe Geist durch alle Schichten der Bevölkerung, auch der intelligenteren und wohlhabenderen, weht, mit Ausnahme der wenig zahlreichen Anhänger des Ministeriums.“

Man merkt aus den letzten Worten, daß diese Lobpreisung des Landtagswahlrechts — einen Oppositionsmann von der Linken zum Autor hat. Ein anderer aber sagte: „Es müßte im jetzigen Augenblick schon ein eigentümliches Wahlgesetz sein, welches der königlichen Regierung die Majorität verschaffen könnte! (Heiterkeit. Sehr richtig.) Denn es ist wohl unzweifelhaft, daß die besitzenden Classen, die Intelligenz und das Vermögen im Lande, gegen die Staatsregierung sind.“ Ministerpräsident von Bismarck jedoch, dessen „gesellschaftlichen Gewohnheiten“ es schon damals widersprach, gegenrische „Kritiken über meine Einsicht, Verstandeskraft, Gewohnheiten“ zu beantworten, spottete über dieses Wahlgesetz, das die Abgeordneten nicht berechnete; sich mit dem Volk zu identificieren: „Es ist gestern schon hier vom Ministertische aus und vorgestern von der Tribüne darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Beteiligung bei den Wahlen eine geringe gewesen. Ich lasse dahin gestellt sein, ob es 27 oder 34 Procent gewesen . . . Die Majorität dieser 27 oder 34 Procent wählt die Wahlmänner — ich denke mir nach einer oberflächlichen Berechnung etwa 70 000. Die Gesamtheit der Wahlmänner vertritt also die Majorität der gedachten 27 bis 34 Procent; wenn ich diese Majorität hoch anschlage, mögen es 20 bis 25 Procent der Gesamtsumme sein. Diese werden durch die Gesamtheit der Wahlmänner vertreten. Sie, meine Herren, gehen aus der Wahl der Majorität der Wahlmänner hervor, also mit Sicherheit aus der Hälfte von 20 bis 25 Procent + 1, vielleicht auch + 3 (Heiterkeit). Ich glaube, meine Herren, das Rechen-Exempel ist ganz unbestreitbar. (Große Heiterkeit.) Ich entnehme aus Ihrer Heiterkeit die volle Zustimmung zu seiner Richtigkeit . . .“

Wie ein kleines lumpiges Menschenalter ein dürres Protocoll der Verhandlungen eines hohen Hauses in ein lustiges Schelmen- und Märchenbuch verwandeln kann! Wie die Gravität politischer Deductionen sich auf einmal in eine lachende Frage erleichtert, und die großen Procuristen der Weltgeschichte uns vertraulich zuflüstern: „Das ist ja doch alles nur Spaß mit den Beweisen, Komödie, mein Lieber, Komödie! Wir wollen das nämlich; weil aber in unserer pruden Zeit der Wille sich geniert, nackt zu gehen, so wickeln wir ihn in Begründungen anständig ein. Komödie, Komödie!“

1863 schafft das Dreiclassenwahlssystem eine oppositionell-fortschrittliche Mehrheit, und die Regierung verhöhnt dies System, 1893 erzeugt daselbe nur noch ein wenig häßlicher gewordene Umding beinahe eine conservative Majorität (mit 45 Landräten), und die dürftigen Hinterbliebenen jener stolzen Heldenschar, 20 Freisinnige — darunter sogar eine Anzahl Nicht-Unentwegter — klagen dies elendeste der Wahlssysteme bitterlich an, ob ihrer Niederlage. Und wenn heute eine Debatte über das Wahlrecht entstände, so würden die Herren rechts sich hochgemut als die Repräsentanten des Volkswillens bezeichnen, und die paar Freiheitsmänner würden sich über diese Einbildung belustigen und höhnlisch auf die paar Procent Staatsbürger verweisen, die überhaupt an dem Wahlsact sich beteiligt haben.

Wie löst sich das Rätsel? Warum wirkt das gleiche Wahl-system 1863 radical und 1893 reactionär? Sind die Menschen feiger geworden, daß sie nicht mehr öffentlich für einen Freisinnigen einzutreten wagen? Wohl kaum; denn die Wahlbeeinflussungen von heute sind ein Kinderspiel gegen die von 1863, es ist heute kaum noch eine Gefahr, freisinnig zu wählen. Sind die Menschen conservativer geworden? Nein, denn der Reichstag erweist das Gegentheil. Haben die Verhandlungen des Landtages kein Interesse mehr? Die Fortsetzung der Militairpolitik spielt sich allerdings im Reichstage ab, aber es sind doch schlimme, dringende Fragen genug, die im Landtage der Lösung harren. Und rege und gespannt beteiligt sich eben das Volk an den bayrischen Landtagsverhandlungen, die an geistigem Gehalt weit die Reichstagsdebatten der letzten Zeit überflügeln.

Das Rätsel löst sich anders. Das Ergebnis der letzten Wahlen bedeutet das Ende einer alten Partei und den Anfang einer neuen Zeit. Das tönende Wort „Freiheit“ übt keinen Reiz mehr aus, die politisch-formellen Fragen sind zur Nebensache geworden, und das sociale Interesse ist die überragende Macht, auch in dem preussischen Landtage. Man fürchtet sich nicht, für die alte politische Freiheitspartei einzutreten, sondern es lohnt sich nicht den anders gearteten Menschen von 1893. Der Freisinn ist nicht an dem Wahl-system, sondern am — Freisinn zu Grunde gegangen.

So lange Bismarck herrschte, wurden die Geister der Conflictszeit jeden Augenblick wieder wach gerufen. Die Conflictstimmung kam nie ganz zur Ruhe. Mit genialer Kunst verstand es Bismarck, jederzeit die aufregendsten politischen Circusspiele dem Volke zu schaffen. Ueber diesen politischen Spielen wurden die socialen Sphingfragen vergessen, wenigstens beiseite geschoben. Es gab immer etwas zu sehen und zu bestaunen; irgend ein Grund, sich politisch aufzuregen, war stets vorhanden. Die Gegensätze von Liberalismus und Conservatismus blieben lebendig, und die liberale Bourgeoisie konnte sich den Heldennut bewahren, für Freiheit zu schwärmen, zu kämpfen, zu leiden. Die Adhäsionskraft Bismarcks bewahrte die radicale Partei des bürgerlichen Liberalismus vorm fallen. Das historische Verdienst des Caprivismus ist seine programmäßig durchgeführte Langweiligkeit. Dadurch bekam man Ruhe, Einkehr zu halten in das Wesenhafte der modernen Cultur: man konnte social denken und erkennen lernen.

Niemals ist dieser Umschwung des öffentlichen Geistes so grell und greifbar in die Anschauung getreten, wie jetzt, bei den preussischen Landtagswahlen. Die Freisinnigen haben ausgespielt, weil sie vornehmlich eine politische Partei sind. Die Besitzenden haben sich vom Freisinn abgewendet, weil er ihnen zu radical, zu laut ist. Der Nationalliberalismus genügt ihnen für ihre Bedürfnisse. Ihre Oppositionslust könnten sie allenfalls auch bei den Conservativen bethätigen, die sich ja zu der Partei der Unzufriedenen des Besitzes auszuwachsen scheinen. Kleinbürgerlicher Unmut fand aus demselben Grunde am Conservatismus Gefallen, oder er ging vom Freisinn zum Antisemitismus über, der doch immerhin ein wenig social angefchminft ist. Die Mehrheit des Volks aber, die einer neuen Sehnsucht huldigt, die vom kalten Manchesterthum ebensowenig wie von der Reaction etwas wissen will, hat ihre Meinung deutlich und bestimmt ausgesprochen, indem sie die Wahlen — boycottierte. Und in diesem Boycott glimmt verstohlen und nur den Wissenden offenbar eine neue — Conflictzeit. Wie vor 30 Jahren befindet sich das Volk in einem Conflict mit der Regierung, der sachlich weit

schärfer ist als der der sechziger Jahre, wenn er der Form nach auch ein beinahe humoristisches Gepräge zeigt. Das Volk verzichtet feierlich auf ein gnädig gewährtes Recht und gönnt seinen Todfeinden einen wohlfeilen Sieg, im Gefühle seiner unüberwindlichen Kraft. Vielleicht ein Vorgang ohnegleichen in der Geschichte, dieser gemüthliche, stille, seelenruhige Verzicht auf ein Recht! Die Masse boycottiert die Wahlen, weil sie zu mächtig sich fühlt, als daß sie sich mit Abfällen politischer Rechte zufrieden gäbe. Man läßt seine Gegner triumphieren, weil man mit dem Steinklopferhannes überzeugt ist: „'s kann mer nig g'schehn.“

Es scheint, als ob die Sieger in den letzten Landtagswahlen ein dunkles Gefühl haben, daß ihr Erfolg ein boshaftes Spottgeschenk der Gegner ist. Ihr Jubel klingt gedämpft, und sie sind vorsichtig in den Androhungen von Machtbeweisen. Das Schweigen des Volks flößt ihnen Furcht ein. Sie mögen nicht glauben, daß man in Preußen plötzlich so conservativ gefinnt ist, während in den bayrischen Kammern eben die ersten Socialdemokraten erschienen sind und in Sachsen die letzten Wahlen erwiesen haben, daß sich die Socialdemokratie in 12 Jahren verfünfzehnfacht hat. Sie ängstigen sich vor einem Ueberfall der Volksgeminnung, die so unheimlich still ist.

Das Dreiclassenwahlssystem ist die größte gesetzgeberische Perfidie, die denkbar ist. Sie zielt auf eine Fälschung ab, und in dem sinnlosen System der Wahlmännerwahlen steckt die listige Berechnung, daß man ein paar Leute billiger und leichter auf alkoholischem oder einem anderen Wege gefügig machen kann, als eine große Anzahl. Daß dieses widersinnige und unmoralische System gelegentlich — wie 1865, wo die Besitzenden radical waren — eine oppositionelle Vertretung erzeugt, ändert nichts an dem Verdict. Der Constitutionalismus beruht auf dem Princip, daß das Volksgesetz zum Ausdruck gebracht werden soll. Parlamente sind nicht dazu da, um Kants „Kritik der reinen Vernunft“ durch Mehrheitsbeschluß eine definitive Erklärung zu verschaffen — dann würde man ein Wahlssystem nach der „Bildung“ billigen können —, sie haben noch weniger den Zweck, den Besitzenden zu ihren sonstigen Vorzügen auch noch den des legislatorischen Einflusses zu gewähren — das

kann nur eine an Eigentumsmanie erkrankte Zeit billigen — Parlamente sollen gleichsam ein kunstvolles Abbild der Gemütsstimmung des Volks sein. Was sie wünschen und begehren, was Thörichtes und Kluges, Schönes und Häßliches in ihm ringt und drängt, das soll in getreuer Nachgestaltung die Volksvertretung zum Ausdruck bringen. Und das Vernünftigste wird siegen, das Notwendige sich durchringen! Auch das Volk ist sich in seinem dunkeln Drange des rechten Weges wohl bewußt. Wer diesen Glauben nicht hat, der thäte am klügsten, sich am nächsten Baume aufzuknüpfen, aber dauerhaft.

Am 27. Januar 1863 schloß Ministerpräsident von Bismarck seine Rede mit folgenden Sätzen: „Es ist ein eigentümliches Zusammentreffen, daß die Beratung dieses Manifestes (der Adresse), welches unserem königlichen Herrn überreicht werden soll, gerade zusammenfällt mit dem heutigen Geburtstag des jüngsten mutmaßlichen Thronerben. In diesem Zusammentreffen, meine Herren, sehen wir eine verdoppelte Aufforderung, fest für die Rechte des Königtums, fest für die Rechte der Nachfolger Sr. Majestät einzustehen. Das preußische Königtum hat seine Mission noch nicht erfüllt, es ist noch nicht reif dazu, einen rein ornamentalen Schmuck Ihres Verfassungsgebäudes zu bilden, noch nicht reif, als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden.“

Der jüngste mutmaßliche Thronerbe, der am 27. Januar 1865 Geburtstag feierte, ist heute deutscher Kaiser. Noch nie ist das preußische Königtum so wenig reif gewesen, einen rein ornamentalen Schmuck des Verfassungsgebäudes zu bilden, als angefangen dieses Landtages von 1893, in dem die Diäten eigentlich Dienstzulagen für Landräte sind. Jene „verdoppelte Aufforderung“ ist glänzend erfüllt worden, aber noch fern der Verwirklichung ist jenes zweite, am 27. Januar 1863 von Bismarck ausgesprochene Verlangen: Beseitigung des preußischen Dreiklassenwahlsystems. . .

Doch vielleicht: nicht fern. Wird dem Einiger Deutschlands das dankbare Volk nicht auch den zweiten Wunsch befriedigen?





Ein fäulnisproceß.

(1895.)

„Es war J. f. Gn. (Herzog von Elegniß) und unser Thun nur dieses, daß wir spazieren gingen, in die Kirchen, Zeug- und Provianthäuser, nach schönen Jungfern ausschauten, sofften, spielten, lustig und guter Dinge waren, wie denn zu Augsburg solches wohl sein kann und Gesellschaft genug vorhanden ist. J. f. Gn. spielten täglich mit den Geschlechtern der Bürger und gewannen in 3½ Wochen doch nicht über 170 Thaler.

Des schlesischen Ritters

Hans von Schweinichen eigene Lebensbeschreibung.

8. Capitel (1575).

„Dem Juden spielte ich aber auf dem Rückwege einen bösen Poffen. Als er des Morgens seinen Sack anzog und ein Gebet tat (wobei sie sich durch nichts beirren lassen), zog ich ihm die Kappe über den Kopf, band sie zu und ließ ihn einige Stunden also liegen. Dann ließ ich ihm die harten Eier, die er zum Proviant mitgenommen hatte, mit Speck schmieren und die Kutsche in einem Pfuhl umwerfen. Ich hätte gern gesehen, daß der Jude den Hals gebrochen hätte, es wollte aber nicht sein. Auf dem letzten Nachtlager ließ ich noch meinen Jungen fleißig zuschlagen; that ihm also allen Verdruß ohne Verletzung seines Lebens.“

Ebenda. 14. Capitel (1599).

Leutnant von Plessen: „... Dort mieteten wir Zimmer und es wurde ein Malaospiel entriert. Ich muß bemerken, daß ich vorher in Ludwigslust sehr gut diniert hatte und

infolgedessen in sehr animierter Stimmung war. Ich setzte aus diesem Anlaß etwas leichtsinnig, obwohl ich nur etwa 400 Mark bei mir hatte. Ich verlor in kurzer Zeit 30 000 Mark.“ (Bewegung im Auditorium.)

Der Spieler- und Wucherproceß in Hannover (1893).

Leutnant von Plessen: „ . . . Auf Anraten des Herrn von Schierstädt telegraphierte ich an Abter: „Kommen Sie behufs Schuldenregulierung nach Ludwigslust.“ Abter kam noch an demselben Abend in meine Wohnung nach Ludwigslust. Herr von Schierstädt und Herr Redacteur Fölger-Berlin hatten sich in meinem Schlafzimmer versteckt, während ich den Abter in meiner Wohnung empfing. Ich sagte dem Abter sofort auf den Kopf zu, daß er und sein Freund falsch gespielt hätten, ich würde ihm daher die Spielschuld nicht bezahlen. Abter war infolgedessen sehr niedergeschlagen und jammerte, daß er in eine solche Gesellschaft wie Lichtner hineingeraten sei. Er verstand sich schließlich dazu, mir schriftlich zu geben, daß Lichtner ein ganz gefährlicher Falschspieler sei, daß er (Abter) auf die Forderung von 19 000 Mark an mich und auf alle Forderungen, die er eventuell an Officiere der deutschen Armee habe, Verzicht leiste.“

Präsident: „Das kann doch aber Abter unmöglich freiwillig gethan haben? Herr Zeuge, Sie haben nicht nötig, sich selbst zu belasten.“
Ebenda.

Man hat es diesmal sehr eilig, die öffentliche Meinung zu consolidieren. Der große Spieler- und Wucherproceß in Hannover hatte kaum begonnen, da erschienen bereits in den Blättern Würdigungen der gerichtlich aufgenommenen Sittenbilder, die den Tiefsinn der Ahlwardtschen Zwillingsformel: „Juden und Junker“ in seiner ganzen Gardegröße selbst den wenigen noch immer vorhandenen Neidern und Feinden des populärsten arisch-reinen Vollbluts enthüllte. Jeder wollte dem anderen zuvorkommen mit den notwendigen Gesichtspuncten und den allein richtigen folgerungen. Eine allgemeine, hoffentlich nur stilistisch-journalistische Kenntnis von Pestbeulen trat zu Tage und löste die bisher auf dem Repertoire dominierende „ausgleichende Gerechtigkeit“ der Steuervorlagen ab. Die Diagnosen der Pestbeulen drängten einander und rangen um den Sieg; je früher man mit seiner Theorie auf dem Markte erschien,

um so leichter währte man die lenkbaren Gemüther für sich zu gewinnen. Wer sind die Schuldigen? die Angeklagten oder die Zeugen? die Juden oder die Junker? — das war die große Frage, die man durch Fixigkeit zu erledigen suchte.

Demgemäß entwarf man zwei Sorten von Culturgemälden. Die einen malten den typischen dämonisierten Juden: Mit unwiderstehlicher Verführungskraft ausgestattet, lechzt er nach germanischem Blut und deutscher Beute. Mit teuflischen Ränken lockt er seine Opfer, und hat er sie, wehe ihnen: sie werden mit allen Thicanen eines fanatischen Ritus geschächtet, ausgeweidet, vernichtet, langsam, bedächtig, Schnitt auf Schnitt, mit quälerischer Bosheit. Und diese Opfer! Gretchen männlichen Geschlechts sind sie: leichtlebig, harmlos, blond und bieder, machtlos verfallen mephistophelischer Kunst. O weinet, weinet über die armen Verführten, und Rache den Vampyren, die zumeist Rosenberg heißen! Na, usw. Wenn die Leute, denen das Gewöhnliche zu gewöhnlich ist, die Weiber zu Dämonen machen, warum soll man uns nicht ein bißchen die Juden dämonisieren? Ich meinerseits habe von einem dämonisierten Rosenberg einen größeren Kunstgenuß, als von einem gewöhnlichen Wucherer und Falschspieler mit einem kleinen Zusatz von Vorbestraftheit.

Die anderen aber schleppen die Zeugen auf die Anklagebank: das sind die Edelsten, das sind die nothleidenden Agrarier, das ist der Militarismus. Spielen, Schuldenmachen, Prassen ist ihr Leben. Hochmütig sehen sie auf das bürgerliche Pack herab, und insgeheim spielen sie mit verkommenen Juden die Nächte durch, und Adlige sind die Schlepper von Halsabschneidern und Gaunern!

Die Lamentationen unserer Antisemiten darf man nicht allzu tragisch nehmen. Die Gauner, die dort in Hannover gerichtet werden, bereichern doch eigentlich nicht das antisemitische Anklagematerial, sie erhöhen nicht den Procentsatz des jüdischen Verbrechertums; denn die Herren Antisemiten haben doch das Vergnügen gehabt, bereits bei früheren Gelegenheiten diese entarteten (oder auch: noch nicht wieder gesundenen) Sprossen Israels zu notieren: es sind ja vorbestrafte Subjecte.

Die Leute, die den unter dem Sammelnamen Antisemitismus zusammengefaßten Wust von conträren Erscheinungen mit glatten simplen historischen Gesetzen fundamentieren, vergessen den unschätzbaren Verlegenheitswert, den der Antisemitismus birgt. Der Jude leiht auch den Leutnants vom Gei st die nötigen Mittel, damit sie standesgemäß litterarisch und politisch „spielen“ können. Man hat es nicht nötig, sich über politisch-social Probleme den Kopf zu zerbrechen; denn die antisemitische Zellentheorie lehrt: Omnia ex judaeo, und das Rätsel der Welt ist damit geglättet, gelöst. Eine einzige Apperception wandelt das Labyrinth in eine Berliner Stube. Welcher sparsame Hausvater im intellectuellen Betrieb wird da nicht Antisemit werden!

Hören wir einige dieser antisemitischen Urteiler. Zunächst eine melodramatische Schreckenskammermusik: „Das Ende vom Liede war es dann, daß greise Väter ihr Letztes hingaben, daß Pistolenschüsse in den Winkeln des neuen Erdteils verfehlte Existenzen abschlossen, daß unseligen deutschen Müttern das Herz brach und daß die jüdischen Gauner vergnügt und froh in den exclusivsten Officierkreisen weiter verkehrten. Das arbeitete da alles ineinander, wie ein Räderwerk. Ferrle hielt das Opfer, Abter that den Schächtschnitt, Heß und Seemann fingen das Blut in den Opferschalen auf. O sie kennen das Princip der Arbeitsteilung, die Helden Israels!“

Viel tiefer in die Nachtseiten des Teiles des Zeitgeistes, der als Privathirn des betreffenden Schriftstellers ein trauriges Dasein führt, viel tiefer also in die Nachtseiten seines Geistes taucht der Schöpfer der folgenden — erkühnen wir uns! — philosophischen Betrachtungen: „Wir vergessen nicht, daß zügelloses Trinken und Spielen uns von dem wohlwollendsten römischen Geschichtschreiber der alten Germanen als eine Grundgewohnheit dieser unserer Vorfahren verbürgt ist; wir erkennen ganz deutlich, daß der bis zur Selbstvernichtung freudige Wagemut im Kampfe mit der Drangabe der ganzen wirtschaftlichen Existenz und Freiheit im Spiele seelisch auf einem und demselben Baum blüht. Wir sind also völlig im stande, in jenen Officieren, welche so sorglos ihr und ihrer Eltern Vermögen auf das Glück der Karten setzen, mit einem gewissen Stolze noch die-

selben Männer zu erkennen, welche im Gewühle der Feldschlacht ebenso unbekümmert als heldenmütige Führer ihrer Soldaten in den Tod stürmen.“

Aber, meint der Verfasser weiter, der ganz richtig die reizbedürftige Blasiertheit mit der Kriegsgelüfte, die Aufregungen des Spiels mit dem höheren Amüsament der Großmehgerei in Zusammenhang bringt, aber, meint er, die altgermanische sonst recht löbliche Sitte des Spielheldenmuts sei doch nicht mehr recht zeitgemäß und müsse dementsprechend amendiert werden. Dergestalt wird das in der Spielwut niedergeschlagene Germanenblut ein Uebel, und die ursprünglichen Spielhelden werden Spielsünder. Mit dieser Erkenntnis aber blüht die Notwendigkeit auf, die Officiere überhaupt von dem Vorwurf zu reinigen, daß sie der weiland Tugend, nunmehrigen Sünde des Spiels huldigen: „Unsere Officiere sind nicht alle Spieler, weil einige von ihnen sich in diese Leidenschaft verirren; im großen und ganzen sind sich die Führer unserer Soldaten der hohen Ehre wie der Pflicht bewußt, die ihnen ihr Führeramt auferlegt. Könnte man sie durch bessere Vorsorge für ihre etwaigen wirtschaftlichen Verlegenheiten und etwa auch durch ehrenwörtliche Verpflichtung gegen Versuchungen mehr als bisher sicher stellen — um so besser für sie und für unser ganzes Volk!“

Die Sache ist damit erledigt, nun aber kommt die Hauptsache: „Wenn unverkennbar jene leichtsinnigen Spieler dafür zeugen, daß gewisse Lebensgewohnheiten und Gesinnungen des Adels und Großgrundbesitzes zur Vernichtung reif sind, so zeugen noch tausendmal deutlicher die jüdischen Wucherer Abter und Genossen dafür, daß das gesamte Judentum, soweit es jetzt in Deutschland bürgerliche Rechte genießt, ohne Ausnahme reif ist mindestens zur Beschränkung auf den früheren Zustand des Schutzrechtes, wenn nicht gar zu gewaltsamer Ausweisung aus unserem Lande.“

Da haben wir den litterarischen Va-banque-Spieler, der mit doppelten Kugeln auf der Roulette des Antisemitismus zu gewinnen sucht, freilich mit geringem Geschick. Weil hundert und etliche Officiere Spieler sind, darum spielt natürlich noch nicht der ganze Officier-

stand. Weil aber ein halb Duzend Juden Gauner sind, darum fort mit dem ganzen Judentum! Welche Tölperei im litterarischen Falschspiel! Wie unvorsichtig, den Trugschluß frecher Generalisierung erst zu entlarven und dann in der zehnten Potenz selber zu wiederholen. Unter den angeklagten Gaunern befanden sich auch zwei Officiere. Bilden diese zwei Officiere nicht einen weit höheren Bruchteil der 20 000 Officiere, die es überhaupt giebt, als die paar Juden unter den 500 000 Glaubensgenossen? Mit jener Logik könnte man erheblich begründeter das gesamte Officiercorps als eine Rotte von Schleppern und Falschspielern bezeichnen. Nimmt man aber gar die 100 Zeugen zum Anstoß der entsprechenden Generalisierung, so reichte das ganze Heer nicht aus, um den Umfang der Beschuldigung zu erfüllen, und ein paar Duzend Militairvorlagen vom 1893 er Kaliber müßten erst das nötige Material beschaffen, um die Beschimpfung in der ganzen proportionalen Größe zu fassen.

Diese blinde Wut aber, diese wahnsinnige Eile, mit der man auf allen Seiten es versucht, als erster einen Sündenbock dem Volke darzubieten, ist charakteristisch für den Seelenzustand unserer Zeit.

Ein erschöpfter Taumeltanz, ein zuchtlos ekelmüder Kakan der Gehirne buhlt um die Gemüter der Menge. Fast ist man versucht, den gesunden Proletariern recht zu geben, die von der unrettbaren Fäulnis der bürgerlichen Gesellschaft reden. Solch litterarischer Abhub, wie ich ihn oben kennzeichnete, findet sich in den proletarischen Schöpfungen nicht: Vielleicht ödet die selbstverständliche Plattheit, die großspurig nüchterne Aufgeklärtheit, aber immer versöhnt das Ringen um Wissen, Vernunft, Klarheit. Zu dem Aberwitz eines Bewer oder des Schreibers jener Tiraden sinkt diese Litteratur nie. Während man im vierten Stand die Dinge der Welt, vielleicht falsch, aber doch immer nach klaren Gesetzen zu construieren, abzuleiten und aufzubauen sucht, während man hier im Geschichtsmaterialismus eine Weltanschauung mit ordentlichem Schwergewicht besitzt, wankt man dort in rüder Trunkenheit zwischen zufälligen Symptomen und tollen Allgemeinheiten, in sinnloser Angst vor geistigen Inficierungen beflissen, die anderen zu sich zu verführen. In der Gesetzgebung scheint man nur noch auf zufällige Gelegenheiten activ zu reagieren: der Feinze-

Proceß schafft ein Sittlichkeitsgesetz, der Mordanfall eines vermutlich gestörten Officiers auf einen unschuldigen Redacteur regt zu Maßregelungen der Presse an, eine umfassendere Tarifreform im Eisenbahnwesen werden wir, sofern nicht ein wichtiger Vertrauter des Zeitgeistes gelogen hat, dem Fahrkartenschwindel etlicher schlecht-bezahlter Schaffner zu verdanken haben, eine sittliche Reformierung des Officierwesens endlich blüht uns aus dem Spielerproceß. Diese ungehemmten, zweck- und planlosen Reflexbewegungen, durch die jeglicher Reiz ausgelöst wird, bilden nicht erst etwa seit dem „neuen Curs“ das Stigma der Zeit, wie der Anticaprivismus, dieser politische Antisemitismus, uns glauben machen will. Gerade dieser Anticaprivismus, der jetzt in eleganter, fein-anstößiger Verpackung so willige und so zahlreiche Abnehmer findet, ist wieder ein Beweis für das völlige Unvermögen, die Dinge im ursächlichen Zusammenhang zu überblicken. Nichts ist naiver, als alle Schuld an schmerzenden Verhältnissen der Persönlichkeit eines zweiten Dieners des Staates aufzubürden, dieses Staates, der doch selbst nur der mißhandelte Slave einer Oligarchie von Mächten ist, die nach barbarischer Gesindeordnung Zucht halten. . . .

Ich habe den Spielerproceß in Hannover zum Anlaß genommen, um einmal auf den wirren Eifer hinzuweisen, mit dem man die öffentliche Meinung über Einzelercheinungen mit mehr Fügigkeit als Nichtigkeit zu bestimmen sucht. Man argwöhnt in dieser öffentlichen Meinung eine explosive Kraft, eine gewaltige Spannung, die zu Neuem, Großem drängt, darum müht man sich, sie zu bannen und zu binden, sie in fruchtbare Arbeitskraft für das eigne, bankrotte Gewerbe zu wandeln. Das Urteilsfieber, das jener Proceß erzeugt hat, ist das interessanteste Ergebnis des Scandals: die geheime Todesangst der Zeit.

Betrachtet man nun die Verhältnisse, wie sie der weitbeschriebene Proceß aufgedeckt hat, mit den Augen des Culturhistorikers, so gerät man unwillkürlich in einen lachenden Optimismus, trotz aller düsteren Stimmungen. Die sittliche Jornesklage über die Verderbnis der Zeit ist ja eigentlich nur die schmerzhafteste Form, in der das culturelle Zahnfleisch sich äußert. Die Entwicklung unserer moralischen Weiswerkzeuge geht

eben ohne Lamentationen nicht ab. Man muß gestehen: Seit den Tagen des Herrn von Schweinichen haben wir doch einige Fortschritte gemacht, wenn sich auch die Zusammengehörigkeit von Junkern und Juden noch erhalten hat. Während man damals ungeniert, mit dem Herzog mantel geziert, die wüßteste Völlerei trieb, ist man heute zumeist nur Leutnant und höchstens sehr animiert.

Während zu jener Zeit der zuvor angepumpte Jude mit rothjokoser Gewalt von dem Adligen geprellt, geschunden, betrogen wurde, läßt der junge Germane heute seinen verehrten Spielgenossen jüdischer Confession höflich zu sich ein, nachdem er zuvor ein paar germanische Collegen im Schlafzimmer verborgen hat, und überzeugt dann den gewinnreichen Corrector des Glücks durch lebenswürdiges Schütteln des Kopfes von der Nothwendigkeit, auf unbequeme Schuldforderungen zu verzichten. O ja, die Abkömmlinge des Adels und des Judenghetto's haben ihre gegenseitigen Beziehungen im Laufe der Jahrhunderte verfeinert und gesittigt. Die Technik ist vollkommener geworden. Rückfälle in die Zeit des faustrecht's — Wucher- und falschspiel — werden strenge geahndet. So hat denn auch der Proceß zu Hannover mit harter Verurteilung der Pump- und Spielgauner geendet. Die Ausbeutung einer freilich immer noch recht standesgemäßen Notlage flotter Officiere wurde als Wucher bestraft, und die großen Spielverluste der leichtsinnigen Jugend wurden dem verbesserten Glück der durch die bisherigen Isolationscuren nicht gebesserten Fachmänner zur Last gelegt. Es half Herrn Dr. Frith Friedmann nichts; die gemüthliche Easierhaftigkeit dieser schlechten Welt wurde criminalistisch verdüstert. Trozdem der Herr Verteidiger der abgesagte Feind jeder sittlichen Entrüstung ist — er hat den ganzen Vorrat in der Bekämpfung des Naturalismus verbraucht — entschied der Gerichtshof in Uebereinstimmung mit der sittlichen Entrüstung des Publicums. Nebenbei: die deutsche Gesetzgebung sieht im Glückspiel nur die wirtschaftlichen Schäden, seine strafbaren Formen gelten als Vermögensdelicte. In der österreichischen, englischen und italienischen Gesetzgebung sind die strafgesetzlichen Bestimmungen gegen das Glückspiel Maßregeln der öffentlichen Sittlichkeit. Das Spiel erscheint nicht unter dem Gesichtspunct der materiellen, sondern

dem der ethischen Besitzschädigung; hier sind also „wir Deutschen“ nicht der Träger des Idealismus.

Die öffentliche Meinung aber begnügte sich nun nicht damit, daß die Angeklagten nach Gebühr abgestraft wurden, sie zerrte denen zum Troß, die von den dämonischen Augen der Herren Abter zc. nicht loskommen konnten, die Zeugen auf die Sünderbank, und erging sich in allerlei socialreformerischen Betrachtungen. Den Gutmütigen lag vor allem die Sorge ob, wie die armen, unerfahrenen Jünglinge vor den Schlingen des Wuchers geschützt werden könnten. Ich halte hier eine Heilung für recht schwierig. So sehr das Gesetz den Armen vor der Ausbeutung seiner Notlage schützen muß, um soweniger kann der Schutz der „standesgemäßen Notlage“ Aufgabe des Staates sein. Niemand würde so oft und so verwegene ein draconisches Wuchergesetz zu umgehen wissen, als der Standesgemäße, der zu Geld kommen will. Ehrliche Leute haben nun einmal die Angewohnheit nichts zu leihen. Darum ist der Wucher in gewissem Sinne ebenso unentbehrlich wie die Prostitution. Die Askese ist ein Heilmittel, hier wie dort; aber auch das Spiel gehört ja wohl zu jenen „elementaren“ Naturbedürfnissen, mit denen gegenwärtig die „starke Individualität“ den „schwächlichen Moralismus“ bekämpft. Vielleicht entschließt man sich, ein Landescreditinstitut zur Bezahlung standesgemäßer Spielschulden zu gründen. Das wäre ein Ausweg! Zu erwägen wäre noch, daß ein etwaiger moralischer Aufschwung auch in den Reichsetat verhängnisvoll eingreifen würde. Bisher befanden sich die Einnahmen aus dem Spielkartenstempel in jener stetigen Progression, die jeder Finanzminister von den Einnahmen verlangen muß: 1889/90 1,10 Millionen, 1890/91 1,14 Millionen, 1891/92 1,18 Millionen, 1892/93 1,2 Millionen. Darf der Staat es dulden, daß man seine Hilfsquellen moralisch verstopfe? Es war so schon betrübend, daß man, wie aus dem Proceß ersichtlich ward, dem Staat den gebührenden Stempel entzog, indem man statt Spielkarten Streichhölzer verwandte.

Eine zweite Kategorie von politischen Schlüsselziehern hielt eindringliche Moralreden und bemühte sich, die verderbten Jünglinge bis zum Oberstleutnant aufwärts aus dem Pfuhl der Spiel leiden-

schaft zu ziehen. Neben dem hannoveranischen Proceß tagte eben die brandenburgische Provincialsynode; und die ungebärdigen Hazardspieler dort und die politischen Spieler hier, die ihre gereifte und ethisierte Spieleidenschaft an den Mischehen- und Ugendensstreichhölzern bewährten, standen in directer Ascendenz. Immerhin ist es erfreulich, daß selbst feudale Militairblätter aus diesem Anlaß die Allgemeingiltigkeit der bürgerlichen Moralanschauungen entdeckten. Die „Ehre“ ist also bereits antiquiert. Etwas wie eine lex Meyerinck oder Seemann dürfte erwartet werden. Wenn sich die neueste Sittlichkeitsbewegung bereits zum offenen Kampf gegen die in der angenehmen form von Wettrennen und Rennwetten geübte, staatlich protegierte Förderung der Pferdezucht erhoben hat, so läßt sich allerdings eine traurige Zeit notgedrungenener Spielfasten voraussehen.

Endlich — und das waren die unbequemsten Mahner — beutete man den Proceß gegen den agrarischen Conservatismus aus. Wer weiß, ob nicht auch der russische Handelsvertrag nach jener oben erwähnten modernen Tendenz, staatliche Actionen als Reflexbewegungen sensationeller Scandale zu vollziehen, aus der Fleischrechnung des Herrn von Meyerinck etliche Förderung ziehen wird. Ueber diese gegen die Agrarier gerichtete Tuganwendung aus dem Proceß, der ja sonst längst Bekanntes nur gerichtskundig machte, kommt man weder durch eine erhitzte Judenhetze noch durch Spötereien über die sittliche Tartufferie der liberalen Bourgeoisie hinweg, die den anderen mißgönnt, was sie sich selber gut schmecken läßt. Auch die von sachverständigen Satirikern behauptete dem Militairadel überlegene Concurrenz der Bourgeois auf dem Halbweltmarkt widerlegt nicht das Berechtigte jener Angriffe. Gewiß steckt viel Heuchelei in der bürgerlichen Presse; gewiß sind diese gesättigten Bourgeois nicht tugendhafter, wenn in Geldsachen vielleicht auch gewissenhafter, als die Feudalherren. Aber das öffentliche Interesse an der bourgeoisen Easterhaftigkeit ist doch äußerst gering. Diese Bourgeois sind ihrer politischen Besinnung nach liberal, sie verwerfen danach grundsätzlich jede Staatshilfe, sie sind zufrieden, wenn man ihnen das freie Spiel der Kräfte nicht allzu sehr fesselt. Anders steht es mit den liederlichen Vertretern des Junkertums; diese bilden

einen immerhin sehr bedeutenden Procentsatz der agrarisch-conservativen Partei, die vom Staate Schutz ihrer Interessen verlangt und in reichem Maße erhalten hat. Es ist nun einmal so, daß die Millionen, die seit Beginn der Schutzzollära aus dem künstlich verteuerten Brot der Masse gezogen sind, allerhöchstens 50 000 Grundbesitzern, in erheblichem Umfang jedoch nur 25 000 bei 5 276 344 landwirtschaftlichen Betrieben zu gute gekommen sind. Wenn Ignoranten diese Wahrheit nachschwächen, so entsteht daraus ebensowenig eine Gefährdung der Wahrheit, wie die Geißler der nachschwächenden Ignoranten durch die Verhöhnung zu Wissenden und Ueberwindern der allzu trivialen Wahrheit werden. Stehen aber die Dinge so, daß ein Teil dieser geschätzten Minderheit gerichtlich als unwürdig der Unterstützung aus allgemeinen Mitteln erwiesen wird, so hat man allerdings die Pflicht, scharf zu controlieren, wie weit der Umfang der Unwürdigkeit reicht. Es giebt kein schlimmeres Verbrechen, keines, das so empörend auf das Volk wirkt, das eine solche standesgemäße Notlage wie ein Paradies empfinden würde, als die Vergeudung allgemeiner Mittel für unwürdige privilegierte Minderheiten. Verlangt das Volk mit Recht Schutz gegen die nur durch die Freiheit unterstützte Uebermacht des bürgerlichen Besitzadels, um wie viel mehr hat es ein Recht, den von ihm mitunterhaltenen feudalen Adel auf seine Lebensführung hin zu prüfen. Deshalb hat der Spielerproceß thatsächlich ein politisches Interesse. Eine sittliche Entrüstung über eine Easenhaftigkeit, die ohne Staatshilfe, wenn auch leider ohne Staatshemmung, die Mittel ihrer Bethätigung gewinnt, kann man sich allenfalls schenken; wo aber Staatshilfe eingreift, darf und muß das Volk Controle üben.

Ich habe darauf hingewiesen, daß selbst feudale Blätter plötzlich dem Militaradel die Grundsätze der bürgerlichen Moral predigen. Ich gehe weiter: Der Militarismus wird erst dann gesunden, wenn er die proletarische Moral der productiven Arbeit sich imprägniert. Dieser Militarismus hat bisher eben noch keineswegs die erbliche Belastung seiner feudalen Abstammung überwunden; nur notdürftig ist die lockere Adelswirtschaft mit der strengen preußischen Beamtenpflichtourniert und mit etwas bürgerlicher Weise stilgerecht gemacht

worden. Ich kann es keinem Officier verdenken, wenn er die langweilige Vorbereitung auf ein technisch vollendetes Totgeschossenwerden durch kleine Lustbarkeiten würzt. So wie der Militarismus jetzt geartet ist, giebt er keinen Raum für schöpferische Arbeit, und tiefere arbeitsbegehrliche Männer werden schwerlich sich diesem Beruf zuwenden. Und doch birgt der Militarismus den Keim und den Stoff für gewaltige Culturleistungen. Leutnant Hoffmeister, der das Bedürfnis fühlte, mit seinen Soldaten sich über Menschliches menschlich zu unterhalten, mußte notwendig unnormal sein. Es ist ja durchaus nicht zu verlangen, daß die Officiere mit den Gemeinen etwa den Socialismus discutieren sollen. Aber eben so wenig reicht das bißchen Patriotendrill aus. Die ungeheuren Mittel, die wir für das Heer ausgeben, sind verschleudert, weil wir die Culturkraft der Institution nicht ausnutzen. Wenn das Heer keine Kastenzwecke hätte, wenn es eine Volksschule der Leiber und Geister wäre, wenn die Officiere ihre Autorität in edlem Lehrberuf, ihre Fähigkeiten in erzieherischer Thätigkeit verwenden würden, dann glaube ich, werden sie kein Bedürfnis nach noblen Passionen mehr fühlen; denn sie haben eine Aufgabe, nicht nur einen Posten, eine humane Mission, nicht ein cultur- und vernunftfeindliches, unfruchtbares Gewerbe.

Wird sich der Militarismus auf seine productive Aufgabe besinnen — vor seinem Ende?





Eine Reise um die Welt in drei Tagen.

• • • Romfahrt via Eisenach, Frankfurt, Zürich. • • •

(1893.)

Wer in der zweiten Augustwoche eine italienische Reise unternahm, der hatte Gelegenheit, auf drei Couponstationen seiner Fahrt in drei parlamentarischen Vereinigungen, in drei „Tagen“, die Welt unserer Gedanken, unserer Ideale und unserer Notdurft wie ein Wandelpanorama geistig zu durchqueren. Man konnte als Nachmittagskaffee zu Eisenach mit den ethischen Sommerfrischlingen humanitäre Kammermusik genießen, abends mit den Herren Obersteuermännern des Deutschen Reiches unter Miquel, als maître de plaisir, im frankfurter Zoologischen Garten sich auf chinesischem Nachtfest — o China, sinniges Symbol! — von der aus dem Zollkrieg bekannten Ueberarbeitung erholen, um endlich bei Sonnenaufgang auf dem Züricher Völkertag die Morgennebel einer neuen Zeit — mit der hüstelnden Brustschwäche des gebildeten übernachtigen Steptikers meinestwegen! — ahndevoll zu begrüßen.

Ich weiß nicht, ob die Herren Miquel, Matkahn, Bebel, Singer mit Frau Eina Morgenstern gemeinsam vom Anhalter Bahnhof zu Berlin abgefahren sind; es hätte eine hübsche Reiseunterhaltung abgegeben. Aber noch weniger weiß ich, ob es seitjehet in des Geschickes Absicht gelegen hat, daß Frau Eina Morgenstern bereits

in Eisenach aussteigen sollte, während die Herren Miquel und Maltzahn sich erst in Frankfurt von den beiden anderen gen Zürich eilenden Reisegefährten verabschiedeten. Konnte es nicht anders sein? Hätte die Firma Himmel selig Nachfolger nur eine kleine Veränderung in den irdischen Reisedispositionen ihrer Commis vorgenommen, sicherlich hätte Herr Miquel, der Communist von anno Eswareinmal, das Präsidium des Züricher Arbeitercongresses ausgeübt, Bebel aber würde zu Eisenach über die ethische Bedeutung der Frau und Maltzahn über die unsterblich gute Seele der Unternehmer gesprochen haben.

Und warum sollte das Schicksal von Haus aus nicht gewollt haben, daß Herr Singer in Frankfurt a. M. das Reich finanziell reformierte und Frau Eina Morgenstern als Unabhängige vom Socialistentag ausgeschlossen würde? Warum nicht, warum nicht? Ob Herr Miquel, der Veranlasser dieser Nachprüfung der historischen Entwicklung, wohl glücklicher wäre als Socialistenpräsident, denn als Reichssteuermann in der Eschenheimer Gasse? Lieber ein toter Hund, denn ein lebendiger Löwe, dieser Trostgedanke der Weltmüden, die schließlich zur resignierten Uebernahme eines Ministerportefeuilles sich beugen, mag ihn mit seiner jetzigen steuerplanvollen Existenz ausföhnen, ihm die düstere Grille verscheuchen, daß arm, jämmerlich arm ist, wer bar jedes schwärmenden Enthusiasmus sich an Nutzlosem, ohne Liebe des Volks, wiewohl unter dem Beifall freundlicher Mäcenaten und Schmarozer abquält. Ein toter Hund ist doch immerhin ein nützliches, mit seinem Fett sind franke gläubige Lungen gar zu heilen, aber ein Löwe — o, das ist ein gefährliches Wesen, und wer es ernst nimmt mit der Wahrung von Besitz und Bildung, jagt das Raubtier in festes Gegitter. Die utilitaristische Ethik der Weltmüden, die gefährlich nutzlose Communisten waren und Minister wurden, die sich nützlich zu machen verstehen . . .

Doch verträumen wir nicht die Zeit. Frau Eina Morgenstern ist bereits unruhig auf ihren Polstern geworden, hat prüfend aus dem Fenster geschaut, und endlich ruft der Schaffner: Eisenach, 4 Minuten! Folgen wir Frau Eina Morgenstern in die ethische Sommerfrische, zu deren Häupten einst Martinus Luther mit einem

Tintenwurf den Teufel zu verschrecken wählte, in demselben Aberglauben, der noch jetzt all die tausende armer Ritter vom Geiste beseelt, die der Hofrat Kürschner, gleichfalls in Eisenach, alljährlich versammelt.

Die „Zusammenkunft zur Förderung und Ausbreitung der ethischen Bewegung“, die vom 6. bis 14. August in Eisenach stattfand, vereinigt jene etwas edelrosthige Elite unseres Bürgertums, das akademisch gebildet aus alter lieber Gewohnheit auch an den Wehstuhl der Zeit mit dem akademischen Viertel tritt, während unsere proletarischen Kulturarbeiter pünktlich mit dem Glockenschlage sich eingefunden haben. Und diese verlorene Viertelstunde, fürchte ich, werden sie nicht mehr einholen. Man soll nicht spotten über diese Bemühungen, den nationalen Kastenstaat der Soldaten und Priester zum humanen Weltbürgertum des 18. Jahrhunderts zu erziehen. Aber es schwebt über diesen ethischen Kulturkämpfern ein Hauch des Posthumen, ein Duft des Antiquierten. Es ist der fatale Schiller der „Glocke“, der idealistische, blasse Harmoniejüngling wohlgesitteter Kefekränzchen, der als Schutzgeist über dem Bunde waltet, während doch der Dichter des kühnsten, was bisher auf der Bühne gewagt worden, der Schöpfer von „Kabale und Liebe“, in Wahrheit unser Nationalpoet ist. Dieser noch nicht zum Professor ernannte Hungercandidat sei — beiläufig gesagt — auch der neuen Volksbühne zu Berlin als Pate empfohlen; Concordia soll nicht ihr Name sein.

Es ist nicht zufällig, daß auf der Eisenacher Versammlung der Zusammenhang der ethischen Bewegung mit dem Freimaurertum besprochen wurde. Die Loge, die keine Juden, keine Socialdemokraten und keine Atheisten aufnimmt, ist so recht ein Musterbeispiel für bürgerliche Phrasenhumanität, die sich eigentlich nur jambisch äußern sollte. Nun wird freilich der ethische Bund als eine gereinigte Wiedergeburt der Freimaurerei gedacht, er soll interconcessionell, international, intersequal sein. Aber auch in dieser Vereinigung gut gesinnten Alten-Herren-Idealismus herrscht eine verzweifelte Neigung zu der fried samen Lösung: Politik und Religion ist ausgeschlossen. Unsere Politik und Religion, das ist aber die sociale Frage. Die

ethische Culturgesellschaft wird unfruchtbar neben der Entwicklung stehen bleiben, wenn sie in diesem *év καὶ νῆν* unserer Zeit nicht entschieden Partei nimmt. Das haben die jüngeren Geister der Gesellschaft auch gefühlt und ausgesprochen, so Dr. Harmening, der seinem Freisinn in entsagender Pflichterfüllung treubleibt, während heiße Neigung ihn zu wildem Liebesbunde lockt, so Dr. Reich, der verständnisvolle Förderer wahrhafter Volkskunst, so Rechtsanwalt Dr. Gerhard, während dem Universitätsethiker Professor Jodl aus den von Professor Tönnies empfohlenen Genossenschaften jene Casernenluft der Zukunft entgegenweht, von der man wünsche, daß sie auch unsere Kinder und Enkel verschone. Großen Beifall vermerkt hier ein Versammlungsbericht.

Es ist ja eigentlich das meiste sehr schön und sehr wahr gewesen, was zu Eisenach geredet worden ist. Namentlich verdient Herr Professor Förster Anerkennung, daß er in dieser Zeit eines leeren phrasenhaften Nationalismus den festen Begriff Mensch gegen die „volkliche“ Schützen- und Sedannebel zu Ehren bringt. Warum haben denn unsere Nationalen noch immer nicht versucht, eine Kunst der nationalen, stammhaften, statt der menschlichen Typen zu schaffen, warum müssen wir uns noch immer begnügen mit den „Geizigen“, den „Eingebildeten Kranken“, den „Fausts“, „Hamlets“, „Hjalmar Ekdals“ und „Prometheus“, warum enthüllt man nicht endlich einmal die Tragik des Ostpreußen oder des Liechtensteiners, warum zeigt man uns nicht den Franzosen, den Engländer auch außerhalb der Pöffe? Man braucht ja nur zu den Gretchenzöpfen und den Henriquates das nötige Nationale hinzuzudichten.

Der Congreß der ethischen Gesellschaft, welche die Welt umspannen will, war nur von wenigen Ausländern besucht. Die üblichen Augen der Welt haben anscheinend nicht sonderlich scharf auf die Eisenacher geblickt. Etwas festes für den zukünftigen Arbeitsplan hat sich nicht ergeben. Das Project einer ethischen Akademie wird sich vorläufig nicht verwirklichen, ein solches Institut scheint auch nicht sehr dringlich. Will die ethische Gesellschaft etwas erreichen, so muß sie mit dem vornehmen Beiseitestehen aufhören und kampffroh mit

derber Energie sich in unsere Staatsverwaltung hineindrängen. Mit den vornehmen Seelenausbetterern, die schöne Vorträge halten vor Leuten, die sie gar nicht bedürfen, weil sie ja einig sind, ist es wahrhaftig nicht gethan. Sie müssen ihre humanen Ideen hineinkämpfen in all die Organe unseres staatlichen Daseins, die Einfluß auf die Entwicklung haben, in die Schulen, die Universitäten, die Kirchen, die Parlamente, die Parteien (Dr. Harmening wird gern den Missionar in der Socialdemokratie spielen), die Presse, das Beamtentum, das Heer, den Hof. Was man den Jesuiten nachsagte, daß sie überall ihre mächtige Hand im Spiele hatten, das müßten die ethischen Propagandisten zu vermögen suchen. Eine Transfusion mit ethischem Blut hätten alle jene Organe nur zu sehr nötig. Statt zu Gebildeten, die bereits ethisch sind, gehe man lieber hinaus aufs Land, dort giebt's Arbeit, für Jahrhunderte. Man erobere vornehmlich die Volksschule; Ethiker als Landräte, Ethiker als Schulinspectoren, Ethiker als Volksschullehrer, die in losgebundener Macht, in Freiheit freie Seelen bilden, und das goldene Zeitalter der Humanität hebt zum Schlagen aus. Auch das wär' nicht übel, wenn unsere Ethiker in die Volksversammlungen gingen und ihre Lehre austreuten, je hinterpommerischer, desto besser. Freilich die Prüderie in der socialen Frage müßte man aufgeben und herzlich zugreifen. Denn die brutale Notwendigkeit von Brot, Licht und Luft geht über alles, auch über das köstlichste Seelencompot. Und es ist mit der socialen Frage, wie mit der Unsterblichkeit der Seele, die Wahrheit liegt nicht in der Mitte . . .

Soeben beginnt Frau Eina Morgenstern eine Lobrede auf Fröbelsche Kindergärten, und der Schaffner ruft a tempo: Einsteigen nach Bebra, Frankfurt. Wir folgen dem Ruf und verlassen wehmütig die Colonie der bürgerlichen Mohikaner der Humanität. Wie anspruchsvoll wir geworden sind! Uebermütige Reifestimmung, die uns den melancholischen Totentanz der letzten Idealisten wandelte in ein Bacchanal des Schaffens! Rüsten wir ab in der Begehrlichkeit unseres Weltverschönerungstriebes, die Stadt des weißen Lichts und des weißen Teints, des Kartoffel- und Steuersalats naht, die Heimat des greifen Geheimbderats von Goethe.

Als Herr Miquel, der frühere Oberbürgermeister von Frankfurt, dessen Rückkehr aber die anderen Herren Stadtverweser wegen seiner Reformmanie bei aller Liebe für den Mann wie die Auswanderung Rothschilds fürchten*) — als Herr Miquel unter der Kraft kaiserlicher Gnadenfonne zum preußischen Finanzminister erblühte, da lief im Foyer des Reichstags ein bekannter Zeitungspolitiker umher und verkündete mit wichtiger Geheimnisthuerei: das preußische Finanzministerium sei für unseren genialen Miquel nur das Sprungbrett zu etwas Höherem. Gemeint war die Uebernahme eines Reichsfinanzministeriums. Was der Zeitungspolitiker damals vermeldete, ist ja nun so ziemlich eingetroffen. Herr Miquel ist allerdings nur unverantwortlicher Reichsfinanzminister, und während der wirkliche Acteur behaglich hinter den Coullissen wirtschaftet, kriecht der Statist in den roten Teppich und mimt den toten Wallenstein. Unser toter Finanzwallenstein wurde bisher von Herrn von Malzkahn und wird von Stund ab von einem Herrn von Posadowsky dargestellt werden, der eine Autorität auf dem Gebiete der Alters- und Invaliditätsversicherung sein soll. Herr von Posadowsky ist zu dieser für einen Statisten immerhin ehrenvollen Rolle bestimmt worden, weil er bisher unentweicht durch das Katespiel einer zudringlichen Presse geblieben ist. An wen niemand gedacht hat, der allein ist der würdigste. Ich fürchte mich seitdem, daß ich eines Tages zum Kriegsminister ernannt werde.

Minister sind glückliche Leute, solange sie nicht von der Ministerkrankheit, der Fallsucht, ergriffen worden sind: Sie dürfen sich ihre Zeugnisse selber schreiben, und so erhielt denn der Steuertag zu Frankfurt Ia. Man war durchweg einig, hatte die vorzüglichsten Gedanken, und die geplante Reform wird zweifellos ein Merkstein in der Entwicklung der finanziellen Verfilzung sein, die auf der Erde gegenwärtig herrscht. Die Frankfurter Stadtverweser hoffen jedenfalls, daß Herrn Miquel der Erfolg treu bleiben wird, damit

*) Anmerkung 1901: Binnen ein paar Frühlingswochen des Jahres 1901 hat sich dieser doppelte Schrecken erfüllt: Miquel ist nach Frankfurt zurückgekehrt, das Frankfurter Stammhaus der Rothschilds hat liquidiert.

er nicht zurückkomme und etwa als Vorsitzender des Tiefbauausschusses alles auf den Kopf stelle.

Die Ferienarbeit der Herren Finanzminister stellt sich als ein anmutiges Vergierenspiel dar, das dem Volke für einige 100 Millionen zum Kauf angeboten wird. Als Gebrauchsmuster ist das Vergierenspiel unter dem Namen „Reichsfinanzreform g. St.“ (großen Stils) angemeldet.

Aber man braucht nicht zu erschrecken, der Stil ist nicht allzu groß. Wir haben bekanntlich eine föderative Verfassung, mit der nur wenige Ausländer und fast kein Inländer vertraut ist, so unübersichtlich, unklar, verwickelt ist sie. Namentlich die Finanzverfassung ist die Frage einer ordentlichen Gebarung. Es ist ein taumelndes Wechselspiel zwischen Matricularbeiträgen und Ueberweisungen. Die Einzelstaaten waren allmählich außer stande geraten, einen ordentlichen Etat aufzustellen. Die Einzelbudgets und das Reichsbudget schlugen aneinander an, wie zwei zusammengeschmiedete Schiffe, die im Sturm, ohne dem Steuer zu gehorchen, hin und her geworfen werden. Hier ist nun ausgebeßert worden, in der schonenden Schnörkelmanier, in der man gegenwärtig zu reformieren den Mut und die Kraft hat. Man will die Ueberweisungen und die Matricularbeiträge festlegen. Das ist alles. An eine Abschaffung dieses Tauschgeschäfts wird nicht gedacht, die Frage der indirecten Besteuerung ist nicht erörtert worden. Klarheit und Gerechtigkeit würde natürlich nur so in unser Finanzwesen kommen, daß man die Reichsausgaben durch eine directe stark progressive Einkommensteuer aufbringt, zu der die Einzelstaaten je nach ihren Bedürfnissen nach Art der Communen Zuschläge erheben. Aber freilich, das wäre zu klar, zu gerecht, so etwas könnte ja jeder ausdenken, und man brauchte am Ende keinen Finanzminister, diesen Specialisten für homunculöse Wunderfinder.

Außer dieser finanztechnischen Halbreform wurde noch eine Treibjagd auf indirecte Steuern veranstaltet: Tabakfabricatsteuer, Weinsteuer, Quittungssteuer stehen fest, andere in Aussicht. Eine Steuer auf Steuer- und Wahlzettel ist, wie ich erfahre, noch nicht in Rechnung gezogen worden, obwohl der Vorschlag, für Mahn- und oppo-

sitionelle Wahlzettel die doppelte Tage zu erheben, viel Verführerisches hat. Auch an Schuldentilgung hat man gedacht, aber ich glaube, wir brauchen uns nicht zu ängstigen, daß die geheime Enteignung durch Schulden, die das Zeitalter des Capitalismus unterminiert, aufgehoben werden wird.

Im alten verschlafenen Bundespalais hat der Steuertag seine geheime Mission erfüllt. Eine feuchte muffige Luft wehte in dem Saal, in dem man das finanzielle Steinleiden des Reichs — vergeblich — operativ zu heben sich bemühte. Die Geister des alten Bundestags waren auf trostloser Seelenwanderung zu hungrigen Zahlen geworden, die gefräßig ihrer Opfer harren. Und während die Herren von der Finanz auf chinesischem Gartenfest Trost und Genesung suchen, verlassen wir diese Welt enger ratloser Notdurft . . .

Zürich. Internationaler Arbeitercongrès.

Ja, ist es eigentlich gestattet, für einen ungefährlichen Staatsbürger, über diesen Congrés der Vaterlandslosen zu schreiben?

„Hätte ich zur Zeit des Kaisers Nero in Rom privatisiert und etwa für die Oberpostamtszeitung von Bötien oder für die unofficielle Staatszeitung von Abdera die Correspondenz besorgt, so würden meine Kollegen nicht selten darüber gescherzt haben, daß ich z. B. von den Staatsintriguen der Kaiserin-Mutter garnichts zu berichten wisse, daß ich nicht einmal von den glänzenden Dinners rede, womit der jüdische König Agrippa das diplomatische Corps zu Rom jeden Samstag regalieren, und daß ich hingegen beständig von jenen Galliläern spreche, von jenem obskuren Häuflein, das, meistens aus Sklaven und alten Weibern bestehend, in Kämpfen und Visionen sein blödsinniges Leben verträume und sogar von den Juden desavouiert werde.“ An diese Entschuldigung knüpfte der Autor dann einige Betrachtungen über französischen Communismus und schloß mit dem Satz, daß „es für den Communismus ein unberechenbar günstiger Umstand ist, daß der Feind, den er bekämpft, bei aller seiner Macht dennoch in sich selber keinen moralischen Halt besitzt. Die heutige Gesellschaft verteidigt sich nur aus platter Notwendigkeit,

ohne Glauben an ihr Recht, ja ohne Selbstachtung, ganz wie jene ältere Gesellschaft, deren morsches Gebälke zusammenstürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam.“*)

Man wird es den vorstehenden Sätzen schwerlich ansehen, daß wir die Ehre haben, ihnen zu ihrem fünfzigjährigen Jubiläum zu gratulieren; denn sie sind vor fast genau einem halben Jahrhundert, am 15. Juni 1843, dem Hirn eines Weltspötters entsprossen, der das Schicksal hat, gerade so jung zu sein, wie die letzte Ausgabe seiner Werke: Gedruckt in diesem Jahr. Wahrlich, wir können noch einige Jahrhunderte gemüthlich Dummheiten verüben, ihre lachende Wertung hat schon im voraus Heinrich Heine besorgt, der hellsehende Geißelschwinger über alle Narrheit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Rauben wir um Gotteswillen nicht dem Manne die ewige Jugend, indem wir etwa unsere alten, bewährten Dummheiten vergessen.

Keine Gefahr! Noch immer scherzen unsere Collegen, die sich so trefflich auf cäsarische Hof- und Gassenfeierlichkeiten verstehen, darüber, daß man dem obscuren Häuflein blödsinniger Träumer seine Aufmerksamkeit schenke; aber sie scherzen nicht mehr blos, sie entrüsten sich gar, die Collegen von rechts und links, daß zeilenweise Berichterstattung Notiz von internationalen Phrasencongressen nimmt, wo man doch so viel Wichtigeres zu thun hätte auf dem Felde cäsarischer Hof- und Gassenfeierlichkeiten. Die geistigen Waffenfabricanten haben nämlich diesmal — zu Ehren des Züricher Socialistencongresses — mit seltener Einmütigkeit ein funkelnagelneues Geschloß versucht: vornehm-schweigsame Verachtung der Phrase vom Menschenglück. Der Congreß der Weltbeglückter — hu! hu! — kann

*) Dreizehn, wirklich nur dreizehn Jahre früher sagte Excellenz Goethe zu Eckermann über den Saint Simonismus: „Ich dünkte, jeder müsse bei sich selber anfangen und zunächst sein eigenes Glück machen, woraus dann zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entstehen wird. Uebrigens erscheint jene Lehre mir durchaus unpraktisch und unausführbar. Sie widerspricht aller Natur, aller Erfahrung und allem Gang der Dinge seit Jahrtausenden. Wenn jeder nur als einzelner seine Pflicht thut und jeder nur in dem Kreise seines nächsten Berufs brav und tüchtig ist, so wird es um das Wohl des Ganzen gut stehen.“

man wirklich ernsthaft darüber disputieren? O nein, wir haben Wichtigeres zu thun, als alten Kohl aufzutischen. Also: „Wie wir von sonst gut unterrichteter Seite erfahren, . . . Orden . . . Bewilligung . . . Soldaten . . . Steuern . . . Kirchen . . . deutsche Gesinnung . . .“ Vornehmlich hat die Regierung diesmal das Princip verachtender Schweigsamkeit probiert, und das officiële Pressbureau überschwemmt die im Geiste des Grafen Diedrich Recke-Volmerstein apportierlich redigierten Kreisblätter mit derlei Albernheiten, deren größte die ist, daß man die ganze socialdemokratische Bewegung auf das Bemühen etlicher Führer reduciert, die weiter ungestört sich an Arbeitergroßchen mäßen wollen. So etwas wagen Regierungsblätter in einem monarchisch regierten Lande zu schreiben, in dem es doch zu den angenehmsten Pflichten des treuen Bürgers gehört, seine Führer möglichst reich zu dotieren!

Holen wir uns Erlaubnis zur Erörterung des Züricher Socialistentages von einem Geistlichen, dem Thurgauer Pfarrer *Teſter*, eines Calar-socialisten, der da unlängst sagte: „Die Socialdemokratie entwirft ein phantastisches Zukunftsbild, das die tiefverwundete Menschheit über Regenbogenwolken in ein Asgard absoluter Glückseligkeit führen will. Aber was zu schön ist, kann gewöhnlich nicht sein. Diese Schwärmerei ist jedoch begreifbar und zu entschuldigen; mit ähnlichem Enthusiasmus sind das Christentum, die Reformation und die große Revolution ins Leben getreten. Auch die Sterne des Himmels waren Dunst, bis sie sich condensierten, um uns jetzt in ewiger Herrlichkeit zu leuchten; Schwärmerei ist der Anfang alles Großen.“ Das ist's, der Socialismus ist nicht nur die Religion der Zukunft, sondern bereits die der Gegenwart. Unsere Ethiker von Eisenach sollten sich wenigstens die Religion des Socialismus incorporieren, wenn sie die Politik der Socialdemokratie auch als Utopie verwerfen müssen.

Indessen ist es nicht nur die Religion dieser Secte, es ist auch die Politik dieser Partei, die uns müßige Zuschauer einfängt. Gerade der Züricher Congreß hat die Großartigkeit der neuen Weltpolitik erwiesen.

Nie zuvor in der Geschichte hat ein Gedanke eine so gewaltige, festgefügte völkereinende und — das fast humoristisch wirkende Clichéwort ist unumgänglich — zielbewußte Heerschar gefunden. Das ist das Unerhörte der jetzigen Umwälzung. Sonst waren Revolutionen gewissermaßen phantastische Improvisationen einzelner Virtuosen, an die sich ein zufällig bunt zusammengewürfelter Chorus angeschlossen. Heute ist es eine kunstvolle, weise gegliederte Symphonie eines zähen, geduldigen, emsig geschulten Orchesters, dessen Mitglieder aus aller Welt gekommen sind und dessen Tact — Deutschland angeht.

Das ist das andere merkwürdige Ergebnis des Züricher Congresses. Das gebildete und besitzende Deutschland, das sich das odium generis humani langsam aber sicher erworben hat, wird depossediert durch ein rohes, massiges Plebejertum, das geistig mit seiner klugen Mäßigung und seinem ehrlichen, opferfähigen Enthusiasmus die Liebe und die Racheiferung der cultivierten Welt sich erobert. Und Frankreich, das durch Kriegsgewalt gedemütigt, wird abermals *id e ell* besiegt. Was schon seit den Tagen, da die Kaiserin Friedrich in Paris der gemeinen Beschimpfung einer pöbelhaften Boulevardpresse sich aussetzen mußte, den Einsichtigen wider allen Wunsch klar sein mußte, hat der Züricher Congreß aufs neue bekräftigt: Frankreich ist die eigentliche Gefahr für die Existenz Europas. Es ist russischer als Rußland. Der Zarismus beherrscht in Rußland nur die Regierung, in Frankreich das Volk. Am Chauvinismus Frankreichs wird der Fortschritt Europas scheitern. Möglich, daß einmal mit dem russischen Zarismus die Nihilisten fertig werden, das französische Rußentum werden die Socialisten schwerlich überwinden.*) Es war eine wundervolle Kühnheit, als der Russe Plechanow mit dem autokratisch-republicanischen Zweibunde abrechnete. Man denkt belustigt an jene vorsichtigen Weltfriedfertigen, die zu Rom — mit Ausschluß der Tagesfragen — den Krieg parlamentarisch niederstimmten.

*) Ann. 1901. Diese pessimistische Beurteilung Frankreichs fand in den Dreyfusjahren dann ihre Rechtfertigung. In dieser tiefsten Erniedrigung entwickelte sich freilich auch zugleich jener gewaltige Aufschwung, der, sofern er anhält, Frankreich wieder die Führerschaft Europas sichern würde.

Die deutsche Taktik der Socialdemokratie, die auf die Eroberung der politischen Macht mit den jetzt gegebenen Waffen abzielt, die alle Geniestreiche, wie den Militairstrike, verwirft, fand überall Annahme. Nur die Franzosen hielten sich abseits, Herr Nieuwenhuis stachelte die persönliche Kränkung zu vehementen Gegengründen auf, und die verehrten deutschen unabhängigen Anarchisten trafehsten. Sonst herrschte Einigkeit.

Nichtsdestoweniger haben unsere bürgerlichen Blätter die Mündtotmachung ihrer geliebten Anarchisten nicht verschmerzen können und aus der temperamentvollen Anfangschlägerei böse Schlüsse auf die Friedlichkeit des Zukunftsstaates gezogen. Auch die chronisch wiederkehrende Zerfetzung wurde schnell entdeckt. Seltsam, warum man bei den Wahlen nie etwas von der Zerfetzung merkt, warum erst eben noch in Hamburg der socialistische Candidat bei der Nachwahl den auffälligen Zuwachs von 1000 Stimmen erhielt! Vielleicht hätte der Congreß klüger gethan, den Herren Werner und Landauer auf dem Congreß Spielraum für Entfaltung ihrer geschätzten Individualitäten zu gönnen. Aber man kann es den anderen aufs Wort glauben, daß die Verhandlungen ohne die Ermittlung der Individualitäten keinen Schritt vorwärts gerückt wären. Der americanische Delegierte de Leon sagte u. a.: „Daß die Unabhängigen es ehrlich meinten, diesen Eindruck habe er nicht; aber wenn dies der Fall, so haben sie sich ausgedrückt wie Esel.“ Das Urtheil ist hart, aber noch härter ist es für einen von der Logik abhängigen Intellect von einem Unabhängigen zu vernehmen, er sei socialistischer Anarchist. Der Anarchismus, diese Caricatur des Liberalismus, und der polarisch entgegengesetzte Socialismus zu höherer Harmonie verschmolzen! Es ist auch nicht richtig, wenn man die Unabhängigen für den radicalen Flügel der Socialdemokratie hält. Sie sind eher reactionär. Der subjective Radicalismus des Temperaments ist noch lange nicht objectiver Radicalismus. Reactionär aber ist, wer sich im Kampf veralteter Waffen bedient. Jedermann hat gegenwärtig im Parlamentarismus einen Weg, um die politische Macht zu erobern. Ein Thor, der ihn nicht benutz. Massenrevolutionen sind ein Mittel früherer Zeiten, das heute höchstens noch Rußland angemessen ist. Und des-

halb ist es durchaus zweckmäßig, wenn man das abenteuerliche Spiel mit gewaltigen Blutdramen den Reactionären überläßt.

Der greise Engels hatte den Züricher Völkertag begeistert und begeisternd geschlossen. Der Glaube an den Sieg der Idee umströmte mit zitterndem Lichtduft die Menge. Ich aber stahl mich scheu und glücklos davon, in dem trostlosen Gefühl, ein überflüssiger zu sein, nirgendwohin zu gehören, als einer, deß Geschick es ist, am Wege zu sterben. Im Coupé schief ich ein. Als ich erwachte, war ich in Rom. Ich sah eine leuchtende Marmorstadt, gebettet in einem fröhlichen Blütenhain. Die antiken Marmorbilder schienen zum Leben erwacht, stolze Schönheiten wandelten in griechischen Gewanden. Kein Rauch, kein Dunst, kein Lärm. Aber Gesang tönte allüberall aus den lustigen Häusern, in denen fleißige Arbeiter heiter ihr Werk verrichteten. Und fast jeder schien ein freier, Wunderdinge schaffender Künstler. Zum Vatikan ging eine Schar greiser Männer, Vertreter aller Nationen. Ich schloß mich ihnen an, und sie erzählten mir ihre Geschichte. Ein Mensch war gekommen und hatte eine neue Seele entdeckt, und es fragte sich nun, ob die Jugend in den Suggestionsgymnasien die neue Seele empfangen sollte. Es war eine viel stärkere Seele, als die frühere, unbändig und maglos in allen Regungen, in jähem Contrasten steigend und sinkend. Konnte man die neue Seele einführen, ohne daß die Ordnung der Dinge zu Grunde gehen würde? Das war die schwere Sorge, die seit Monden die Menschheit aufregte. So hatten denn die Völker eine Deputation zum heiligen Vater entsandt, diesem weisesten der Menschen, den die Völker sich zum höchsten Richter erwählt hatten; der sollte raten.

Ich hörte träumend den Reden zu von dem modernen Papst und der geplanten Seelenrevolution. Welches Datum schreiben wir denn, fragte ich endlich. „Den 20. August.“ „„Und welches Jahr?““ Man blickte mitleidig nach meiner Stirn und sagte: „1461 nach der Begründung des socialistischen Staats.“





Der Zweite.*)

(1894.)

Und da ich aufblickte,
Sah ich auf der Straße vor mir
Dampfwandeln ein Wagenungetüm.
Sausend schwirrte droben das Schwungrad,
Über die großen Räder drunten
Wälzen sich langsam,
Langsam vorwärts unter Nschzen und Stöhnen
Und zermalmten auf der Straße den Kies und die Steine
Knirschend.
Und hinter sich her an Ketten schleppte der Wagen
Eine riesige Schiffsdampfmaschine.
Und ich trat heran;
Doch wie ich in die Räder starnte,
Da durchzuckt es mich seltsamlich,
Daß die Speichen beim Radumlauf
Nach unten scheinbar rückwärts gingen,
Immer rückwärts nach unten nieder,
Und doch stampfte der Wagen vorwärts
Und rollten die Räder vorwärts unaufhaltbar.
Da ward ich getrüßet wunderbar,
Wie der Koloß an mir vorbeizog.
Ein Bild der Zeit:

*) Die Reden des Grafen von Caprivi, 1885—1893. Herausgegeben von Rudolf Arndt, Berlin, Ernst Hoffmann & Co. 1894.

Der Wagen der Zeit rollt vorwärts unaufhaltsam
Unter Aechzen und Stöhnen,
Und ein Niedergang im Radumlauf.
Solch ein Moment ist die Gegenwart.
Wie wenn Fliegen auf den Sprichen sitzend
Sich freuen, daß sie rückwärts niedergehen,
So ist der Spott der Gegner heute.

Leopold Jacoby.

Man ist heute anspruchsvoll in der Politik geworden. Insbesondere die Junkerschaft ist zu einer geistigen Begehrlichkeit herangereift, die ich bewundern und beloben würde, wenn sie Selbstansprüche darstellte. So aber gerinnt die ganze Begehrlichkeit in der absoluten Forderung, daß der Reichskanzler notwendigerweise ein genialer Mann sein müsse, auf daß ihre Seelen etwas hätten, an das sie sich klammerten in dieser Zeit des nivellierenden Massentums, des demokratischen Herdentriebs. Wo nämlich der Litterarhistoriker schwärmend von vollstümlicher Kraft spricht, da redet der agrarische Verzweiflungskämpfer von gemeinen Instincten einer rohen, unselbstständigen und gedankenlosen Menge, sofern ihm nicht ein gewandter Feuilletonist eine Auswahl neuerer Farbenmuster auf dem Gebiet der Heroenindustrie zur Verfügung stellt. Es ist in der That ergötzlich zu schauen, wie z. B. ein bayrischer Freiherr, der durch Aushang an der Pforte seines Schloßparks „Hunden und Juden“ den Eintritt untersagt, mit Hilfe eines Berliner Satirenhändlers den deutschen Reichskanzler barsch auffordert, genial zu sein und vom slavischen „Cadavergehorsam“ unverzüglich abzulassen.

Was die Herren eigentlich unter Genialität verstehen, ist nicht ohne weiteres klar. Sie lieben nicht abstracte Spitzfindigkeiten und halten sich lieber an die dralle Anschaulichkeit des Concreten. Genial ist — Bismarck. Diese Definition ist erschöpfend, und der Kampf gegen allerlei politische Unannehmlichkeiten erhielt eine fröhliche Erleichterung und eine siegende Kraft, indem man immer wieder dem Grafen Caprivi zu Gemüte führt, daß er nicht — Bismarck sei. Es gehört vielleicht zu den größten Glückszufällen, die „dem Schmied der deutschen Einheit“ beschieden gewesen, daß er der erste Reichs-

kanzler war. So konnte man ihn nicht mit einem Vorgänger vergleichen. Politische Astrologen knüpfen ja noch immer die Gesichte der Menschen an die gerade sichtbaren Sternbilder undbürden ihnen die Schuld auf an den kleinen Verdauungsbeschwerden der politischen Säugetiere.

Graf Caprivi hat das Unglück, der zweite Kanzler zu sein; seine ewige Schuld bleibt, daß er nicht der erste war, der unvergleichliche, unvergleichbare. So hat man die gute alte Zeit in der Kanzlerschaft und kann sie gemächlich mit der neuen schlimmen confrontieren, wenigstens solange eine milde Staatsanwaltschaft dem schöpferischen Genius der Entrüsteten, ihren grellen Worten und ihren schäumenden Tiraden freieres Ausleben gestattet. Die Unehrllichen, die sich für getäuschte Hoffnungen zu rächen begehrten, erfanden die Lehre von dem alleinunseligmachenden Grafen Caprivi, und die ehrlich Bedrückten bekehrten sich schnell zu dem neuen Cultus der Persönlichkeit, einem Cultus im Hasse.

In jedem politischen Persönlichkeitscultus, mag man hassen oder vergöttern, steckt rückständiger Anthropomorphismus. Die Unfähigkeit, abstract zu denken, bedarf körperlicher Zusammenfassungen, concreter Repräsentanten der Zustände. Ideen kann man nicht streicheln, Principien nicht töten, Gefühle nicht stürzen, mit diesen blaffen Geistern kann man nicht sinnlich verkehren; so bilden wir uns Menschen als greifbare Träger des Angreifbaren, und an ihren Emanationen befriedigen wir unser Causalitätsbedürfnis, an sie hängen wir unsern Haß und unsere Liebe, unsere Sehnsucht und unsern Abscheu. Wächst die verantwortliche Persönlichkeit und erstarkt sie in unserem Glauben, so werden ihre Impressionen zu göttlichen Thaten weiser Berechnung und genialen Tiefblicks, und jeder Erfolg ist ihr Werk; mindert sich unser Vertrauen, so wird sie zur Quelle allen Mißgeschicks. Das Schlimme ist, daß diese Naivetät unreifer Gehirne ausgebeutet wird von listigen Intriganten und brutalen Beutemachern. Anticaprivismus und Antisemitismus sind verwandte Erscheinungsformen einer unentwickelten, am Dinglichen klebenden Intelligenz, deren schwankende Hilflosigkeit von schlaunen Egoisten als gefällige und wirksame Arbeitskraft gedungen wird.

Die Sehnsucht unserer sonst nicht so unpraktisch gesinnten Junker nach einem genialen Staatsmann ist im wesentlichen durch eine Zollherabsetzung von einer Mark und fünfzig Pfennigen erregt und gestärkt. Ein genialer, weitblickender Staatsmann ist der, welcher zum mindesten einen fünf Mark-Zoll bestehen läßt, ein Heros würde acht Mark, ein Halbgott zehn Mark, ein Gott fünfzehn Mark für ausreichend zum Schutze der Landwirtschaft erklären. Man sieht, nirgendwo kann man so billig ein Genie werden, wie als Reichskanzler, nirgends aber auch so leicht ein Dummkopf, ein Unfähiger, ein Verleumder, ein Schädling. Das kommt ganz auf den Zollsatz an, für den man sich entscheidet.

In der That unterscheidet sich die Politik Ende der Achtziger von der, die Anfang der Neunziger getrieben wird, wesentlich nur um — eine Mark und fünfzig Pfennig.

Im übrigen verharret der derzeitige Geschäftsträger des deutschen Reiches in den Traditionen seines Vorgängers.

Die Militärfrage steht nach wie vor im Vordergrund, und die chronische Heeresvermehrung wäre zweifellos auch dann gekommen, wenn kein Kanzlerwechsel eingetreten wäre. Die Colonialpolitik, jenes letzte Mittel Bismarcks, mit dem er das „Empfinden der Nation“ gewaltig aufrührte, schleppt sich fort in einem kostspieligen Siedtum, das schon vor 1890 die Begeisterung abgekühlt hatte. Wir bezahlen seufzend die Rechnungen für Arzt und Apotheker und wehren uns stolz gegen die Acquisition eines gediegenen Totengräbers. Die Socialpolitik, die zuerst flügelweit sich empor schwang, versinkt in schlammigem Kinnfal, eine Mäßigung, die mit den Anschauungen des Fürsten Bismarck sicherlich zusammentrifft. Die äußere Politik liegt noch immer in jenen Traumszustand einer ewigen Sturzangst gebannt.

Die Politik ist jetzt wie zuvor conservativ-impressionistisch. Nur haben Kanzler und Monarch ihre Rollen getauscht. Das Impressionistische überwiegt jetzt jenseits der Verantwortlichkeit. Die Tendenz ist nach wie vor auf die Erhaltung der bestehenden Ordnung gerichtet, die Mittel werden den wechselnden Eingebungen und Anregungen entlehnt: eine Politik von Fall zu Fall, oder auch eine

Carrousselpolitik. Und innerhalb dieser Bannmeile der landesüblichen Staatsmannskunst ist das Lob des Biographen nicht unberechtigt: „Graf von Caprivi hat während der kurzen und doch so ereignisreichen Zeit seiner Wirksamkeit als Reichskanzler den deutlichen Beweis geliefert, daß er die Persönlichkeit war, welche die Kraft besaß, in einer überaus schwierigen Uebergangszeit, wie solche der Rücktritt Bismarcks für alle Verhältnisse naturnotwendig schaffen mußte, die Geschicke unserer inneren und äußeren Politik erfreulichen Abschnitten und Wendepuncten entgegenzuführen, und daß er auch ferner der Mann sein wird, zu welchem die deutsche Nation mit Gefühlen des Stolzes und Vertrauens aufsieht.“

Aber er ist nicht genial, declamieren die „praktischen Landwirte“. Gewiß, und der Mangel an Genialität wird einmal sein historisches Verdienst sein. Er ist mehr Verwalter als Schöpfer, mehr Beamter als Künstler, er ist bar der picanten Abenteuerlichkeit der Genies, die freigebig sind mit den Spenden ihrer Kraft, um schließlich unter Hinterlassung von Schulden den genarrten Gläubigern aus dem Gesichtskreis zu entschwinden. Aber er ist klug und besonnen, ein glänzender Debatter, ein Redner von fesselnder Urbanität und eindrucksvoller Gewandtheit mit einem starken Talent für epische Anschaulichkeit, er ist ein ehrlicher, offener Charakter mit einem Anflug von ideologischem Liberalismus. Und gerade dieses ideologische Element ist es, das den Mann der Junkerschaft verdächtig und verhaßt macht. Einem Ideologen ist alles zuzutrauen, selbst Humanitätsduselei, darum schilt man seine Vornehmheit Mittelmäßigkeit, seine Rücksicht auf Gesamtinteressen Unfähigkeit.

Es ist bezeichnend, daß keine Rede Caprivis mehr verhöhnt wurde, als jene vom 17. Februar 1893, in der er sich gegen die Interessenpolitik wandte: „Ich muß gestehen, daß ich kein Agrarier bin; ich besitze kein A und keinen Strohhalm und weiß auch sonst nicht, wie ich dazu kommen sollte, Agrarier zu werden. Ich weiß sehr wohl, daß in der conservativen Richtung und in den conservativen Menschen die Erhaltung der verschiedenen Erwerbszweige einen großen Platz einnehmen muß. Aber mir scheint, dieser Platz darf nicht so groß werden, daß eben das auf das Dasein des

Staates gerichtete Element im Conservatismus dadurch untergeht. Der Herr Abgeordnete von Kardorff hat früher einmal die Aeußerung gethan: es wäre gut, wenn es dahin käme, daß alle Minister angefessene Landwirte wären. . . Ich muß aber meinen, daß es wünschenswert ist, wenn der Reichskanzler nicht Agrarier ist; denn je mehr unser Parteilieben von wirtschaftlichen Interessen bedingt wird, umso mehr muß die Regierung sich einen freien Blick über weite Verhältnisse, über den Staat und das Reich zu erhalten suchen, um diesen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Wenn wir den Staat agrarisch regieren wollten, dann würde das eine Weile ganz gut gehen, wir würden aber in absehbarer Zeit am Ende sein, vielleicht vor sehr schweren Katastrophen stehen. Wirtschaftliche Interessen basieren immer mehr oder weniger auf Egoismus, man pflegt zu sagen: gesundem Egoismus, während der Staat Anforderungen an die Opferfähigkeit und den Idealismus seiner Bürger stellt. Je weiter die Parteien in das Wirtschaftsleben und dessen Interessen verflochten werden, umso mehr muß es Pflicht der Staatsregierung sein, die mehr idealen Interessen zu vertreten.“ Ganz ähnlich haben sich die Freisinnigen getröstet, als sie ihre Wahl Niederlage beschauten: Wir sind die Vertreter der idealen Gesamtinteressen, im Volke grassiert der wirtschaftliche Egoismus, darum sind wir besiegt worden.

„Ich besitze kein Ur und keinen Strohhaln,“ dieses stolze Bekenntnis ward der spöttische Refrain aller agrarischen Schlachtgesänge: Der Besitzlose ist unfähig zu erkennen! Als ob nicht die Fragen der Handelspolitik nur durch theoretische Untersuchungen entschieden werden könnten! Als ob nicht Fürst Bismarck seine späte Bekehrung zum Schutzzoll damit begründete, daß er damals erst angefangen hätte, die Probleme zu studieren; und er war doch zuvor schon Eigentümer von vielen Auen und vielen Strohhalmen! Diese armselige Argumentation aber, dieser traurige Exceß einer selbstsüchtigen Demoralisation bildet die Hauptwaffe des Anticaprivismus!

Liberalisierend und ideologisch ist auch Caprivi's Stellung zum Socialismus. Der Kanzler ist Todfeind der Socialdemokratie aus dreifacher Tradition: als Junker, als Militair und als Sprößling einer mit der Romantik eng liierten Familie; Caprivi stammt mütter-

licherseits aus dem bürgerlich-romantischen Geschlecht der Köpfe. Der Junker haßt die Zerstörer des Eigentums, der General den Internationalismus und Antimilitarismus, der Romantiker das Plebejertum. In die Tiefen der socialistischen Strömung einzutauchen, wird wohl kein Staatsmann alter Tradition vermögen. So muß man es anerkennen, wenn der Kampf in der humanen Form des ideologischen Liberalismus geführt wird. Caprivi hat von dem größten Mißerfolg der Bismarckschen Staatskunst gelernt. Er hat nicht mehr die Neigung, den Feind in das Stahlbad eines Ausnahmegesetzes zu schicken, so sehr auch allerlei scherzhafte und ernste Attentate verlockend winken.

Es ist ein eigenes Geschick Bismarcks gewesen, daß er seine Gegner wider Willen conservierte. Die Secte der Manchesterländer hätte sich nie als mächtige Partei erhalten, wenn Bismarcks Haß sie nicht gekräftigt hätte. Auch das ist ein historisches Verdienst Caprivi's, daß durch das Schwanken des neuen Cursets mit den anderen alten Parteien auch das Manchesterthum zerrüttet wurde. Die Lehre von der Wunderkraft der absoluten Freiheit ist die gefährlichste Form teleologischer Weltanschauung, die wir bisher erlebt haben, die weiter existiert, obwohl ihre Anhänger tagtäglich in die unangenehme Zwangslage geraten, wie jene alten Lobredner der besten aller Welten, die nützliche Notwendigkeit der Flöhe, Klapperschlangen und Krebsgeschwüre zu erweisen. Man darf an die Vernunft der Dinge glauben, man darf sich aber nicht auf sie verlassen. Jene Ausnahmemenschen, welche die Vernunft der Dinge zu preisen Anlaß hatten, würden auf die Dauer nimmermehr als Känder einer allgemein gültigen Wahrheit anerkannt worden sein, wenn nicht die capitalisierte Vernunft der Dinge ihnen eine tüchtige Presse beschert hätte, die aber nicht wegen der Weltanschauung des freien Kräftespiels, sondern wegen der raschen und ausführlichen Berichterstattung über die Unvernunft der Dinge Geltung und Verbreitung fand, über jene Unvernunft, wie sie sich in politischen und unpolitischen, finanziellen und idcellen Schiffbrüchen, Mordthaten, Grubenkatastrophen, Scandalereignissen äußert. Daß sich die durch die geschickte Pressevertretung vergrößert erscheinende Secte dieser

sonderbaren Teleologen als einflussreiche Partei erhielt, war, wie gesagt, das Verdienst des Fürsten Bismarck. Der neue Kurs hat die Hallucination dieser Größe gründlich zerstört.

Eine weise Regierung kann in diesen Zeitläuften nur eine Regentschaft sein, deren unbewachte und widerwillige Aufgabe es ist, dem kommenden Fürsten Luft und Licht und Ruhe zu reifender freier Entfaltung zu gewähren.

Caprivi soll auf die im Februar 1890 an ihn gerichtete Aufforderung, Nachfolger Bismarcks zu werden, geantwortet haben: „Wenn Ew. Majestät mich morgen in den Krieg schickten und mich auf den gefährdetsten Punct des Schlachtfeldes stellten, so würde ich ohne Bedenken gehorchen und auch für Ew. Majestät auf dem Schlachtfelde zu sterben wissen. Anders ist es mit Ew. Majestät jeßigem Ansinnen; aber wenn es sein müßte, nun, so würde ich auch dies als mein Schlachtfeld ansehen, auf dem ich ein ehrenvolles Ende finden kann.“

Kein Zweifel, daß Caprivi über kurz oder lang sein Ende finden wird, zum Jubel der Genialitätsbedürftigen. Der kommende Regent aber wird mit freundlicher Anerkennung die Verdienste des Mannes ohne Genie und seinen Aufwuchs preisen.

Inzwischen aber sind geniale Bürgermeister und geniale Volksschullehrer nötiger, als geniale Kanzler. Denn jene könnten schaffen und wirken schon in der Gegenwart, während dieser Beruf es ist zu warten.





Das Glück der Esel.

(1894.)

Ich, wenn's nur der König wüßt,
Wie wacker mein Schätzelein ist!
Für den König da ließ er sein Blut,
Für mich aber eben so gut.

E. Morike.

A politician, that would circumvent God.
Hamlet.

Zwei Mächte beherrschen zur Zeit, wie erinnerlich, die Welt, so weit die deutsche Zunge und die deutschen Ohren reichen: die alliance israélite und der Bund der Landwirte. Wer nur irgendwie in die Schächte des politischen Occultismus geschaut hat, weiß das, und wenn er's nicht weiß, so glaubt er's — und das ist noch unbedingt. In wildem, mit Ränken und Schlichen bewehrtem Kampf ringen diese zwei feindlichen Gewalten miteinander, sie werben Jünger und Waffen mit heißem Bemühen, den Zeitungen, Politikern, Ministern stellen sie listige Schlingen, und beide wollen sie schließlich im großen Zeichen des sterbenden Jahrhunderts die Alleinherrschaft erraffen. Mobilmonarchie oder Immobilmonarchie, das ist die Frage. Sonst unterscheiden sich die beiden Rivalen wenig. Schreiende Propaganda und kunstvolle Arrangements von zielbewußten Massenwirkungen sind

ihre Hauptbeschäftigung, nur daß die Immobilienar-chisten bei Militärvorlagen Kosakenfurcht und bei Handelsverträgen ausschließ-lich Gottesfurcht haben, während es bei den Mobilmonarchisten um-gekehrt ist. Auch unterscheiden sie sich dadurch, daß die vom Bunde die guten Consequenzen der Prügelstrafe anzuerkennen geneigt sind, während die Allianzleute sich hinter die Schutzwehr der Humanität zurückziehen lieben. Es scheint übrigens, daß in beiden Lagern sich Ueberläufer und Spione befinden. Dazu möchte ich jenen Immobil-monarchisten zählen, der auf der letzten großen Bundesversammlung zu Berlin das Sprichwort: „Was doppelt währt, wird gut“ erläuterte; hat dieser Herr*) doch als reichstäglischer Durchfallscandidat ge-legendlich den Juden, die naturgemäß zu den Mobilmonarchisten ge-hören, „bindende Versprechungen“ gemacht. Auch jenem jungen, blonden Finanzfeuilletonisten**), der zu den Hauptleuten der agra-rischen Heilsarmee gehört, ist nicht unbedingt zu trauen, obzwar er jeden Tag für verloren hält, an dem er keinen Vorwand hat, die Reserveleutnantsuniform zu tragen; man hat ihn schon mit ganz unzweideutigen Mitgliedern der Allianz verkehren sehen.

In den letzten Zeiten hat sich nun der Kampf zu bedenklicher Hitze gesteigert, und an viele besorgte Familienväter tritt die drängende Frage heran, ob sie ihre Söhne den Prügelsträflingen oder denen von der mobilen Humanität zuführen sollen. Auf welche Seite würde sich der Sieg neigen, wem würde es vergönnt sein, im großen Zeichen des sterbenden Jahrhunderts die Alleinherrschaft zu erringen? Diese Monate des Differentialzollkrieges***) haben die gewissenhaften Väter, die für die Carriere ihrer Söhne bemüht sind, ins Ratlose getrieben. Sie mußten sehen, wie die Immobilienar-chisten, die nach dem Frei-herrn von Stumm das Rückgrat des Rückgrats des Staates bilden, offensichtlich von dem Ziel, im großen Zeichen des sterbenden Jahr-hunderts allein zu herrschen, zurückgedrängt wurden, während die Humanitätsföhdlinge der Allianz gewaltig im neuen Course stiegen. Die ältesten Verbindungen lösten sich, und jeder Tag brachte zahllose

*) Lude-Peterhausen.

**) Diederich Hahn.

***) Ann. 1901. Der Zollkrieg mit Rußland.

Combinationen. Die politische Situation war heillos verworren. Kein fürsorglicher Familienvater wußte, welche Weltanschauung, welches Gefühl in der Brust seines Sprößlings unauslöschlich leben müßte. In dieser Not wandte sich ein von der Vaterliebe zum Außersten getriebener Mann an einen hohen Staatsbeamten, der unter dem Namen Pythius bekannt geworden ist, um Rat und Hilfe. Die Antwort des Pythius ist eines der bedeutsamsten Documente der Zeit; sie erhellt mit einem die dunklen Irrgänge unserer Politik, und da Pythius principiell nichts gegen die Veröffentlichung seiner Privatmeinungen einzuwenden hat, sei das denkwürdige Schriftstück zu nutz und frommen aller Väter carrierereifer Söhne hier mitgeteilt. Es lautet:

Werter Herr!

Das Vertrauen, das Sie mir schenken, beweist, daß Sie ein Mann von Geist sind. Darum will ich mit Ihnen so offen und ehrlich reden, wie es unter Männern von Geist üblich ist. Ich schätze Ihre Sorge um die Zukunft Ihres Sohnes, und ich gestehe, daß es gegenwärtig nicht ganz leicht ist, in der Wahl der Gesinnung eine Entscheidung zu treffen. Ich schmeichle mir, daß ich durch mein, wie meine Feinde und sonstige Dummköpfe und Ehrenmänner es nennen, „unberechenbares“ Thun zur Complication der Lage ein gut Teil beigetragen habe.

Sie sagen, werter Herr, daß Sie bisher mehr Zukunft in den Agrariern, Junkern, Immobilienaristokraten, Deutschnationalen, Landwirtschaftsbürokraten gesehen haben, als in den Händlern, Juden, Mobilmonarchisten, Internationalen, Allianzleuten. Nun aber hätten diese thörichten Menschen um eines Phantoms willen, das gleich $1\frac{1}{2}$ Mark zu bewerten ist, sich um jeglichen Credit gebracht, sie würden mit Schimpf und Schande und etwa 50 Stimmen Majorität besiegt werden, und nach dieser Niederlage würde es kaum mehr lohnen für einen strebsamen, jungen Menschen, eine solche, einzig achtadlige und tiefe Ueberzeugung zu haben. Sie müßten also, so sehr es gegen Ihren Instinct ginge, Ihren Sohn durchaus aus der Gemein-

schaft dieser „übermütigen Esel“ entfernen und ihn in die Partei der Sieger aufnehmen lassen.

Lassen Sie sich sagen, mein Herr, daß diese Convertierung Ihrer und Ihres Sohnes Seele nicht nötig ist. Diesen Eseln, wie Sie sie etwas derb benennen, wird das Glück zu teil werden, was nach allgemein zoologischer Anschauung ihnen gewöhnlich zufällt. Sie oder ich darf mit Stolz sagen: wir werden nicht besiegt werden, wir werden uns besiegen lassen, um dann zu — herrschen. Wir werden zuletzt lachen, und dann werde ich, der ich den Anspruch erhebe, die kunstvolle Verschlingung der politischen Lage ausgeführt zu haben, eine Stellung einnehmen, die mich befähigen wird, Ihres Sohnes agrarisch-junkerliches Bewußtsein voll zu werten.

Seitdem ich und meine immobilmonarchistischen Freunde die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der Handelsvertrag mit Rußland durchgeht, müßten wir in der That Esel sein, wenn wir ihn nicht ablehnen würden. Eine zeitlang allerdings waren wir in bedrängter Lage; denn das durfte nicht sein, daß der Vertrag abgelehnt würde. Wir mußten die Todfeinde eines angenommenen Vertrages sein, und ich habe gern ein wenig mitgespielt, um dieser — im Vertrauen gesagt — recht geringfügigen Action eine Majorität zu sichern. Jetzt wissen wir, daß der Vertrag acceptiert wird, und darum können meine Freunde, die getrost auch die Ihrigen bleiben dürfen, ohne Furcht gegen ihn dornern und blitzen. Ihre Uebereinstimmung wird der Anfang ihres Triumphes sein.

Denn was wird geschehen? Der Vertrag wird angenommen werden, und die von den Allianzleuten lärmend gepriesenen günstigen Folgen werden auf die Dauer — ausbleiben; es ist naiv zu glauben, daß zufällige und vorübergehende Handlungen, wie Handelsverträge es sind, den Lauf der wirtschaftlichen Entwicklung, der auf ewigen Gesetzen ruht, zu hemmen oder auf länger als einen Augenblick zu ändern imstande wären. Und wenn wir dann uns beschwert fühlen von der grausamen Härte dieser socialen Naturgesetze, dann werden wir klagen und anklagen; dieser Handelsvertrag hat uns vernichtet, er ist schuld an allem Unheil, fort mit der Regierung, die ihn schloß, und mit den Volksverderbern, die ihn billigten und ermöglichten.

Warum hat man auf uns nicht gehört, als wir warnten und alle bösen Folgen voraus sagten? Und seien Sie überzeugt, man wird uns glauben, und wir werden alsdann die Mächtigen und die Herrscher sein. Wenn man das Causalitätsbedürfnis der Menge nur mit irgend welchen Abfällen stopft, so grinst sie vor Behagen und läßt sich willig führen und benutzen für unsere Zwecke. Und wenn dann der Schlachtruf von den wertheschaffenden Ständen ertönt, auf denen die Existenz des Vaterlandes beruht und deren Dasein man durch eine unfähige Politik vernichtet habe, dann wird man uns jubeln, und die Reihen unserer Gegner werden gebrochen werden. Wir werden im großen Zeichen des sterbenden Jahrhunderts herrschen, nicht sie. Eigentlich ist ja das Schmuckwort von den wertheschaffenden Ständen eine nicht ungefährliche Redensart; denn seit Ricardo hat die Analyse des Werts stets unseren Untergang zur Tendenz gehabt, und die Großgrundbesitzer sind nach dieser Feststellung eigentlich nicht Wertschöpfer, sondern Zwischenhändler. Aber daran denkt gottlob niemand, und wir dürfen auch ferner die Ehre der Werteschaffenden annectieren.

Hier liegt der Schlüssel der gegenwärtigen Situation, deren künstliche Verdunklung auch Sie hat irre werden lassen an den allein erspriesslichen Ueberzeugungen Ihres Sohnes. Unser ist die Zukunft. So sehr sich jene auch bemühen, ihre Bravheit an höchster Stelle zu demonstrieren, wir werden den Erfolg ihrer komischen Anstrengungen ernten.

Das, was uns allein töten könnte, ein waches, wissendes, freigebietendes Volksbewußtsein, ist ja vorläufig noch ein unfrommer Wunsch umstürzlerischer Hezer und thörichter Himmelsstürmer. Es ist lustig und förderlich für uns, daß das Volk — o dieses herzige Gefindel — gar nicht danach verlangt, klar und unzweideutig zu erfahren, was die Leute treiben, die je nach ihren Gehaltsverhältnissen verantwortlich oder unverantwortlich zu regieren vorgeben. Ja, es schreit selbst nach Polizei, wenn sich einige Wigbegierige zusammethun, um sich in aller Oeffentlichkeit über ihre Angelegenheiten zu unterhalten. Seinen Regierenden aber gestattet es großmütig die geheimnisvolle Romantik tiefverschleierter Thaten, den Colportage-

betrieb höfischer Intriguen, und es vergeht vor lüfternem Behagen, wenn es ihm gnädigst vergönnt ist, auf engen Küchentreppen ein bißchen mystischen Kochdunst der sogenannten Weltgeschichte zu erschöpfen. Und eigentlich — pft, das bleibt unter uns! — hat es doch ein Recht, das Getriebe der Leute in allen Falten zu prüfen, die es, und zwar recht anständig, bezahlt.

Nun, die Zeiten sind fern, vielleicht kommen sie nie, da sich das Volk auf dieses Recht besinnen wird. So können wir weiter in gütig gewährtem Nimbus unsere Intriguen spinnen und unsere Maulwurfsgänge graben, gewaltig leutselig schon, wenn wir dem Pöbel, der uns aushält, hin und wieder ein Stückchen indiscreter — Lüge hinwerfen. Wir können unsere Intriguen spinnen und unser — Glück, das Glück derer, die Sie Esel zu nennen beliebt haben, weil Sie die sorgsam erkügelte Arbeit unserer Politik nicht erkannt haben.

Jetzt werden Sie ins Herz unseres scheinbar widerspruchsvollen und thörichten Handelns schauen und werden kein Bedenken mehr tragen, welche Ueberzeugung Ihr Sohn in sich fühlen soll.

Ich verbleibe usw.

Es sei mir gestattet, den Namen des großen Machiavelli d. J. zu verschweigen. Der Brief wird auch anonym wirken. Ich wenigstens weiß jetzt, wozu ich mein Kind erziehen werde, obzwar es jetzt mit seinen großen Augen — sie sind größer als der Mund — noch so kindisch ausschaut, als glaubte es an eine Welt großer Thaten und großer Vernunft, an ein Menschendasein voll Reinheit und Wahrheit, voll Glück und Güte . . .





Die Tragödie des Mittelstandes.

(1894.)

„Etwas Bequemerer kann es freilich nicht geben, als diese Secierarbeit an Gedanken, die noch keine Gelegenheit gehabt haben, sich in der Praxis zu erforschen. Dazu bedarf es keiner positiven Leistungsfähigkeit; das geht sogar desto leichter von statten, je weniger man davon besitzt, weil die völlige Phantasteloseigkeit auf dem wirtschaftspolitischen Gebiete ebenso gut, als auf jedem anderen die sicherste Gewähr dafür bietet, daß man über die unbedingte Vertretung des status quo nicht hinauskommt, sich zu keinerlei Zugeständnis an eine „unsympathische“ Richtung verlocken läßt.“

„Kreuzzeitung“, Juni 1894.

Der Kampf ums Dasein, an den wir glauben und den wir preisen, sonderlich wenn wir ihn gottlob nicht nötig haben — o, wie die Religion, so muß auch der Kampf ums Dasein dem Volke erhalten bleiben — der Kampf ums Dasein hat jüngst in Berlin einen energischen Act der Auslese vollzogen. Ein Malermeister, der ein fleißiges, tüchtiges und erfolgreiches Leben hinter sich hatte, entdeckte plötzlich, daß er doch nicht fähig genug für den Daseinskampf sei, und so mordete er sich und die Seinen, um dieses ganze Geschlecht auszurotten, das den heftischen Keim im brutalen Daseins-

willen als Erbschaft erworben hat. Ein entsetzliches Nachtstück gehäuften Mordes, ein schauriges Bacchanal der Vernichtung spielt sich in der Oede einer Berliner Kleinwohnung ab, und die Reporter, die längst verlernt haben, ehrlich zu fühlen, banuen ihr clichirtes Grausen in blutigen Schilderungen, an deren Furchtbarkeit die besseren unter ihnen das heiße ursprüngliche Empfinden wieder zu lernen versuchen. Ein 51 jähriger Handwerksmeister, der für den Löhnungstag nicht mehr das nötige Geld beisammen hat, vergiftet und erwürgt sein Weib und seine vier Kinder. Der älteste Knabe, der an der Grenze der Pubertät steht, beteiligt sich an der Ermordung seiner Geschwister, dann aber erwacht in ihm jener unverfälschte Lebensdrang, der in der zitternden Sehnsucht, in dem träumenden Jubel des Nichtgenossenen, ahndevoll Lockenden mit eisernen Klammern wurzelt, es bricht in ihm das brennende Glück der verschleierte Zukunft auf, mit den tausend prangenden geheimnisvollen Zauberfrüchten — und er will noch nicht sterben, er will leben, um den süßen Inhalt des Seins zu kosten . . . Vergebens sträubt er sich gegen die grausam-mitleidigen Hände des Vaters, der kein Glück mehr auszumalen, der den eklen Wurm in all den schimmernden Illusionen erkannt hat, und mit letzter entflackernder Kraft schreibt der Jüngling die Worte: „Ich bin dumm! . . .“ Ein wildes Bekenntnis zum Leben mitten in dem Rausch fanatischen Zerstörens. „Ich bin dumm!“ Ist nicht das Leben, das Lebendigsein das höchste Gut, das einzige Gut, und ist es nicht dumm, es gewaltsam vor der Zeit wegzuworfen, weil — nun weil der Vater kein Geld hat? So zuckt die Lebensbejahung im rohen Verneinen noch einmal siegreich empor: das Leben will sich, und nur sich

In die anderen aber, denen man berichtete von dem Entsetzlichen, brach ein schmerzhaftes Fragen, ein bohrendes Grübeln und ein leidenschaftliches Anklagen ein, und man spähte gierig nach Schuldigen. Wie lächerlich lose sieht uns doch dieser pomphafte Aberglaube von dem Kampf ums Dasein und seiner läuternden Auslese; jedweder Tropfen geopfertem Menschenblutes löscht den Wahn aus unserem Gemüt, und zornig richten wir im Namen des heiligen unverletzlichen Lebens über die Brecher des unveräußerlichen höchsten

Menschenrechts, das zugleich die erhabenste Menschenpflicht ist. Nur schüchtern wagen die verkrüppelten Lehrlinge des manchesterlichen Axtfentums mit ihrer Behauptung heranzutreten, daß die Katastrophe schließlich darauf zurückzuführen sei, daß der Malermeister Seeger bei der Uebernahme von Arbeiten die Kostenanschläge zu niedrig angesetzt habe. Im übrigen aber ist die öffentliche Meinung sich darüber im Klaren, daß der ruchlose Bauschwindel, diese raffinierte Kunst, billig Häuser zu bauen, indem man die Forderungen der Handwerker nach Möglichkeit zum „Ausfallen“ bringt, die eigentliche Ursache der Tragödie ist. Man schreit nach einer lex Seeger, die diese unerhörten Verhältnisse reinigt — und damit ist man beruhigt.

Nun ist es allerdings beschämend für uns, daß es erst eines so grellen Ereignisses bedurft hat, bis wir uns auf die drängende Notwendigkeit einer solchen Reformmaßregel besannen. Bereits in der letzten Session des Reichstags lag ein Antrag vor, der das eigentlich selbstverständliche Verlangen aufstellte, daß bei Subhastationen die Forderungen der Bauhandwerker den rein capitalistischen Gläubigern voranzugehen hätten. Dieser Schutz der productiven Arbeit hätte sofort und ohne Discussion gesetzlich festgelegt werden müssen, wenn nicht eben die socialpolitische Einsicht unserer „Maßgebenden“ noch immer unter dem Gefrierpunct stände. Und daß jener Antrag von einem der jetzt nicht seltenen Schmierpolitiker gestellt wurde, war am Ende kein Grund, ihm die gebührende Aufmerksamkeit zu versagen. Mußte wirklich ein sechsfacher Familienmord sich ereignen, ehe die Frage so „acut“ wurde, daß selbst ein Programmentwurf der freisinnigen Volkspartei — diese fraction will sich bekanntlich im Herbst zu Eisenach social vertiefen — fordert: „Sicherstellung der Forderungen der Bauhandwerker gegenüber den Bauunternehmern, indem ersteren ein Vorzugsrecht bei Zwangsversteigerungen eingeräumt wird!“

Wenn diese lex Seeger — und das ist höchst wahrscheinlich — über kurz oder lang zur Thatsache geworden sein wird, so ist damit sicherlich ein nützlichcs Werk gethan. Aber es wäre bedauerlich, wenn darüber ein unendlich bedeutameres Problem vergessen würde.

Der Fall Seeger eignet sich in gewisser Beziehung sehr wenig zu typischer Betrachtung, weil gerade das Malerhandwerk des charakteristischen Merkzeichens des untergehenden Kleinbetriebs entbehrt: der völligen Ueberflüssigkeit. Dieses Handwerk basiert seiner Natur nach auf der individuell-isolierten Arbeitsleistung, es steht seitwärts vom Wege, auf dem sich der Siegeslauf des Großbetriebs vollzieht. Sodann aber war der Malermeister Seeger ein Stück Unternehmer, der in dem Auf und Nieder des capitalistischen Betriebes zu Grunde ging.

Was die Seegersche Familienkatastrophe zur typischen Classen-tragödie macht, ist vielmehr die schwere Mittelstandsstimmung, die über dem ganzen lastet. Es ist die zähe Ehrenhaftigkeit, die am — Schwindel zu verenden — wähnt. Gewiß ist dieser Handwerker das Opfer des Schwindels geworden, aber das ist gerade das Untypische des Vorgangs. Im allgemeinen ist die Untergangsfurcht vor dem zermalmenden Schwindel eine gnädige Selbsttäuschung dieser sterbenden Classe. Viel gefährlicher für sie ist die — Ehrlichkeit, die mit Capital umgürtet ist.

Es ist ein Aberglaube, wenn der kleine Handwerker und Gewerbetreibende glaubt, er gehe zugrunde, weil er zu ehrlich sei, weil er nicht gewachsen sei, diesen Großgaunern der billigen Bazare und Ramschverkaufe mit ihrem Schund und ihrer betrügerischen Marktschreierei. Wenn der Mittelstand keinen gefährlicheren Feind hätte als die lügenhafte Reclame und den unreellen Schleuderbetrieb, so wäre er glücklich zu preisen; denn es könnte ihm mit einer kleinen energischen Action der Gesetzgebung geholfen werden. Aber so günstig liegen die Dinge nicht. Der größte Teil der Arbeitsleistung des gewerblichen Mittelstandes ist Arbeitsvergeubung. Alle diese Zwergbetriebe sind entbehrlich, und ihr kümmerliches Dasein hängt von der launenhaften Gnade der Consumenten und der Großproduzenten ab. Es ist nicht wahr, daß der Schwindel den Mittelstand zerstört. Ehrlich währt nämlich merkwürdigerweise immer noch am längsten, und der Schwindel geht schließlich an sich selbst zu Grunde. Der Schwindel ist die Kinderkrankheit des aufblühenden Groß-

betriebs, der sehr bald erkennt, daß die mit Capital ausgestattete Ehrlichkeit weit rentabler ist. Die Wahnsucht vor dem Schwindel beruht auf der unrichtigen Voraussetzung, daß die Consumenten von einer unglaublichen Dummheit besessen seien, die sie verleitet, sich von unreellen Verschleißern betrügen, anstatt sich von der Realität des strengsoliden Kleinträmers begnaden zu lassen. Das ist aber lediglich ein gnädiger Selbstbetrug dieser untergehenden Mittelstandhasen. Das Publicum ist durchaus nicht dumm, wenn es in die billigen Bazare läuft. Es merkt sehr richtig, daß in diesen capitalkräftigen Großbetrieben das Verhältnis von Preis und Gebrauchswert für die Käufer am günstigsten ist, weil eben im Großbetrieb die „Selbstkosten“ auf das denkbar niedrigste Maß gepreßt werden und der „Nutzen“ des Verkäufers desto geringer sein darf, je größer der Umsatz ist. Es war ein merkwürdiges Schauspiel für die aufmerksamen Beobachter der wirtschaftlichen Entwicklung, zu sehen, wie begeistert die journalistischen Anwälte des Mittelstandes beim Tode Rudolf Herzogs das Lob dieses soliden Großkaufmanns fangen. Und doch hat das Versandgeschäft dieses Mannes auf einen großen Teil des Mittelstandes geradezu ruinos gewirkt. Die Provinz wurde mit zahllosen 50-Pfennig-Paketen dieser höchst soliden Firma überschwemmt, und die unglücklichen Confectionäre in den kleinen und mittleren Provinzorten, die mit ihren beschränkten Mitteln diesem Riesenbetrieb gegenüber wehrlos waren, mußten sich an den localpatriotischen Artikeln ihrer Ortsblätter entschädigen, die allweihnachtlich den vergeblichen Lockruf erschallen lassen: Kauft am Platze! Nichtsdestoweniger rühmen die antisemitischen Blätter den Rudolf Herzog, und nicht etwa nur, weil er Columneninserate und Geld für die antisemitische Agitation freigebig gespendet hat, sondern auch, weil er ehrlich war.

Diese blinde verirrte Angst vor der angeblichen dämonischen Macht des Schwindels ist ein wesentlicher Zug in dem Charakterbild des Mittelstandes. Ueberhaupt lebt diese moralisch so gesunde Classe in ewiger Angst. Der Mittelstand wird von der steten Furcht verfolgt, zu verlieren. Jede leise Veränderung der umgebenden Verhältnisse macht ihn zittern. Er fürchtet sich vor jeder neuen Straße,

jeder neuen Bahnlinie, jedem neuen Laden, jeder Verbilligung und Verteuerung, jedem neuen Gesetz. Jedwedes Geschehnis ist ihm eine Teilerscheinung jener großen Verschwörung, die auf seinen Untergang abzielt. Daher auch die rührend-felsenfeste Ueberzeugung von der Wahrheit semitischer Weltbündelei auf talmudistischer Grundlage! Er klammert sich starr an das Engste und Nächste, er ist in ein unzerreißbares Netz von kleinlicher Abhängigkeit verstrickt, er muß tausenderlei Rücksichten nehmen, er ist unfrei und philiströs, mürrisch und muffig. Die ewig gleiche ekle Sorge um das bißchen Profit, das ihm jeder Windhauch entführen kann, macht ihn mürrisch, saugt ihm die Lebensfreude aus und die opferfähige Begeisterung. Er ist unzufrieden, aber in dieser Unzufriedenheit gänzlich thallos, für die Socialdemokratie ist er nicht zu haben; denn, ob er auch nichts hat, so fürchtet er doch im Zukunftsstaat sein Letztes noch zu verlieren. Lieber läuft er den Charlatans nach, die ihm den Schwindel fortzubringen versprechen und dessen Incarnation: den Juden.

Daß in solcher Kerkerluft der Selbstmordgedanke reift, ist leicht zu verstehen. Und in der That ist in keinem Stande eine so starke seelische Depression, wie hier. Wie oft mag dort ein Familienmord wie der Seegersche in Gedanken ausgeführt werden! Nichts dörrt so gründlich das Mark des Lebens wie der unablässig zehrende und zerrende Kampf um kleinen schändlichen Erwerb, der von unberechenbaren, unbeherrschbaren Verhältnissen abhängt. Es ist das lichtlose Klima der hoffnungslosen alten und armen Jungfern, jene öde Novemberstimmung, die nur eine Aufrüttlung kennt: den Selbstmord; es ist die unsäglich traurige geistlose Misere des sinkenden Kleinbürgertums, deren erstickenden Hauch selbst die wenigen ihr Leben hindurch nicht loswerden, die so tapfer und so glücklich sind, geistig hinaufzusteigen zum Proletariat. Hinauf! Denn hier weht ihnen freiere Luft, hier wird ihnen das gewährt, was doch das Unentbehrlichste ist zum Leben: ein frohes Ideal und eine glaubensstarke Hoffnung, oder auch, wenn man diesen Ausdruck vorzieht: eine neue Religion.

Die Katastrophe in der Großen Hamburgerstraße zu Berlin wird den Mittelstand von neuem in dem trügerischen Glauben befestigen, daß alles Unheil vom Schwindel stamme, keine befreiende Katharsis wird den Zuschauern dieser Tragödie des Mittelstandes werden. Und doch redet die Blutschrift so deutlich. Sie kündigt das Ende des kleinen, überflüssigen, modrigen Erwerbseleuds und die Pracht und Herrlichkeit des großen, lustigen, fruchtbaren Weltlebens.





Die Allmacht der Corpsstudenten.

(1895.)

„Das Wimmern des Menschengeschlechts unter dem Druck des gesellschaftlichen Unrechts und der gesetzlosen Gewalt ist nicht Aufruhr. Auch lauter Tadel der öffentlichen Unordnung ist an sich nicht Aufruhr. Das Streben des Menschengeschlechts, die Maßregeln der öffentlichen Ordnung des gesellschaftlichen Rechts, wo sie mangeln, einzuführen, und wo sie geschwächt sind, zu stärken, dieses Streben liegt im Innersten meiner unentwürdigten Natur, jedes Volk, dem es mangelt, ist in tiefe niedere Schlechtheit versenkt worden Beamte, die an Ort und Stelle zu Stückrenten tauglich wären, sind denn noch in einem hohen Grad gewannt und imstand, alles Verderben, das ihre Verbtheit und ihre Arglist über das Land bringt, mit der Karve einer heiligen Sorge für das Wohl des Menschengeschlechts zu bedecken Selbst die Religion ist in ihrer Hand nichts anderes, als ein elendes Dienstmittel ihrer Schiefköpfigkeit und ihrer Herzlosigkeit und ein Lückenbüßer ihrer elenden Polizei und ihrer Staatsmängel“

Pestalozzi, Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts (1797).

In der Faschingszeit des Jahres 1895 ist, obgleich im Norddeutschen das heilige Lachen des Unsinns nicht so gedeihen will wie in Köln oder Mainz, dennoch in Berlin in dem Wallotschen

Reichsweisenhaus ein Antrag gestellt worden, daß hinfüro eine Leugnung der Unsterblichkeit der Seele mit Gefängnis bestraft wird, wodurch offenbar der Seele Gelegenheit gegeben werden soll, sich etwas früher von ihrer Unsterblichkeit zu überzeugen: ein ehrenwertes pädagogisches Ziel, das beiläufig durch Verhängung der Todesstrafe noch schneller erreicht würde.

In der Faschingszeit des Jahres 1895 hat ein Minister des Innern, der im übrigen ein Minister des Aeußersten ist, obgleich im Norddeutschen das heilige Lachen des Unsinnns nicht so gedeihen will wie in Cöln oder Mainz, dennoch in Berlin und zwar gegenüber dem Stein-Denkmal trotz Schiller ein Colleg über die Schaubühne als moralische Anstalt mit besonderer Berücksichtigung von „Charleys Tante“ und des vorbildlichen Adolf-Ernst-Theaters gehalten.

In der Faschingszeit des Jahres 1895 usw. haben eine Anzahl von Dichtern, Denkern und Frauen urplötzlich ihr entrüstetes Herz entdeckt und flammende Proteste gegen eine drohende Culturgefahr in das Volk geschleudert, nachdem sie Monate müßig und gutgesinnt gestaunt hatten. Kurz, es geht höchst fidel zu, seitdem uns die erworbenen und ererbten, immer aber gutbezahlten Wohlthäter der Menschheit die Umsturzvorlage geschenkt hatten.

Seit Anfang December des Vorjahres haben wir diesen Entwurf, der den apokalyptischen Furchtphantasien kraftgeschwinder Impotenz seine uneheliche Geburt verdankt, und der die geistige Freiheit unter die Willkür der Corpsstudenten stellt, die sich durch das Bestehen einiger juristischer Examen das Recht und die Fähigkeit erworben haben, das Passende herauszufinden aus den ihnen zur gefälligen, aber natürlich patriotischen Auswahl und freien Verfügung gestellten Geld-, Festungs-, Gefängnis- und Zuchthausstrafen. Im Grunde hatten die Herren schon früher dieses ergiebige Recht. Wer die Straflisten durchsieht, auf denen die socialdemokratischen oder anarchistischen Opfer der in der Staatsheilkunde approbierten Corpsstudenten gebucht sind, gewinnt sofort die Ueberzeugung, daß es nicht möglich ist, die Allmacht der ausstudierten Corpsstudenten noch übermäßig zu erweitern. In der That begnügte sich die sogenannte Umsturzvorlage, die Maxima der Strafen zu erhöhen und die Handhaben

zu vermehren. War es bisher schon möglich, in jeder Zeitungsnummer bei einigem guten Willen mindestens den Anlaß zu einer kleinen Geldstrafe zu finden, so konnte man auf Grund der erweiterten Allmächtsbefugnis gleich mit ein paar Monaten Gefängnis beginnen und dann auch die bisher schlecht faßbaren Producte der Gelehrsamkeit und der Kunst zugänglicher machen.

Die letzterwähnte Erweiterung hätte nun wohl die Leute stutzig machen müssen, die da berufen sind, Ehren zu verbreiten und Bücher zu schreiben, insonderheit die Inassen der Gelehrtenrepublik. Es blieb aber alles still. Man war der Meinung, daß die Umsturzvorlage gegen diese Roten gerichtet sei, und man gönnte den Nörglern an unserem herrlich geeinigten deutschen Reich die Dückung. Dann aber trat die Wandlung ein. Allmählich, zuerst unbemerkt, trat das Centrum in Action und spielend schmuggelte es in das gegen die Socialdemokratie gerichtete Ausnahmegesetz alles das hinein, was die Dunkelmänner und Dunkelweiber vor wenigen Monaten noch jenseits der Grenze erfüllbarer Sehnsucht seufzend wähten. All der Haß gegen moderne Wissenschaft und moderne Kunst schuf sich in der Umsturzvorlage ein Werkzeug; das Strafgesetz ward zum gefügigen Bravo der ultramontanen Reactionäre.

Da begann man sich plötzlich zu regen, jetzt merkte man, daß sich um die eigenen Hälse von sonst ach so Gutgesinnten die Schlingen der Umsturzvorlage legten, und ein Sturm der Gebildeten und Besitzenden, denen nur noch durch culturkämpferische Reizungen das träge Blut und die schlaffe Zufriedenheit gestachelt werden kann, brach los, ganz so wie damals, als man gegen das Volksschulgesetz Alarm blies. Und genau so wie damals wirkt die Entrüstung der Gutgesinnten ein wenig komisch. Das Volksschulgesetz codificierte Zustände, wie sie in Wahrheit überall bestanden, ohne daß sich der Zorn der Gutgesinnten sonderlich geregt hätte. Jene Zustände bestehen noch heute, und man erträgt sie schweigend. Warum brachte damals das bis dahin gesetzliche Sanctionierung solche Wunder entristeter Mannhaftigkeit hervor?

Auch die Umsturzvorlage codificiert in der Hauptsache eine Praxis, die schon jetzt befolgt wird, freilich nur gegen die sogenannten Um-

sturzparteien. Der alte § 130 des Strafgesetzbuchs: „Wer in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Classen der Bevölkerung zu Gewaltthätigkeiten gegen einander öffentlich anreizt, wird . . . bestraft“, ist schon solch eine ganz verwendbare und ausreichende Kautschukbestimmung. Ebenso erfreut sich der Majestätsbeleidigungsparagraph noch immer seines thatreichen Daseins im Dienste der staatlich angestellten Corpsstudenten.

Freilich bot die Umsturzvorlage noch mehr Elasticität. Aber man sollte gerade die Thätigkeit des Centrums anerkennen, das sichlich bemüht ist, die Kautschukparagraphen durch feste Bestimmungen zu ersetzen. Wenn strafgesetzlich festgelegt werden soll, daß jede Leugnung des Daseins Gottes ein Verbrechen ist, so handelt es sich hier um eine ganz klare Bestimmung, zu der staatsanwaltliche oder richterliche Willkür nichts hinzuzufügen vermag. Auf diesem Wege kann jede Partei, Confession, Schule, Richtung sich die Garantie der Unverletzlichkeit erwerben. Wenn ein Proletarier bestraft werden soll, der das Eigentumsrecht nicht anerkennt, so ist nichts gegen die Bestrafung eines akademischen Naturforschers einzuwenden, der die Unsterblichkeit der Seele leugnet. Die Umsturzvorlage, die ursprünglich ein Ausnahmegesetz schien und deshalb in den oberen Regionen goutiert wurde, entpuppte sich als ein sehr consequentes Gemein-gesetz, das den Politikern gerechter Bosheit spöttisches Behagen bereitet, während er gerade wegen dieses Charakters jezt den Aus-erwählten der Bildung und des Besitzes Unbehagen schafft.

Der Zorn über die Möglichkeit einer solchen Regierungsvorlage verraucht, wenn man die unendliche Lächerlichkeit der Situation betrachtet, in der sich die intellectuellen Urheber der Vorlage befinden.

Die Umsturzvorlage ist den Bedürfnissen jener mittelparteilichen, freiconservativen und nationalliberalen Kreise der Großindustriellen entsprungen, die Ruhe in ihren Betrieben haben und die Aengstigungen ihres schlechten Gewissens los werden wollten. Sie verlangten ein maskiertes Socialistengesetz. Freundlich stellten sich die einst so in-grimmig verfolgten Centrumsleute den freigeistern des Capitals zur Verfügung, und lächelnd drehten sie den Entwurf zu einem Strick für die b ü r g e r l i c h e Lehr- und Denkfreiheit. Ein gerechtes Schicksal

für diesen Parvenuadel, der die Freiheit immer nur für sich verlangt.

Es ist nicht mehr vonnöten, zu beweisen, daß die Umsturzvorlage die gesamte Kunst und Wissenschaft dem Belieben des Staatsanwalts ausliefert. Man hat bei den breiten und heftigen Erörterungen die unter dem Schutt patriotischer Legende begrabene Thatsache wieder ausgegraben, daß unsere ganze Litteratur und unsere Wissenschaft im Grunde umstürzlerisch ist, wie auch das, was wir Geschichte nennen, im wesentlichen eine Reihe von Verbrechen ist, deren Darstellung unter den Anpreisungsparagraphen fallen würde. Auch das ist eine löbliche Folge der Umsturzvorlage. Man hat wieder einmal gesehen, daß die Heroen, die im Göttersaal unserer Bourgeoisie als decorative Nippes aufgestellt sind, samt und sonders gestohlen und annectiert sind, daß sie ihrer Natur nach die Totfeinde jener entarteten Bourgeois sind, die beispielsweise Schiller als „einen von ihre Leut“ betrachten und zugleich in loyalen Dankadressen und Umsturzvorlagen machen.

Indessen auch ohne das Umsturzgesetz ist die Wissenschaft und die Kunst nie frei gewesen. Wir haben es unlängst erlebt, daß ein Redacteur zu langer Freiheitsstrafe verurteilt wurde, der in spöttischer Laune eine blutrünstige Revolutionstirade aus den wilden Zeiten des Bürgertums abgedruckt hatte. Der Mann wurde verurteilt, obwohl es gar nicht zweifelhaft sein konnte, daß er sich mit jenen lächerlich-bombastischen Hochverratsaufreizungen nicht identifizierte. Wo war da der elementare Entrüstungsturm, der diesen Justiztrevel verhinderte? Wenn jetzt durch die ultramontan bearbeitete Umsturzvorlage auch die gutgesinnten Professoren gelegentlich einmal zu fühlen bekommen, was der Plebs tagtäglich widerfährt, ohne daß sich eine Hand rührt, so trägt das vielleicht dazu bei, endlich die völlige Freiheit des Gedankens zu erobern. Die Umsturzvorlage ist eine Consequenz und zugleich eine Unerträglichkeit. Deshalb wäre es schließlich kein Unglück, wenn sie Gesetz würde.

Es sind jetzt 225 Jahre her, seitdem ein Brillenschleifer, der soviel zur Verjudung des arischen Geistes beigetragen hat, seitdem Baruch Spinoza zum erstenmal principiell die absolute Denk- und

Redefreiheit gefordert hat: im Jahre 1670 erschien sein theologisch-politischer Tractat, „enthaltend eine Reihe von Abhandlungen, in welchen gezeigt wird, daß das freie Philosophieren nicht allein gestattet werden kann, ohne Gefahr für Religion und Bürgerfrieden, sondern daß dessen Verbot notwendig den Bürgerfrieden und die Religion gefährdet.“ Seitdem gehört dieses Dogma zu den unverlierbaren Culturvätern der Menschheit. Gesiegt aber hat es, wenigstens in Deutschland, bisher nicht. Es giebt keine Halbheit in der Frage der geistigen Freiheit. Entweder man erkläre sich ganz für sie oder ganz gegen sie. Jede Grenze der Zulässigkeit und Zweckmäßigkeit, die man der absoluten Freiheit zieht, ist eine Vernichtung dieser Freiheit. Nicht das kleine Mehr an Versclavung, das die Umsturzvorlage uns androht, gilt es abzuwehren; man sammle und bethätige vielmehr den Zorn, der jetzt so lebhaft sprudelt, an dem Wesentlichen, man gehe zur Offensive über und proclamiere das moderne Dogma der unbedingten ausnahmslosen Freiheit des Geistes gegenüber der Rückständigkeit derer, welche die Gewalt ausüben. Die haben kein Recht, ob der Umsturzvorlage zu rasen, die den a n d e r e n die Verurteilung zum Schweigen von Herzen gönnen.

Selbst ein Bismarck war gelegentlich gegen die Einmischung des Strafgesetzes in das Reich des Geistigen, und seine Worte, die er am 9. Februar 1876 sprach, sind heute mehr wie in einer Hinsicht bemerkenswert: „Wenn ein Blatt, wie die „Kreuzzeitung“, die für das Organ einer weit verbreiteten Partei gilt, sich nicht entblödet, die schändlichsten und lügenhaftesten Verleumdungen über hochgestellte Männer in die Welt zu bringen, in einer solchen Form, daß sie nach dem Urtheil der höchsten juristischen Autoritäten gerichtlich nicht zu fassen ist, aber doch derjenige, der sie gelesen hat, den Eindruck hat: hier wird den Ministern vorgeworfen, daß sie unredlich gehandelt haben, — wenn ein solches Blatt so handelt und in monatelangem Stillschweigen verharrt, trotzdem das alles Lügen sind, und nicht ein peccavi oder erravi spricht, so ist das eine ehrlose Verleumdung, gegen die wir alle Front machen sollten, und niemand sollte mit einem Abonnement sich indirect beteiligen. Von einem solchen Blatte muß man sich lossagen, wenn das Unrecht

nicht geföhnt wird; jeder, der es hält und bezahlt, beteiligt sich indirect an der Lüge und Verleumdung, die darin gemacht wird, an Verleumdungen, wie die „Kreuzzeitung“ sie im vorigen Sommer gegen die höchsten Beamten des Reichs enthalten hat, ohne die leiseste Andeutung eines Beweises und mit einer komischen Unwissenheit in den Personalgeschichten, die sie dabei zur Schau trägt. Also, meine Herren, ich glaube, wir können außerhalb des Strafgesetzes sehr viel thun. Wenn wir alle, — und es ist doch die große Mehrzahl, ich will niemanden ausnehmen unter uns — die Sinn für Ehre und Anstand haben, für christliche Gesinnung und Sitte — alle, welche die christliche Gesinnung nicht nur als Aushängeschild für politische Zwecke brauchen — wenn wir alle zusammenhalten in einer Figue gegen die Schlechtigkeiten, die ich eben bezeichnet habe, und sie verfolgen, jeder vor seiner Thür, und sie einmütig in Bann halten, so werden wir mehr erreichen, als mit dem Strafrichter.“

Wenn Bismarck hier in einem Einzelfall, der unabhängig von jeder Weltanschauung (nach seiner Darstellung) verurteilt werden mußte, sogar für die Eliminierung des Strafrichters plaidierte, so ist es fast eine mildere Forderung, daß man aus den geistigen Kämpfen des Tages den Strafrichter entferne, daß man die Möglichkeit vernichte, das Recht zur Vertretung der Classeninteressen des Rechtspredhenden zu mißbrauchen.

Man will uns ganz der Macht und dem guten Willen der Staatsanwälte und Richter ausliefern. Die einzige mannhafte Antwort ist: Hinaus mit ihnen, ganz hinaus aus dem Tempel des Geistes. Eine Revision des Strafgesetzbuchs in der Form eines Gegenantrages in diesem Sinne wäre eine wuchtigere Abwehr der Umsturzvorlage als bewegliche Petitionen, Weckrufe, Proteste.

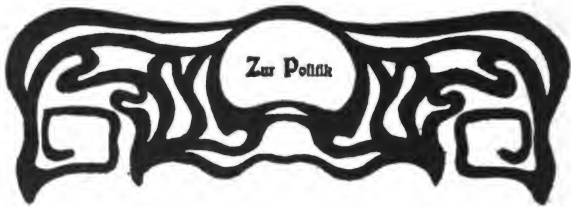
Das Schlimmste an der Umsturzvorlage ist eigentlich nicht, daß sie uns serviert worden ist. Was können wir anderes von jener Seite erwarten? Das Schlimmste ist vielmehr, daß wir unsere spärliche Zeit an derlei Fragen und Sagen verschwenden müssen, daß die Volksvertretung kein Mittel hat, derlei „unsittliche Anträge“ rasch durch Uebergang zur Tagesordnung zu erledigen. Wir haben doch

wahrhaftig Ernsteres zu thun, als uns mit diesen verwesten Metternichtigkeiten matt zu ringen. Jrgend ein zufällig aus der Masse der erfolglosen Streber hervorgehobener Mensch, der ins Ministerium für den feineren Aufwardienst engagiert wird, hat das Recht, die Kinder seiner Muße uns zur Adoption anzubieten, und wir müssen mit langwierigen Verhandlungen uns erst die Möglichkeit érringen, diese Adoption abzulehnen. Gegen eine ganze Reihe von solchen ministeriellen Einfällen — dahin gehört jeder Angriff auf die Freiheit der Meinungsäußerung — kann nur schnelle und gründliche Lynchjustiz helfen. Freilich das Allerschlimmste wäre, wenn die Volkvertretung das Recht zu dieser Lynchjustiz hätte und sie dennoch nicht zur Anwendung brächte.

Die völlige Freiheit jeder künstlerischen, wissenschaftlichen, publicistischen Meinungsäußerung, die vor n i e m a n d e m Halt zu machen gezwungen ist, wäre nicht zum mindesten im Interesse der Regierenden selber. Unser ganzes öffentliches Leben ist auf lügenhafte Ehrfurcht aufgebaut, und Personen, die künstlich in Unwissenheit erhalten werden, haben die Macht, unser Schicksal, wenigstens aber unsere Beschäftigung zu bestimmen. Wenn heute ein mit stenographischen Kenntnissen ausgerüsteter Asmodeus alles aufzeichnete, was er in Deutschland von heimlichen Aeußerungen über Zustände und Personen erlauschte, und wenn er dann mit diesem „Buch der Wahrheit“ den letzten Niegel höfischer Kerkerthüren öffnete, dann würde eine gewaltige Tragödie beginnen, die Untergangstragödie trügerisch erhaltenen Götlichkeitswahns.

Noch kann man sie verhindern, diese Tragödie, wenn man das Wort völlig entfesselt und die „Allmacht der Corpsstudenten“ bricht.





Raus!

(1896.)

Die Truppen sind in den Erinnerungsartikeln der Zeitungen wohl überall im deutschen Vaterlande jetzt aus dem Kriege 1870/71 ruhmbedeckt heimgekehrt, und damit ist das große Erinnerungsjahr mit seinen kermesses, wie gallische Bosheit so unzutreffend wie möglich die jeglicher Volkstümllichkeit entfremdeten militairischen Pompfeste nennt, glücklicherweise hinter uns. Etwas von Scalp-tänzen wohnte diesen feierlichkeiten doch inne, wenn uns auch — Heinrich von Treischke pflegte es in seinen Vorlesungen pathetisch zu betonen — der Begriff Chauvinismus so fremd ist wie das wälische Wort. An eine Probe dieses Nichtchauvinismus wurde ich in diesen Tagen lebhaft erinnert. Es war bei irgend einer kriegेरischen Bataillonsfeier, zu deren Besuch mich vaterländische Wigbegier veranlaßt hatte, als man zwischen strammen Militairkapellmärschen, bengalisch beleuchteten lebenden Bildern von Leichenfeldern und wohlgeremten Poesievorträgen eine dramatische Schnurre auf-führte, die, glaube ich: der Franzose in der Mausefalle, betitelt war. In diesem edelsten Zeugnis volksbildender, socialetischer Nationalkunst, welcher der Begriff Chauvinismus so fremd ist, wie das Wort, war die Hauptperson ein Franzose, der, wie diese Rasse nun einmal uns vorurteilsfreien, gerechten Deutschen erscheint, ein

Seigling, Prahlhans und gewohnheitsmäßiger Mädchenschänder war, überdies ein Säufer, Vieltrug und widerlicher Geck. Man begreift, daß unser Franzmann am Anfang des Stücks, als er sich Herr der Situation fühlt, ein höchst ungebärdiger Geselle ist, um kläglich zusammenzuknicken, als er am Schluß der Dichtung in der Mause Falle sitzt, und man wird es weiter als einen schönen Zug empfinden, daß den Unterlegenen die braven siegreichen Deutschen zwingen aus vollem Halse in prophetischer Intuition zu brüllen: Vive l'empereur Guillaume . . . Das war ein vaterländischer Jubel des Publicums, als der geknebelte und geknuffte Franzmann nach eitlichem Sträuben heifer den erpreßten Ruf ausstieß!

In dem Parallelfall, der mir jene Erfahrung aus dem Kriegserinnerungsjahr ins Gedächtnis zurückrief, handelte es sich zwar nicht um einen äußeren Feind, der schließlich doch nur durch das Satum seiner Geburt zum Feinde geworden ist, wohl aber um einen Feind, dessen Begnerschaft bewußter freier Macht entflammte, um einen inneren Feind. Bevor der deutsche Reichstag in die Ferien ging, ereignete sich genau die gleiche Scene, die sich bei Beginn der ersten Session im neuen Reichshause abspielte. Beim Hoch auf den deutschen Kaiser blieb ein Socialdemokrat sitzen. Als bald entstand wiederum ein wilder Lärm, und erregte Rufe: Raus, raus! umschwirrten den Stechen, wie es in dem nationalen Jargon heißt. Merkwürdigerweise unterließ man es, das oben erwähnte patriotisch-dramatische Recept anzuwenden, und den Kerl so lange zu zwicken, bis er sich zu der gewünschten Reflerbewegung nationalen Gefühlsüberschwangs gleichfalls verstand. Man begnügte sich, schwächlich genug, mit den Naturschreien der im Heiligsten verletzten Empfindung: Raus, raus, und diese Interjectionen waren vielleicht die ehrlichsten und aufrichtigsten Worte der ganzen Session, sie entsprachen wirklich einem Herzenswunsch. Wie wohl wäre den Rufern, wenn der böse nunmehr 48-köpfige Feind für immer ihrer Hausknechtweisung folgte.

Der Zwischenfall ist diesmal in der Presse weit weniger beachtet worden, als damals, wo der Fall Liebknecht die Volksseele in ihren tiefsten Tiefen dermaßen aufrührte, daß man den Staats-

anwalt zur Beruhigung consultierte. Die Ursache für die ungleiche Behandlung liegt sicherlich nicht in den Personen der Verbrecher; der Entrüstung ist es gleichgiltig, ob die günstige Gelegenheit Liebknecht oder Schmidt heißt; auch nicht in der Wiederholung des Falles: die Entrüstung entrüstet sich je öfter desto heftiger. Die Zurückhaltung der reactionären Presse erklärt sich vielmehr aus der Furcht, peinliche Erinnerungen an Scheiterhaufenbriefe und sonstige Hammersteincorrespondenzen zu veranlassen, und vielleicht hegt man sogar den bangen Verdacht, die Scene sei diesmal von den Socialdemokraten gerade zu dem Zwecke provociert worden, eine Gelegenheit zu finden, die versprochenen Briefe endlich zu veröffentlichen. Die anderen Blätter aber gehen schweigend über das Vorkommnis hinweg, obwohl es einen triftigen Anlaß zur Kritik böte. In den schlimmsten Tagen der Censur war ja die Presse nicht so unfrei und — feige, wie in dieser Zeit der Preßfreiheit von Staatsanwalts wegen.

Und doch ist der Zwischenfall recht bedeutsam, enthüllt sich ja in ihm ein Krankheitsherd unseres öffentlichen Lebens, und haben doch gerade die bürgerlichen Parteien Grund genug, keinen Präcedenzfall zu schaffen, der über kurz oder lang für sie selbst die fatalsten Wirkungen haben müßte. Bei dem unaufhaltbaren Wachstum der Socialdemokraten ist der Tag nicht mehr fern, an dem die Socialdemokratie die ausschlaggebende Partei des Reichstages ist. Es ist nicht unsere Sorge, ob inzwischen Gewaltmaßregeln diese Entwicklung unterbrechen. Unsere im innersten Grunde defecte Verfassung hat keinen Puffer, um das Aneinanderprallen der Gewalten zu sänftigen und unschädlich zu machen, ihre letzte Lösung ist der brutale Conflict. Vor dem Conflict aber ist ein Zustand denkbar, in dem der Präsident des Reichstags die Sitzungen mit einem Hoch auf die völkerbefreiende, revolutionäre Socialdemokratie schließt. Soll auch dann der Zwang sein, daß sich die Todfeinde huldigend erheben, oder gar mit in den Ruf einstimmen?

Indessen es ist nicht nur ein Gebot der Klugheit, die es selbstverständlich erscheinen läßt, daß die Socialdemokratie nicht nur nicht

an einer Huldigung für den Monarchen teilzunehmen braucht, sondern daß sie es im Gegenteil unter keinen Umständen darf. Ein socialdemokratisches Hoch auf den Kaiser oder eine Ehrung durch Aufstehen wäre die frechste Majestätsbeleidigung. Das könnte lediglich als eine Verhöhnung aufgefaßt werden; denn es ist ausgeschlossen, daß die Partei, die von dem Monarchen als der innere Feind proclamiert ist, die man mit Ausnahmegesetzen geknebelt und gepeinigt hat und mit kränkelnden Worten fortwährend verfolgt, aus innerer Ueberzeugung dem Träger einer überdies parteiprogrammatisch bekämpften Institution huldigt. Spielt man aber gar die Frage (was nicht als richtig zu erachten ist) auf gesellschaftlichen Tact hinaus, so ist die Socialdemokratie weder gehalten, sich vor dem Kaiserhoch zu entfernen, noch weniger, an der Kundgebung activ teilzunehmen. Im Gegenteil, es entspricht den einfachsten Begriffen gesellschaftlichen Anstands, daß man in einem Kreise jedes Wort und jede Action vermeidet, welche bei einem Teil der Anwesenden Anstoß erregen könnte. Der gesellschaftliche Tact würde also überhaupt den Verzicht auf das Kaiserhoch bedingen. In dessen handelt es sich aber nicht um eine Frage des guten Tons, sondern um eine Demonstration für ein politisches Princip, und es ist das natürlichste Ding von der Welt, daß niemand sich an der Demonstration beteiligt, der ein anderes politisches Glaubensbekenntnis hat.

Das lärmende Verhalten der Rausrufer wäre, so betrachtet, völlig sinnlos, unwürdig und gerade von ihrem Standpunct aus schädlich. Es wäre auch nicht zu verstehen, wenn es nicht eben nur ein gelegentlicher Ausbruch eines chronischen Nervenleidens wäre: In dem: „Raus, raus“ löst sich endlich einmal das allzu lange schweigend getragene Leid und der verhaltene Wunsch mit urkräftigem Behagen aufschreiend aus. Warum geschieht jedoch die Auslösung gerade bei dieser Gelegenheit? Wäre die Demonstration nicht viel mehr am Platze, wenn die Socialdemokraten durch ihre Ablehnung des Etats die schärfste Demarcationslinie zwischen ihrer Weltanschauung und der bestehenden Staatsordnung ziehen? Da hätte die Demonstration doch einen Sinn, das wäre die Antwort auf eine

offene Kriegserklärung. Warum entrüstet man sich gerade bei einer Förmlichkeit, wo man noch dazu im Unrecht ist?

Mag sein, daß man sich durch eine Entrüstungskomödie an solcher „herdorragenden“ Stelle nur wieder einmal des Wohlwollens versichern will, ohne das man nicht leben zu können glaubt. Andererseits aber offenbart sich doch gerade an diesem Punkte die spezifisch deutsche Eigenart des Kampfes zwischen der bürgerlich-capitalistischen Ordnung und der wie immer sich gestaltenden, aus Nebeln trotzig aufsteigenden neuen Welt des socialen Zeitalters. Vielleicht in keinem Lande wird dieser Kampf, trotz aller äußerlichen Brutalitätsgesten, von den Verfechtern der bestehenden Ordnung mit solchem Ungeschick und so schwächlichen Mitteln gekämpft. Ja, im eigentlichen Betracht giebt es einen solchen Kampf bei uns gar nicht. Die Feinde heißen nicht Capitalismus und Collectivismus, bürgerliche Gesellschaft und socialer Staat, Eigentum und Communismus, liberaler Individualismus und Socialismus, oder wie man sonst die Gegensätze kennzeichnen mag. In Deutschland ringt nicht eine Gesellschaft, nicht eine Staatsordnung um ihre Existenz, sondern der Kampf krystallisiert sich um die Erhaltung einer bestimmten Institution dieser Gesellschaftsordnung, die aber keineswegs mit ihr organisch und naturnotwendig zusammenhängt. Die ganze Kriegstaktik ist auf eine einzige Institutions-, Personen- und Familienfrage zugeschnitten, und darin besteht die große Schwäche der Verteidiger der bürgerlichen Gesellschaftsepisode — am Ewigen gemessen sind alle Epochen nur Episoden — und die große Stärke der Angreifer. In offenen und latenten Republiken stehen sich die feindlichen Heerlager in ihrer ganzen Größe und Macht gegenüber, dort messen Weltanschauungen ihre Kräfte, bei uns wird auf der einen Seite statt des Landes nur eine Festung verteidigt, die ganze Strategie wird den Besonderheiten dieses einen Punktes angepasst, und darum ist es erklärlich, daß der Feind mühelos inzwischen das Land erobert, daß gerade in Deutschland die Socialdemokratie die größte Gewalt hat.

In allen den Windungen unserer Regierungspolitik läßt sich in der That nur der eine leitende Gedanke erkennen: Vor allem

gilt es die Monarchie zu retten. Und in dem Eifer, den bedrohten Posten zu beschützen, giebt man die Gesellschaftsordnung, auf der die Monarchie beruht, preis. Darum verstärkt man zwar die militärische Leibwache der einzelnen Institution ins Ungemessene, im übrigen schwächt man aber durch die Taktik, die man befolgt, die eigene Position. So sucht man Hilfe bei allen Parteien, die monarchische Treue im Schilde führen, die sich mit einem loyal abgerichteten Kaiseraar legitimieren, selbst wenn sie durch ihre Agitation den Eigentumsbegriff und damit das Fundament der bürgerlichen Ordnung erschüttern, oder durch utopistische Entwicklungsreaction die kräftigste Schutztruppe der gegenwärtigen Gesellschaft, die großcapitalistische Elitegarde unzufrieden machen. Man stützt sich auf die Junker, nur weil sie royalistisch gestrichen sind, obwohl sie in ihrem begründeten Haß gegen das mobile Capital die Basis unserer Gesellschaft unterminieren und zugleich auf der andern Seite eine Todfeindschaft der Mobilcapitalisten gegen die Immobilcapitalisten hervorrufen. Man hat nie die Antisemiten für Reichsfeinde erklärt, weil sie die Krone im Wappen führen, und doch zerstören sie den Glauben an die Heiligkeit des Eigentums durch ihre anarchistischen, mit der Propaganda der Gewalt spießbürgerlich scheu coquetierenden Angriffe auf das semitische Capital. Man hat die sogenannte Mittelstandsbewegung erfunden und gehätschelt, weil das Kleinbürgertum, das in allen Kriegervereinen dominiert, am lautesten und begeistertsten die Nationalhymne intoniert; man hat aber dabei übersehen, daß diese Volksschle, die in ihrer gedrückten Erwerbsnot auf die Gnade der Kunden angewiesen ist, deren entbehrliche Existenz — wenn alle Krämer und Handwerker strikten, würde niemand ein Interesse daran haben, auf Beendigung des Strikes hinzuwirken — von dem Wohlwollen und dem Credit abhängt, durch langen, beugenden Zwang gewohnt ist, dem zuzujauchzen, der gerade in der Macht ist. Das sind die Leute, die vielleicht 1866 noch gegen Preußen gekämpft haben und jetzt bei der dreißigjährigen Erinnerungsfeier, der Annexion vollständig acclimatisiert, ein Hoch auf — Bismarck ausbringen; das sind die Elemente, die jegliche Macht mit Hurra begrüßen. Aber

weil sie einmal Hurra rufen, darum protegiert man sie, darum schmeichelt man ihrem Aberglauben und versucht die wirtschaftliche Don Quichotterie, überlebte Betriebsformen künstlich am Leben zu erhalten, ohne zu berücksichtigen, daß man dadurch wiederum die lebensstarke Schutzwehr des Bestehenden in ihrer Widerstandsfähigkeit gegenüber dem Ansturm der Zukunftsgläubigen lähmt.

In Frankreich ringt der bürgerliche Capitalismus mit seiner ganzen Kraft gegen den Socialismus, er befehdet ihn mit Eiß und Gewalt, mit Ernst und Satire, mit göttlicher Verführung und gemeiner Notzucht durch entgegenkommende Reformen und brüste Verneinung. Er lauert ihm überall auf und verstellt ihm den Weg, mit dem gesamten Aufgebot politischer und wirtschaftlicher Machtmittel sucht er ihn abzuwehren. In einer harmlosen Rentensteuer wittert man den Zukunftsstaat, und Forain, der satirische Zeichner, stellt den feisten Rentner dar, wie er um Gnade bettelt, ohne freilich etwas anderes zu erreichen, als die schneidende Antwort: Ja, Herr Rentner, die Freiheit ist ein veraltetes Spiel — jetzt sind wir bei der Gleichheit. Ganz anders bei uns! Hier, wo die Principien zur Personenfrage verkümmert ist, versagt man der Bourgeoisie gerade ihre stärkste Waffe, die Freiheit, weil man eben den Schutz einer Institution über die Verteidigung eines Princips stellt. Kaum nötig zu sagen, daß sich aus dieser verkehrten Grundtaktik ergibt, daß man auch für den engeren Zweck die verkehrtesten Mittel anwendet. Das Eine bedingt das Andere, abgesehen davon, daß die bedrohte Bourgeoisie, die instinctiv den verhängnisvollen Fehler und die Quelle ihrer Mißerfolge ahnt, den Urheber dieser Politik nicht geradezu allzu freundlich gesinnt ist. Die conservativen Strategen in dem großen socialen Entscheidungskampf arbeiten in Deutschland wider den Willen durch ihre Kopflosigkeit auf die Capitulation hin. Sie haben es zu Wege gebracht, daß sie statt eines geschlossenen Verteidigungsheeres den Krieg im eigenen Lager haben, daß nirgends das Dogma des Capitalismus so stark erschüttert ist wie gerade bei uns.

Man sieht jetzt, daß es doch tief begründet ist, wenn gerade da die Entrüstung der Anwälte des Bestehenden gegenüber der Re-

volution am höchsten lodert, wo die Grundprincipien gar nicht in Betracht kommen. Damit ist nicht gesagt, daß man sich dieses Zusammenhangs nun auch bewußt wäre. Ganz und gar nicht. Für sie bedeutet das Raus, raus nur den brutalen Wunsch, den Feind gewaltsam zu beseitigen. Man begnügt sich mit dem Wort, weil die That vorläufig nicht möglich ist. Wo man aber sich stark genug fühlt, da handelt man nach der Weisung. Raus lautet die Parole, als Gesinde, Arbeiter und Frauen im Bürgerlichen Gesetzbuch ihr Recht forderten. Dem drohenden Raus kam Herr von Berlepsch zuvor, indem er ging, und an der „sensationellen Socialpolitik“ von 1890, die man allzu lange schon geduldet, wurde das herrische Raus executiert.

Aber sonderbar! Während so die Politik dieses actionskräftigen Worts gegen alles Kästige und Verhaßte angewandt wird, fühlt man sich selbst nicht wohl in dem Hause, das man dermaßen eifrig und rücksichtslos säubert. Raus ruft man sich selber zu, und man schweift in kühnen marinistischen Weltmachtsträumen in alle Weiten, phantastisch gaukelt man sich eine erhabene Aera der Colonialpolitik vor, während wir in Wahrheit am Ende der Colonisationsepoche stehen, und es nur noch letzte gewaltsame Zuckungen einer sterbenden ökonomischen Technik sind, was wir gern für ein Aufblühen halten möchten. Hierig sucht der Semilasso einer weckenden Gesellschaft die Erschöpfung der Zeugungskraft seiner Seele durch Verstärkung und Mannigfaltigkeit der von außen dringenden Reize zu ersetzen, und schlaue Händler stacheln diese unständige Schwärmererei in's Grenzenlose, verspricht sie doch ihnen Gewinn.

Wer aber kann sein Haus gegen Eindringlinge wehrhaft schützen, wenn er selbst sich hinaussehnt? Mag noch so barsch dann ein Raus den Einlaß begehrenden lebensfrischen Gefellen zu wehren suchen, dem Raus wird nur um so lauter das Echo folgen: Rein!





Der Einbund.

(1896.)

Paul Singer, der Präsident socialdemokratischer Congresse und Parteitage, gehört gewiß nicht zu den Männern, die das Culturbewußtsein der Menschheit um neue Ideen bereichert haben, er ist nichts als ein Arbeiter im Dienste einer Culturidee, wenn auch ein sehr geschickter. Er vertritt in der Socialdemokratie die Selbstverständlichkeit des gesunden Menschenverstandes, jenes Element des Gleichgewichts, das unsere Neurastheniker langweilig finden mögen, auf dem aber doch schließlich die sichere Gewähr aller kosmischen Bewegung beruht. Ihm fehlt das züngelnde Temperament des leidenschaftlichen Revolutionärs, die kühne Entschlossenheit waghalsiger Gedanken, die quälende Selbstkritik des faustischen Scepticismus, und die weichherzige Güte, die ihm nicht mangelt, mag in der rauhen Notwendigkeit politischer Soldateska umkrustet sein, wie er auch wohl für all die interessanten und eleganten Nervenzuckungen unserer vielliebten Sensitiven kein Organ hat und in den unverständenen Männern nichts als deren Unverstand zu erkennen vermag. Weil sein in wertvollster Auffassung beschränkter bon sens Berliner Färbung und eine gewisse gediegene Vierschrötigkeit auch im eigenen Lager manchen verzärtelten Jüngling verdrießt, weil er außerdem den Ruf eines reichen Mannes hat, dessen Reich-

tum das Schicksal jeglichen Reichtums hat, in seiner Herkunft nicht den strengen Ansprüchen höchster Menschlichkeitsethik zu genügen, so glauben die banausen oder corrupten Gegner der socialdemokratischen Kulturbewegung gerade diesen Rassengenossen des Heilands als bequemes Gefäß ihrer polemischen Bedürfnisse benutzen zu sollen, und sie wärmen sich an der ungestümen Hoffnung, daß ein weltgeschichtlicher Proceß dadurch überwunden werden könne, daß einer der in ihm agierenden Menschen fortgesetzt das Verbrechen begehe, seinen Reichtum für ideale Zwecke zu verringern. Daß sie bisher durch alle Erfahrungen nicht belehrt worden sind, daß dieser Paul Singer durch die Angriffe nicht im mindesten in seiner Machtstellung erschüttert wird, ist erklärlich bei Leuten, die von der Selbsttäuschung und Täuschung zu leben gezwungen sind.

Wer aber den immerhin auffälligen Einfluß Singers wirklich verstehen und sich nicht mit dem dummen Hinweis auf seine fabelhaften Millionen begnügen will, der muß sich die Mühe nehmen, einmal auf einem socialdemokratischen Parteitag den Mann als Präsidenten zu beobachten. Ich habe kaum jemals einen Menschen so erstaunlich über sich selbst hinauswachsen sehen, wie diesen Parteiführer in dem repräsentierenden Amt eines Congress-Organisators. Wir haben noch keinen Reichstagspräsidenten gehabt, der nur annähernd die Kunst des Präsidierens so beherrschte wie Singer. Mit einer Art jovialer Energie weiß er in nie versagender Treffsicherheit die spröden Massen zu bändigen und zu lenken, sein gesunder Menschenverstand findet sich mit akrobatischer Gewandtheit rasch in der verwickeltesten Abstimmungs-Klitterung zurecht, und kaum je verläßt ihn das Tactgefühl der Objectivität. Bewundernswert geradezu ist Singer jedoch in den kleinen officiellen Ansprachen, den Chronreden, mit denen er die Tagungen der socialistischen Parliamentssessionen schließt. Da zeigt sich, wie man bedeutend wird durch die Größe der Sache, in der man wurzelt. Selbstverständlich erhebt er sich in solchen Ansprachen nicht über das Niveau feierlicher Alltäglichkeit, die allen officiellen Emanationen eigen ist, aber er weiß die Phrase zu firnissen, daß sie leuchtet, seine Stimme, das Berlinische fast ganz abstreifend, erhebt sich dann zu größerer Fülle,

das Blut steigt gleichsam belebend in die blassen Worte und das anämische Pathos, und immer formt sich ihm schließlich ein Wort von breiter Schlagkraft, eine Wendung in jener Mitte zwischen Trivialität und Productivität, welche die Massenerfolge begabter Agitatoren erzeugt.

So hat auch auf dem Londoner Congreß der Socialdemokratie gerade Paul Singer unter all den Festrednern in seiner kurzen Ansprache das glücklichste Wort gefunden, ein Wort, das keinen neuen Gedanken bringt, weder wichtig noch tief ist, auch nicht einmal den Kern der Sache erfagt, das aber doch in seiner funkelnden Augenscheinlichkeit von größter agitatorischer Triebkraft ist. Vis-march hat niemals eine genialere Trivialität gemünzt, als die, welche Singer auf der großen Friedenskundgebung im Hyde-Park in die Massen hinausrief: „Mögen die Bourgeois politische Bündnisse aller Art schließen, wir kümmern uns nicht darum, wir wissen, daß die Arbeiterklasse überall nur einen Bundesgenossen hat, ihre Arbeitsbrüder, und nur einen Feind, die Bourgeoisie. Gegenüber dem Dreibund von Deutschland, Oesterreich und Italien, dem russisch-französischen Zweibund müssen wir Vertreter der Arbeiterklasse den Einbund der internationalen Arbeiterschaft gründen.“

Einbund — das klingt in der That zugleich wie eine Erlösung und ein Weckruf. Der Begriff bezeichnet keine Thatsache, er ist eine Hoffnung, und gerade deshalb wohnt ihm die Schöpferkraft des Zukunftsgebärenden inne. Denn am Anfang war die Zukunft, und Zukunft schaffen ist der Zweck des Menschen. Freilich für Singer entleimt der Wert nur aus dem Glaubensbekenntnis seiner Taktik, nicht aus der Universalität einer Culturanschauung. Von der dreifachen Wurzel der Socialdemokratie, der ethischen (demokratische Gemeinschaft), der ökonomischen (centralistischer Collectivismus) und der taktischen (Classenkampf) war ihm, indem er das Wort vom Einbund fand, nur die dritte bewußt, aus der allerdings die politische Machtstellung der Socialdemokratie zumeist erwachsen ist.

Indessen es hindert nichts, den Begriff des Einbundes im tiefsten, universalsten Sinne zu fassen als das „Sesam, öffne Dich“ der Zukunft, in der wir die gewaltigste ethische Errungenschaft der

Menschheit nach dem Gesetz der ökonomischen Entwicklung mit dem Heer der durch den Klassenkampf Geworbenen als den Einbund der Kultur vollziehen werden. Hier leuchtet uns der einzige Weg zu jener ewigen Zukunft, von der nur die Thoren wähen, daß sie jemals ein Abschluß sein könne. Zukunft, nichts als Zukunft und immer wieder Zukunft ist's, die wir suchen, in dem unendlichen Strom des Erfüllens, das zugleich das Nichterfüllen ist, und alle Qualen der Gegenwart erwachsen daraus, daß man uns diesen Weg, auf dem wir die Notwendigkeit und unseren Menschenberuf vollstrecken müssen, versperren will mit Glascherben und Stacheldraht, und kunstvoll stinkenden Gräben und Schreckschüssen, und Vogelscheuchen wie dem läppischen Gespenst einer in fauler Wunschlosigkeit erstarrten Zukunft. Und deshalb sehnen wir uns nach dem Einbund, der stark genug ist, die Hindernisse fortzuräumen, damit wir endlich in inniger Gemeinschaft das Thor der Zukunft durchschreiten können, nicht als ob wir damit glaubten, am Ende unserer Mühen zu sein, sondern weil wir uns bewußt sind, daß wir dann erst vermögen zweckbewußt dem Willen der Kultur zu dienen, und die schwere Arbeit, die mit dem Sieg des Einbunds erst beginnt, nicht endet, sinnvoll und fruchtbar zu verrichten. Und deshalb gelten alle unsere Hoffnungen dem Gedeihen des Einbunds, den wir um so eifriger idealistisch ausschmücken, je widriger uns die wirren Gauflerkünste der diplomatischen Mißgeburten der Zwei- und Dreibünde erscheinen.

Es ist sicher, daß unsere Auffassung von dem Einbunde sich ebenso sehr von dem Singerschen Schlagwort entfernt wie sein idealer Begriff von der fragmentarischen Verkörperung in dem Londoner Congreß und seinen Hinterfassen, aber die Entfernung ist doch nicht so weit, daß sie zur Feindseligkeit stimmen könnte. Im Gegenteil: für uns sind alle, noch so kümmerlichen Erscheinungen dieses Einbundstrebens durchaus wichtigste Vorgänge unserer Zeit. Mag das Menschenmaterial, das unserer Idee dient, noch so mangelhaft sein, mag seine geistige Höhe den intellectuellen Gourmets noch so sehr widerstehen, mögen die Einbündler in Einzelfragen, selbst in Principien irren, so erreichen alle Schwächen nichts anderes, als

daß man sich um ihre Beseitigung mit eifriger Liebe müht. Die Congresse und Parteitagsstätten sind in der That die geistigen Wallfahrtsorte aller Zukunftsgläubigen, die vielleicht auch die Zukunftswissenden sind, mögen sie auch geborene Dissidenten und Parteiskeptiker sein.

Es ist ein böses Rätsel, daß diese Zukunftsgläubigen nicht die ganze Menschheit umfassen, daß die Einbandsidee nicht die gemeinsame Richtungslinie ist, sondern daß man sich vielmehr schon mit tödlichem Haß bekämpft, bevor noch die eigentlichen Probleme beginnen. Karl Marx, der Beherrscher der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und der Sieger des 20., hat das böse Rätsel mehr constatirt als gelöst, indem er das Dogma vom Classenkampf fand und die freie intellectuelle Erkenntnis durch den gebundenen triebhaften Instinct erdroffelt werden ließ. Da jedoch jeder Tag von neuem zeigt, daß an der Erscheinung selbst nicht zu zweifeln ist, so muß man sich wohl oder übel mit der Idee des Classenkampfes abfinden, wenn auch das verzärtelte Gewissen, das gern an dem „berechtigten Kern“ nascht, dieser Fundamentallehre zuerst widerstreiten möchte. Und Herr Singer hat recht daran gethan, daß er die Arbeiter zum Einbund zusammenrief und nicht die — Menschheit. Denn leider ist mit der Menschheit verteuftelt wenig anzufangen, und es scheint einmal im Rate des Schicksals beschlossen, daß nicht im vernünftigen Wettstreit die Zukunft erzeugt wird, sondern in wilden Schlachten mit Sieg und Vernichtung, obwohl an dem Ausgang des Kampfes nie ein Zweifel ist und die Partei der Aufsteigenden und Untergehenden von Anfang an für alle Sehenden gezeichnet ist. Schon an den Waffen kann man es erkennen.

Eine dankbare Aufgabe wäre es, einmal ein Handbuch der politischen Strategie zu schreiben, in dem das ganze Arsenal der Kampfmittel zur Schau gestellt wird. Man würde erstaunen über die Armseligkeit und Gleichförmigkeit der Mittel der zum Untergang Bestimmten. Es ist immer dieselbe Ohnmacht, die in brutalen Machtzuckungen rast, die mit Verfolgungen und Verleumdungen, mit kindischem Witz und verrenkter Logik die Wahrheit überwinden

zu können sich rühmt. Und wenn sie sterben sollen, so rafften sie sich nicht einmal zu einem anständigen dreimaligen Hurra auf den irdischen oder überirdischen Gott auf, dem sie gedient haben, sondern versinken schimpfend und scheltend. So hat man auch die Einbundsbeuwegung stets mit den denkbar kläglichen Mitteln aus der Welt zu reden gesucht. Es macht einen ungemein belustigenden Eindruck, zu beobachten, wie man überall auf die gleiche naiv-boshafte Weise sich vergeblich bemüht hat, gegen die gewaltige socialistische Weltsprache — dieses Dolapük, das alle Völker verstehen — mit den stammelnden Lauten nationaler Parteisprache zu überwinden, ja man demütigte den Nationalstolz so weit, daß man selbst wieder eine Art antisocialistischen Dolapüks erfann, dessen ganzer Sprachschatz auf einem Quartblatt geräumige Unterkunft findet.

Als Johann Most 1874 in der Bastille am Plözensee, gemeinschaftlich mit den ultramontanen Opfern des Culturkampfes einlogiert war — zu jener Zeit war die Expedition der „Frankfurter Zeitung“ noch so liebenswürdig, den wilden Most durch Ueberweisung eines Freieemplars ins Gefängnis zu unterstützen — schrieb er in sein Tagebuch: „Die Inspectoren und der Schulmeister besuchen mich öfters, wobei natürlich die allgewöhnlichsten Zeitungs-Plattheiten herausgesteckt werden, was mich um so mehr amüsiert, als ich so Gelegenheit habe, die Leuten gründlich ad absurdum zu führen. Ob mit solchen Discussionen die angekündigte Besserung erzielt werden soll, weiß ich nicht, vermute es aber. Wenigstens wüßte ich sonst nicht, zu welchem Zweck man mir z. B. immer mit einem vor Freude strahlenden Gesicht vom „Rückgang der Socialdemokratie,“ wie er sich angeblich zusehends vollziehen soll, erzählt.“ Und an einer anderen Stelle erzählt er von einem Bekehrungsversuch des Directors, der mit sichtlichem Gruseln und mit tragischem Pathos ausrief: „O, ich bin fest überzeugt, wenn Sie und Ihresgleichen könnten, wie Sie wollen, so würde die Guillotine aufgefahren und geköpft nach Noten, weder Leben noch Eigentum wäre sicher, und Mord und Brand würde herrschen, wie man es in Frankreich erleben mußte!“

Nimmt man das Teilen hinzu, so hat man den gesamten Waffenschatz der Vielbündler erschöpft, wie er seit einem Menschenalter in allen Ländern zur Anwendung kommt. Man leugnet die feindliche Macht — statt Rückgang gebraucht man neuerdings lieber die weniger bestimmte Wendung vom Ueberschreiten des Höhepuncts — dann gefällt man sich in stiller abwartender Geduld. Oder man malt nach dem Vorbild der Jahrmarktuden, in denen Künstler die Schrecken der Folterzeit grausig dargestellt haben, die Ruchlosigkeiten der blutigen Sintflut, und dann hagelt es Ausnahme-gesetze der schamlosen Gewalt. Oder endlich, man wendet mit der beneidenswerten Verdauungsfähigkeit, die reactionäre Hirne stets auszeichnet, die conträren Mittel zu gleicher Zeit an, und dann benützt man wohl das gemeine Recht als Ausnahme-gesetz, und Justizminister predigen das zweierlei Recht, und Oberverwaltungsgerichte, statt die bestehenden Gesetze anzuwenden, vollstrecken aus eigener Machtvollkommenheit Ausnahme-gesetze. In diesem Zustande zeigen sich dann klar all die abstoßenden Untergangserrscheinungen, die die intellectuell und sittlich unversehrten Elemente gewaltsam in das feindliche Lager treiben, selbst wenn sie mit ihren Ueberzeugungen noch jenseits stehen.

In dem lezt erwähnten Stadium befinden wir uns aber, wenigstens in Deutschland, schon jetzt. Wir müssen uns zur Socialdemokratie flüchten, selbst wenn wir ihre wirtschaftlichen und taktischen Grundanschauungen nicht theilen. Sie ist die einzige Zuflucht aller Idealisten, um sie kreisen die Sympathien der Gesund-Geblienen. Denn hier finden sie Grundsätze, Consequenz und Begeisterung, und wenn sie Deutsche sind, außerdem die Tradition der klassischen deutschen Zeit.

Wir wollen uns einbilden, auf dem Londoner Congreß die Stimmen der Völker und die Stimme der Zukunft zu vernehmen. Und wenn sie selbst kein anderes Verdienst hätten, diese Socialdemokraten, als daß sie die Massen organisieren, sie zu bestimmten Gedanken erziehen und dergestalt aus dem dunklen Chaos mit seinen unberechenbaren Explosionen eine in gesetzlichen Bahnen sich bewegende geordnete Welt schaffen, deren Ideen man

kennt und mit deren Handlungen daher die Cultur rechnen kann, wenn sie nichts befähigen als dieses Glück rücksichtsloser Aussprache und diesen opferwilligen Mut der Ueberzeugung, es genüge, mit ihnen zu sympathisiren, selbst wenn man ihre Grundanschauungen nicht theilte. Man wird nie das Bedürfnis haben, sie zu bekämpfen, höchstens sie zu reformiren.

Wie kindisch ist angesichts dieser Anziehungsmacht der Einbundsbeziehung der Versuch, aus den anarchistischen Lärmereien in den ersten Tagen des Londoner Congresses wieder einmal den Rückgangs-Trost zu saugen? Wäre man imstande, zu denken, so mügte man es für sehr natürlich halten, daß eine Partei, die auf wissenschaftlichen Erkenntnissen basiert ist und an deren Fundamentalsätzen kaum etwas Wesentliches zu ändern ist, weil sie systematisch bedingt sind und nur mit dem ganzen System zerstört werden können, in ihren Zusammenkünften gerade die persönlich-taktischen Auseinandersetzungen pflegen wird, die kleinen aber nicht unwichtigen Tagesfragen des laufenden Geschäftsbetriebs. Und wenn die anarchistischen Wirrköpfe getreu dem Princip der Herrschaftslosigkeit ihre Individualität ausleben — man weiß jetzt, was dieser mystische Begriff besagt: Lungenkraft und Kehlkopfvirtuosität —, was können jene dafür, die doch unmöglich die Verantwortung tragen, daß sich in ihre Versammlungen Leute eindrängen, die genau die entgegengesetzten Anschauungen hegen? Daß die Anarchisten, diese Manchester-Caricaturen, sich zufällig an dasselbe Publicum wenden und auch ein Verdammungsurteil über die bestehenden Zustände fällen, das der socialistischen Kritik ähnlich ist, darf schwerlich als ein zureichender Grund zu gemeinschaftlicher Action angesehen werden. In Wirklichkeit bedeutet gerade die reinliche Scheidung von den anarchistischen Schwadronen, die nur psychologisch, aber nicht logisch zu begreifen sind, einen erheblichen Fortschritt und bedeutende Stärkung der socialistischen Bewegung, indem sie allen Romanticismus des verwegenen falschen Pathos abschwört.

Auch sonst haben die Vielbündler keine Ursache, aus dem Verlauf des Londoner Congresses neue Lebenshoffnungen zu schöpfen. Der internationale Ring schließt sich immer enger zusammen, die

Gemeinsamkeit der Anschauungen wächst. Es ist ein bedeutsames Zeichen, daß Rußlands organisierte Arbeiterschaft auf dem Londoner Congreß zum erstenmal vertreten war. Die Hereinziehung der Agrarfrage, dieses socialistische Arbeitsgebiet der nächsten Generation, die allgemeine Anerkennung der politisch-parlamentarischen Action, die Zurückweisung nationaler Velleitäten, die ernste Betonung der frauen- und Bildungsemancipation — all' das sind Fortschritte zur Reife, Klärung und Einheit. Und dergestalt gedeiht diese Welt für sich, verheißungsvoll an Kraft und Fülle, und man darf auf den Glückstag hoffen, da die schmerzvolle Zerrissenheit des Kulturbewußtseins aufgehoben und ihre Einheit im Einbunde hergestellt ist. Dann mag die fröhliche, keimstarke Menschheitsarbeit beginnen, deren blasse Vorahnungen wir heute in der Wissenschaft und ihren stolzen Erzeugungen ängstlich genießen. Es mag eine gute Vorbedeutung für den Sieg der neuen Kulturbewegung sein, daß ihr Kampfgesang mit dem Instrument der vorhergehenden Epoche begleitet wurde, die Internationalhymne des Einbundes, die Marseillaise, ertönte zur Orgel!





Allerlei Culturkämpfer.

(1896.)

Was die Ethik als aller Unsittlichkeit Cardinalsünde verdammt, die Unwahrhaftigkeit, ist nach dem Sündenfall zu stolzen Ehren gekommen, in der hohen, höfisch-patriarchalischen Politik thront sie als Diplomatie, in der parteimäßigen Volkspolitik nistet sie als Taktik, jene ist das aristokratische, diese das demokratische Princip der Lüge. Die Diplomatie ist die überlebte, verwitterte Staatskunst der formal-Regierenden, die Taktik ist die Herrschaftsmethode in der modernen Massenbewältigung. Geheime Spielkniffe erfindet die eine, nach festen Spielregeln strebt die andere, das Geheimnis des Erfolgs wollen beide entschleiern. Die Diplomatie bedient sich nur dann der Wahrheit, wenn sie sicher ist, daß die Wahrheit für eine Lüge gehalten wird, die Taktik verwendet die Lüge, um eine Wahrheit durchzusetzen. Die Diplomatie ist in der Entartung zur ohnmächtigen, unproductiven Mystik begriffen, die Taktik strebt sichtlich zur Selbstläuterung, sie hat den Ehrgeiz im Lichte der Öffentlichkeit und Ehrlichkeit ihre Zwecke zu erreichen, von der Lüge sich zu befreien, mit offenen Karten zu spielen. Die Diplomatie ist die Defensiv der absteigenden Gesellschaftsclassen, die Taktik die Offensive der aufsteigenden. Die unsäglichen Wirrnisse der internationalen Staatenpolitik sind das Ergebnis der diplo-

matistischen Geschäftigkeit, die parteipolitischen Organisationen sind das Werk der Taktik in allen ihren Nuancierungen von der Lüge und Heuchelei durch kluge Vorsicht hindurch bis empor zur freien, tapferen Wahrhaftigkeit.

Die ganze Energie unserer müden, aristokratischen Staatskünstler wird darauf verwandt, daß man nicht erkenne, was ist. Sie erzeugen Theaterdämpfe, in denen die Verwandlungen vor sich gehen können, ohne die Illusionen zu zerstören. So ist denn auch das russisch-französische Intermezzo schließlich dank der diplomatischen Regiekunst in Nebeln versunken, zwar nicht für die Kenner der Coulissenwelt, wohl aber für das naive Publicum. Die Vermutung, daß trotz der zweifellosen persönlichen Reibungen Wolff noch das Vergnügen haben werde, von einer überaus herzlichen Begrüßung zwischen dem deutschen und russischen Kaiser zu melden, hat sich schließlich bestätigt. Statt der sorgsam vermiedenen Entrevue ist ein Familienbesuch in Darmstadt zu Stande gekommen, ferner die pflichtschuldige Gegenvisite Nikis in Wiesbaden. Der „Reichsanzeiger“ hat darauf ein Glossarium zu diesen anscheinend nicht ohne weiteres leicht verständlichen Familienbesuchen geschrieben und mit froher Genugthuung constatirt, daß die traditionellen intimen Beziehungen zwischen den beiden Herrschern wieder einmal bewiesen seien, die „Hamburger Nachrichten“ aber murmelten ihren spöttischen Segensspruch über die Erklärung des amtlichen Organs, durch die festgestellt sei, daß die deutsch-russischen Beziehungen, die „seit Anfang diesen Jahrzehnts“ bisweilen gelockert waren, gottlob wieder gefestigt seien. Damit ist alles wieder künstlich verdunkelt. Die Diplomatie hat ihre Arbeit vollendet.

Wenn Actiengesellschaften ihre Geschäftsberichte nach diesem diplomatischen Recepte abfaßten, so würden sich ängstliche Actionäre nach der Adresse des Staatsanwalts erkundigen. In der hohen Politik aber sind nur rückständige Elemente so naiv, zu fragen: Warum bezahlen wir eigentlich mit unserem teuren Gelde die Regierungsleute, wenn sie uns nicht einmal klar und unzweideutig berichten, wie der Stand der Geschäfte jeweilig sei, wenn sie uns mit Bulletins abspeisen, denen gegenüber Weisfagungen aus

den Linien der Hand und die Wetterverkündigungen des hundertjährigen Kalenders unerreichbare Vorbilder von Zuverlässigkeit und Bestimmtheit sind, ja wenn sie uns geflissentlich unsere schärferen Einsichten und begründeteren Vermutungen trüben und verwirren. Diplomatische Rücksichten — versteht Ihr! Würde man Euren naiven Forderungen willfahren, eine Weltkatastrophe bräche herein. Ihr fragt, warum das geschehen würde! O, diplomatische Rücksichten gebieten wiederum Schweigen, sonst — nun die Weltkatastrophe steht fortwährend auf der Lauer. Aus diplomatischen Rücksichten dürfen wir nicht wissen, warum wir nichts wissen dürfen, und auch die Gründe dieser Verurteilung zur Ignoranz entziehen sich der Mitteilung — aus diplomatischen Rücksichten! Ungefähr in derselben Weise pflegen bequeme Mütter die Neugier der Kinder unschädlich zu machen. Ihr begreift nun, warum es unmöglich ist, daß man Euch über die politischen Geschäfte unterrichtet, daß man Euch sagt, was geschehen sei, wie man die Geschehnisse auffasse, was man in der Zukunft erwarte, und zwar all' dies — das wünscht Ihr ja wohl? — wie an Eidesstatt, ohne etwas zu verschweigen und ohne etwas hinzuzufügen. Diplomatische Rücksichten! Und ist das nicht köstlich spannend und nervenkitzelnd, dieses Taisten im Dunkeln wie nur irgend ein auf dem Grund einer geheimnisvollen Mordthat aufgetürmter Indicienproceß?

So hat man die russische Frage wieder einmal diplomatisch eingefargt und die Völker treiben weiter ohne Compaß und Karte auf berstendem Floß ins Ungewisse und singen das Flaggenlied und tanzen um Niki. Es kann ja immer so bleiben! Weil aber gerade in diesen Tagen die Zeitungen das Datum feiern, an dem vor hundert Jahren ein unglücklicher Dichter seinem Martyrium geboren ward, so mögen in diese leisen Zeiten als Epilog auf Väterchens Europafahrt die Worte gellen, die einst der gepriesene Dichter in feierlichen Maßen fügte:

Deinem Los sei'n Klagen geweiht, Europa!
Aus dem Unheil schleudert in ein neues Schrecknis
Dich ein Gott fiets; ewig umsonst erstehst du
Frieden und Freiheit!

Sieh, da keimt schon unter dem Hauch des Nordpols,
frischen Unheils wuchernder Same leis auf:
Hoch als Giftbaum ragt in die Luft bereits dies
Riesige Scheufal!

Selbst dem Beil fruchtloser Begeisterung trotzt
Dieser Stamm, der Alles erdrückt, und keiner
Wolke, weh uns, rettender Blitz zerschmettert
Wipfel und Ast ihm!

Ketten dräuen, wie nie sie geklirrt, der Menschheit
Bangen Hals zuschnürend, und parricidisch
Reiht im Weltlauf mächtiger Ungeheuer sich
Frevler an Frevler!

Noch einmal, wie's kündet die alte Fabel,
Ueber'm Haus blutigieriger Tantaliden
Sein Gespann rückwärts mit Entsetzen lenkend,
Schaudert Apollo!

Zwar der Hahn kräht; aber er weckt die Welt nicht!
Selbst des Einhorn's Stachel vielleicht zersplittert:
Wdler Deutschlands, doppelter, kreise wachsam,
Schärfe die Klau'n dir!

Gespensterhaft fremd klingen die Verse Platens aus dem Jahre
1829 herüber. Jetzt kräht nicht einmal der Hahn mehr, und
der Wdler schärft die Klauen wider den Hahn und den inneren
Feind!

Um der Selbsterhaltung der Völker willen, so lügt die Diplo-
matie, zieht man im Geheimen die Kreise und sitzt im fensterlosen
Rathaus beisammen. Aber es ist nur das Bewußtsein der eigenen
Ohnmacht und Hohlheit, die zu solchem mystisch-magischen Cult
zwingt. Sie wissen, daß in dem Augenblick ihre Herrschaft und
Herrlichkeit endet, wo das Volk zu ihnen hineinschaut und erkennt,
wie regiert wird. Sie leben von dem Aberglauben der Geheimnis-
fürchtigen, sie sterben, wenn sie auf offenem Markt ihre Geschäfte
treiben müssen. Vorläufig aber sind die Völker noch recht fest in
die Ehrfurcht vor dem verschleierte Bild gebannt, und gläubig
beten sie den fromm-rätselhaften Spruch nach, daß Discretion die

Lebensfrage der Nationen sei. Sie versteifen sich nicht auf die Oeffentlichkeit des Verfahrens und ergößen sich an der Grübelei, was wohl in all diesen vertraulichen Beratungen zum Heile der Welt beschloffen sei.

Allein die Bewohner des diplomatischen Serails selbst sehnen sich bisweilen hinaus aus der Ghetto-Haft. Wenn unter ihnen sich Haß und Feindschaft allzu üppig angehäuft hat, wenn zwischen ihnen der Bruderkrieg entbrannt ist, dann wenden die Gegner als schärfste und tödlichste Waffe die Oeffentlichkeit an. Zeitungen, deren Redacteurs entweder sehr beschränkt, unerfahren oder — sehr eingeweiht sind, lassen sich, häufig ohne daß sie es merken, für die Zwecke der Intriganten benutzen, dann erscheinen allerlei spitzige Andeutungen, Drohungen, halbe Enthüllungen, und das Publicum rundet die Lippen: Ei, ein Scandal in den höheren Regionen spinnt sich an! Und nun ereignet sich das allermerkwürdigste: die Leute, die nur im Geheimcult gedeihen können, rufen plötzlich die alleröfentlichste Oeffentlichkeit zu Hilfe, die schonungslose des gemeinen, bürgerlichen Gerichtssaals, wo der Zeugeneid in die entlegensten und verborgensten Schlupfwinkel hineinleuchtet. Man spricht gegenwärtig davon, daß der Reichskanzler und der Fhr. v. Marschall allen Ernstes beabsichtigen, an die Oeffentlichkeit zu appellieren, um sich die Intriganten vom Halse zu schaffen, die ihnen fortwährend Verdruß, Aerger und Gefahr bereiten, die mit romanhaften Nebenregierungen das gute Volk ängstigen, die nach Bismarckschem Recept die schauderhafte Kunde verbreiten, daß englische Söldner den herzigen, inniglichen Görlitzer Zarentoast boshafterweise auf Eis gelegt und dadurch verschandelt hätten — die ganze politische Welt wurde beim Genuß dieses vereisten Trinkspruchs von einem Magenkatarrh befallen —, die von Flügeladjutanten und civilistischen und militairischen Cabinettschefs unheimliche Geschichten erzählen, kurz, die diesem dunklen, abgesperrten Ghetto inmitten der modernen demokratischen Cultur auf die Weise die Wohlthat des Lichts verschaffen wollen, daß sie es dynamitieren. Führen die jetzt anhängig gemachten Klagen gegen zwei Journalisten, die sich für die höfisch-ministeriellen Zettelungen gebrauchen

ließen, wirklich zur gerichtlichen Austragung, so dürfen wir uns auf einen politischen Fall Koze gefaßt machen. Freilich wird auch in diesem Falle zur rechten Zeit der Vorhang fallen, denn auch unsere Gerichte sind schamhaft und discret, und vermeiden es gern, die picanten Tändeleien, deren auch die Welt, in der man sich nur amtlich mit Ordnung, Religion und Sitte langweilt, nicht entraten kann, der Welt des Umsturzes zur Schau zu stellen. Man wird sich also auf die notwendigsten Feststellungen beschränken, und der schmutzige Strom wird in einem Delta publicistischer Pamphlete versanden. Der politische Fall Koze wird nicht anders ausgehen wie der seguelle.

Wenn die Unwahrhaftigkeit und die Verschleierung die Waffe der Schwäche ist, so begreift sich, daß auch die Regierungskunst der Parteien, dieser Neben- und Gegenregierungen, daß auch die Taktik der sinkenden Parteien von dem gleichen Geist unsittlicher Geheimnisfrämerei und Verlogenheit angefault ist. Nach zwei Richtungen ist die Taktik dergestalt entartet. Sie wird nach außen hin agitatorisch zur Demagogie, in der inneren Partei-Verwaltung führt sie zum Versteckspielen und zur Unöfentlichkeit. Die Parteien, die ihrem Wesen nach zur Vertretung von Minderheitsinteressen verpflichtet sind, die nichts sein wollen und können als Wohlfahrtsausschüsse der Besitzenden in ihren verschiedenen Gattungen, sind durch die Einführung des allgemeinen Wahlrechts in die sonderbarste Zwangslage gebracht worden. Die berufenen Vertreter kleinster Minoritäten mußten, um sich in Macht und Herrschaft zu erhalten, die Massen zu sich verführen. Damit war die Lüge das Fundament ihrer Taktik. Sie mußten für das Wahlrecht sich begeistern, obwohl sie es als den Todfeind haßten, nicht etwa weil es sie im Gegensatz zu den segensvollen erzieherischen Wirkungen, die es auf die Massen geübt, moralisch so tief herunterbrachte, sondern weil es ihnen die lästigsten Beschwerden auferlegte, ohne daß sie trotz aller Mühsal auf die Dauer vor ihm standhalten konnten. Sie mußten für den kleinen Mann schwärmen, für den Bauern und den Handwerker, und schließlich Programme verfassen, die ihnen im Grunde zuwider waren, bis sie allmählich die Kunst

erlernten, Programme so inhaltlos und unbestimmt zu gestalten, daß sie von Fall zu Fall ihre Anschauungen ändern durften. Es kam die Zeit der parlamentarischen Corruption, in der gefinnungslose Speculanten für den großen Mann und seine großen Cassen arbeiteten, während sie für den kleinen Mann Gesetzesvorschläge wohlwollend darboten. Anfangs hatte man es auch versucht, die Macht, die man in Händen hatte, brutal anzuwenden, um das Wahlrecht innerlich zu entwerten, als das nicht mehr ganz gelang, verlegte man sich auf den unsaubersten Wahlschwindel, um einer Stimme willen verriet man seine Ueberzeugung, und es entstand jene Gattung von Wahlreisenden, die in jedem Orte andere Muster den ersehnten Kunden vorlegten und die Mechanik des unlauteren politischen Wettbewerbes ins Unendliche vervollkommneten. Je mehr man innerlich verdorben war, desto eifriger war man natürlich bemüht, nach außen hin den Schein zu wahren, dies vermochte man aber nur durch das Mittel, die Öffentlichkeit nach Möglichkeit abzuschließen, hinter verschlossenen Thüren Parteitage und Delegiertencongresse abzuhalten, und ganz nach diplomatischem Muster durch officiöse Bulletins ihre Anhängerschaft zu erleuchten. Dafür veranstaltete man denn wohl periodisch große, gemeiningerte Paradevorstellungen mit Hochs und Hurras, selbstverständlich nur in der Reichshauptstadt, deren sonstige Reize Gewähr leisten, daß für jeden Zweck genügend Volk zusammengetrommelt werden kann. Aber dieses festliche Gepränge täuschte nicht über ihre blasse Weltuntergangsstimmung; die ewige Furcht vor Enthüllungen und Bloßstellungen zehrte an ihnen, sie lebten das kümmerliche qualvolle Leben der Defraudanten, die wissen, daß eine einzige Bücherrevision sie vernichtet. Darum liebten sie die vornehme Abgeschlossenheit und das Verhandeln zwischen garantiert stummen Wänden. Es war die Taktik der Lüge, von der sie nur lebten, um desto sicherer zu verderben. -

Und da entsteht nun mitten in solch erstickender Luft ein unerhörtes Schauspiel! In einem kleinen Nest, in einem engen Tanzsaal von ländlicher Prunklosigkeit versammelten sich ein paar Hundert Delegierte einer Partei, Männer und Frauen, die von

allen anderen verfolgt und gehegt, doch nichts Besseres thun wollen, als Tage lang mit der peinlichsten Gründlichkeit offen und ungeniert sich zu säubern von dem, was das Jahr über sich an Staub und Flecken angesammelt hat, und sie erleichtern sogar den journalistischen Zeugen ihres Thuns die Protocollführung über das große Reinigungsgeschäft, so viel sie nur können. Der Glas- und Eisenstil der modernen Bautechnik ist gleichsam hier Parteitaktik geworden. In grellster Oeffentlichkeit erledigen sie ihr Geschäft, sie wollen von allen Seiten gesehen werden, und, indem sie die Muskeln trotzig recken, rufen sie der Welt, die sie haßt und fürchtet, keck zu: Hier stehen wir in unserer ganzen Menschlichkeit, verderbt uns, wenn ihr könnt, wir sind auch nackt undurchdringlich. Und, wunderbarlich, diese Welt, die zur Zeugenschaft gerufen wird, empört sich über die intime Schamlosigkeit der Selbstentblößung und schaut doch, gespannt und höchlichst interessiert, dem merkwürdigen Thun zu.

Der Sieblebener Parteitag der Socialdemokratie hat diesmal von den Fabulierkünstlern der bürgerlichen Presse eine ganz besonders schlechte Note erhalten. Nicht einmal ein gutes Fleißzeugnis ist ihm heuer zugestanden worden, weil er schändlicher Weise statt wie früher sieben Mal acht Stunden zu arbeiten, sich mit sechs Tagen begnügt hat. Man hat den Parteitag nie durch lobende Urtheile verwöhnt, aber der 1896 er Jahrgang des socialdemokratischen Weins muß geradezu verbrecherisch schlecht ausgefallen sein, wenn man die Kritiken hört. Der eine hat die nicht mehr neue Ueberzeugung gewonnen, daß die geistige Bedeutung der Partei unabweigerlich sinkt. Der zweite stellt den Verlust des revolutionären Charakters fest, für Nr. 3 hat sich umgekehrt der Beweis ergeben, daß die Socialdemokratie eine Revolutionspartei ist und bleibt. Der vierte decretiert: Mit der Jugendkraft dieser Partei ist es völlig zu Ende, die Greisenhaftigkeit und das Philistertum pochen nicht nur an ihre Thore, nein, sie sind schon in ihre Versammlungen eingetreten und machen sich auf ihren Stühlen breit. Der fünfte erwartet zwar nicht eine schnelle aber eine sichere Sprengung der Partei. Der sechste, der zu Stumm schwört, ist

sittlich gekränkt über die Unehrllichkeit, daß man sich stelle, als ob man nicht auf gewaltsamen Umsturz sinne. Der siebente meint, daß die Partei einen Stich ins radicale Kleinbürgertum erhalten habe, findet das aber gerade dämonisch und gefährlich. Der achte sieht wieder Philister und Reformier, und ähnlich freut sich der neunte an dem nur flackernden, in den Niederungen herumzüngelnden Feuer. Dagegen ist der zehnte ein Anhänger des roten Gespensterglaubens und merkt deutlich den revolutionären Pferdefuß unter dem Singermantel. Der elfte endlich findet die seit 25 Jahren tröstlich repetierende Wendung, daß der physische und geistige Höhepunct erreicht sei.

Ganz besonders heiter ist das plötzliche Mitleid, das unsere bürgerlichen Romantiker mit dem armen alten Liebknecht empfinden, den die undankbaren Genossen schmählich behandelt. Von dem in die rüpelhafteste Form gekleideten Undank sprach selbst die „Kreuzzeitung“, und Schmockjohn, der noch vor einiger Zeit von einem fäselnden Deliranten oder lallenden Paralytiker schrieb, ist auf einmal entzückt von der klugen, vornehmen Verständigkeit Liebknechts. Wie edelmütig sie plötzlich denselben Mann verteidigen, der bisher wohl außer Singer der am meisten beschimpfte Parteiführer der Socialdemokratie war! Welche Behandlung mußte er sich gefallen lassen, als er im Reichstag seiner Ueberzeugung gemäß an einer Ehrenbezeugung nicht teilnahm, die seinem Gewissen widersprach! Als er im März d. J. seinen siebenzigsten Geburtstag feierte, da hat nur ein einziges Blatt für den makellosen, alten Parlamentarier ein Wort des Gruges gehabt, und auf seinem Tisch lag das Urteil, das den Greis wegen Majestätsbeleidigung ins Gefängnis weist. Und als seine Anwesenheit in Eile jüngst bei dem Pöbel Scandalscenen veranlaßte, da beschuldigte man ihn, daß er die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland vergifte, wo nicht gar den Frieden erschütterte. Heute aber glaubt man den Mann gegen seine Genossen schützen zu müssen. Man könnte dies erhaben finden, wenn man es nicht ekelhaft nennen müßte, eine Scene mehr in der Tartüfferie der bürgerlichen Komödie.

Begreift man denn nicht oder darf man nicht die Wahrheit begreifen? Diese Wahrheit aber ist, daß, so lange wir eine geschichtliche Erinnerung haben, die Welt keine politische Bewegung gesehen hat, wie die, welche die Socialdemokratie darbietet. Zum erstenmale wird eine große, revolutionäre, culturumfassende Weltanschauung nicht von genialen Individuen, sondern von einer festgefügtten, organisierten Masse propagiert. Man kann die Wahrheit dieser Weltanschauung bestreiten, aber man kann nicht leugnen, daß es eine in sich geschlossene Weltanschauung ist. Revolutionäre Ideen und revolutionäre Führer hat es stets gegeben, nie aber revolutionäre Heere. Eine der sarkastischsten Launen der Geschichte hat es gewollt, daß der preußische Militarismus in seinem Todfeind, der Socialdemokratie, culturfähig wurde, diese Seelenwanderung hat der Partei ihre organisatorische Kraft verliehen.

Niemand, der nicht einmal einem socialdemokratischen Parteitag beigewohnt hat, kann sich eine Vorstellung von seinem unwiderstehlichen Reiz machen. Die Socialdemokratie erscheint wie eine große Familie, verbunden durch das trauliche Du, die für sich lebt und in sich ihr Genügen hat, und nicht des nachbarlichen Umgangs mit Freunden und Bekannten bedarf. Herr Singer aber präsidiert, wie jene jetzt aussterbende Gattung jüdischer Familienhäupter, die mit eisernem Willen, liebendem Herzen und klugem Tact an jedem Sabbat alle Glieder unter ihrer Obhut vereinigten, mochten sich auch einzelne feindselig gesinnt sein: das gemeinsame Familieninteresse schmiedet die widerstrebenden Elemente fest zusammen. Auch hier ist viel innerlicher Zwist und Streit. Die robusteren Naturen, deren Gemüt zu Gunsten des Willens verkümmert ist, sind wie immer die Ueberlegenen. Das dominierende Berlinertum übt einen wenig günstigen Einfluß. Es ist viel inneres Märtyrertum — dem gegenüber die Verfolgungen der Gegner eine Lust sind — ein Märtyrertum, das stets getragen werden muß, wo eine große Sache mit der kleinen Menschlichkeit der Person zusammenstößt. Aber der Glaube an die Sache läßt auch dieses Märtyrertum freudig ertragen, und man hat gewiß eher Grund, Liebnecht, trotz der unglimpflichen Behandlung, die ihm zu teil

ward, zu beneiden als zu bemitleiden. Wenn auch alte Waffenbrüderschaft in Feindschaft endigt, wenn ungerechte Anklagen und banause Vorwürfe die feineren und Verletzlicheren niederdrücken, wenn Intriguen sich spinnen und Ränke geschmiedet werden, immer wieder rettet die gemeinsame Ueberzeugung an die Heiligkeit der Sache vor dem Niedersinken, und die Tendenz zur unbedingten Oeffentlichkeit und Wahrhaftigkeit bewahrt vor Versumpfung und Verseuchung. Und wenn am Schluß die Parteihymne erklingt, die so undemagogisch den Unverstand der Massen zum Todfeind erklärt, dann sinkt der letzte Rest von Kleinlichem und Niedrigem, und selbst der kühle Skeptiker wird mitgerissen von der einheitlichen Begeisterung einer großen Gemeinschaft. Mancher erfährt da zum erstenmale, daß man Hymnen auch mit echter Begeisterung singen kann.

Unbefangene Beurteiler haben von dem letzten Parteitag keinen anderen Eindruck mitgenommen. Man hat die Familienstreitigkeiten unbekümmert ausgetragen, und wo man Besserungen für geboten hielt, ist man mit schonungsloser und doch gerade dadurch wieder imponierender Festigkeit über Personen hinweg gestiegen. Es ist kein ordinäres Proletentum, wenn sich das Mißtrauen gegen die Akademiker auch diesmal wieder geltend gemacht hat. Die politische Pubertätszeit, die zu stürmischem Bethätigen drängt, führt so manchen jungen Studenten in die Reihen dieser derben und festen Arbeiter, nicht aus ökonomischer Ueberzeugung, sondern aus mitleidigem Herzen oder hitzigem Blute. In dem Glauben an ihre eigene gottähnliche Vernunft verlieren diese Leutchen dann leicht den Glauben an die Sieghaftigkeit der allgemeinen Vernunft, und wenn sie irgend etwas in der Partei nicht vernünftig finden, so treten sie grollend aus, anstatt zu versuchen, ihre bessere Ueberzeugung in langsamer zäher Arbeit der Partei beizubringen. Man muß eben den demokratischen Glauben an die Vernunft der Masse haben, und der festigt sich erst in späteren Jahren, wenn man zu abstrahieren gelernt hat und den Schein von dem Sein zu trennen weiß. Dann ist man nicht mehr so treulos sensibel. Ueberdies erstarkt auch erst später der Entschluß, auf Carriere zu verzichten. Wer sich allzu früh in den Dienst der

Menschheit stellt, verfällt auch noch leicht den Verlockungen eines Elitedaseins im Gegenwartsstaat.

Den demokratischen Glauben an die Vernunft der Masse hat — er sei noch einmal gerufen — Platen in einem Epigramm über die wahre Pöbelherrschaft schön bekundet:

Nicht wo Sophokles einst trug Kränze, regierte der Pöbel;
Doch wo Stämper den Kranz ernten, regiert er gewiß!
Pöbel und Zwingherrschaft sind innig verschwistert, die Freiheit
Hebt ein geläutertes Volk über den Pöbel empor.

War nicht Vernunft in der Erörterung über den Naturalismus? Wozu die bürgerliche Gesellschaft ein Jahrzehnt gebraucht hat, vollzog sich hier spielend in wenigen Stunden: die Ausweisung des Philisteriums und der Wohlstandigkeit aus der Kunst. Daß gerade ein socialdemokratischer Parteitag die erste politische Organisation war, die Kunstfragen discutierte, zeigt wieder, daß diese Partei eine Kulturbewegung repräsentiert.

Das wichtigste Ergebnis des Parteitages liegt unter Tage, es trat nur symptomatisch im Falle Liebknecht hervor. Die Socialdemokratie hat eigentlich ihren Einfluß ohne Mitwirkung der Tagespresse gewonnen. Sie verdankt ihn vorwiegend dem gesprochenen Wort und nichtperiodischen Agitationschriften. Bisher ließ die Mehrzahl der socialdemokratischen Wähler gegnerische Blätter. Die Partei, die theoretisch den Großbetrieb verfißt, gründete selbst lauter winzige Kleinbetriebe, Localblättchen, die schlecht gemacht, dürftig unterrichtet und unterrichtend, ein kümmerliches Dasein führten. Die Genossen lasen sie mehr aus Pflichtgefühl und Opfermut, als aus Bedürfnis. Noch vor zwei Jahren verharrte man auf dem echt utopischen Gedanken, hinsichtlich der Presse außerhalb der Bedingungen der capitalistischen Welt zu leben. Eine gewisse Kleinbürgerliche Jaghaftigkeit hielt von Unternehmungen großen Stils ab, und außerdem hemmte die Unsicherheit der politischen Lage. Seit dem Erfolge der „Leipziger Volkszeitung“ und neuerdings der „Sächsischen Arbeiterzeitung“ vollzieht sich nun deutlich eine Wandlung der Anschauungen, die in der bitteren Kritik der „Vorwärts“-Leistungen und

seines Chefredacteurs zum Ausdruck kam. Man will die Bourgeoisie jetzt auf ihrem eigensten Felde verdrängen, man will selbst eine große Presse schaffen. Gelingt dieser Plan, so hat allerdings, daran ist nicht zu zweifeln, den Local- und Generalanzeigern, die von den proletarischen Massen leben und zehren, die Todesstunde ihrer Herrlichkeit geschlagen, und die Socialdemokratie ist die glückliche Erbin dieser financiellen und geistigen Weltmacht. Es sind ja gewiß äußerst große Schwierigkeiten zu überwinden, ehe solche Reorganisation gelingt, aber das Bedeutsame ist: die principielle Befehung. Sieleben könnte so gerade für die Presse sehr bedenklich werden, die über die Wichtigkeit dieses Parteitages nicht genug zu schelten wußte.





X.

(1896.)

. . . . Um der Selbsterhaltung der Völker willen, so lügt die Diplomatie, zieht man im Geheimen die Kreise und sitzt im fensterlosen Rathhaus beisammen. Aber es ist nur das Bewußtsein der eigenen Ohnmacht und Hohlheit, die zu solchem mystischmagischen Cult zwingt. Und nun ereignet sich das Allermerkwürdigste: Die Leute, die nur im Geheimcult gedeihen können, rufen plötzlich die alleröffentlichsste Oeffentlichkeit zu Hilfe, die schonungslose des gemeinen, bürgerlichen Gerichtssaals, wo der Zengeneid in die entlegensten und verborgensten Schlupfwinkel hineinleuchtet.

Also schrieben wir, als wir zum erstenmal den Proceß Eckert-Eühow erwähnten, und mehr, als wir damals ahnen konnten, hat sich jene Charakteristik, jetzt, wo der Proceß zu einem Gottesgericht anschwillt, wundersam bewahrheitet. Nur unser Mißtrauen, das wir in die Absicht des Gerichts setzten, die ganze Wahrheit ans Licht zu bringen, scheint sich als ungerechtfertigt zu erweisen: Nie hat ein Gericht so rückichtslos in die Welt der hohen Politik hineingeleuchtet, nachdem ihm einmal ein legitimer Vertreter derselben hohen Politik das Licht aufmunternd hingereicht. Freilich fügen wir diese Zeilen in der zweitägigen Aufatmungspause, durch die das von den

unerwarteten Erschütterungen überwältigte Gericht die Verhandlungen unterbrochen hat, und wir teilen nicht ganz die Sensationslust, die in dem Genuß der unerhörten Enthüllungen nach der Begierde unerhörterer Enthüllungen verschmachtet. Ob man nicht doch schließlich versuchen wird, das Gewitter in die Sturmhöhle zurückzurufen, aus der es ein unvorsichtig-tapferer Hegenmeister hinauszog? Oder ist man schon so tief in der Untergangsstimmung versunken, daß man alles wagt, mag selbst die Sintflut der — Wahrheit nach ihnen kommen? Andernfalls würde es nicht überraschen, wenn man in der Pause des Ausruhens und Besinnens zum Entschluß käme, es genug sein zu lassen und den aus gewaltfam zertrümmerten Röhren an die Oberfläche gequollenen Strom wieder einzufangen, auf daß die politische Schwemmcanalisation unter Tage sich vollziehe.

Indessen gleichgiltig, ob wir noch größere und erschreckendere Klarheit im weiteren Verlauf des Processes gewinnen werden oder ob der hastig aufschäumende Wahrheitsdrang wieder müde und furchtsam zusammensinken wird — was wir bisher gehört, ist ein unverlierbarer Gewinn.

Im Mai 1894, im berüchtigten Gummischlauchproceß, sprach der im Wahnsinn gestorbene Landgerichtsdirector Brausewetter das Wort: Ach was, die Oeffentlichkeit existiert nicht. Im December 1896 erklärt einer der höchsten Reichsbeamten, der Minister des Auswärtigen, gleichfalls vor Gericht: Wenn die Vertrauensmänner des Herrn v. Tausch sich erdreisten, mich, meine Beamten und das Auswärtige Amt zu verleumden, so flüchte ich mich in die Oeffentlichkeit und brandmarke dies Treiben. Damals wurde das Lockspitzelwesen von dem Gerichtsvorsitzenden als eine Einbildung confuser Köpfe und Unsinn bezeichnet, und ein Criminalcommissar sagte unter seinem Eide aus, daß die Polizei schlechterdings nicht Leute beschäftige, die man als agents provocateurs bezeichnen könne, jetzt ist das Bemühen des Gerichts und der Regierung darauf gerichtet, das polizeiliche Lockspitzeltum aus seinen Schlupfwinkeln auszurauchern. O, wir sind vorwärts gekommen in den 2 1/2 Jahren.

Die Nemesis befindet sich zum wenigsten bei der Toilette. Und wenn wir auch nicht zu den Schnellerregten und Leichtgläubigen gehören, die da wähnen, daß durch tausendfache Interessen aneinander geschmiedete Herrschaftsclassen sofort vernichtet sind, wenn sie moralisch gerichtet werden, wenn wir nicht glauben, daß eine Gesellschaft an Scandalprocessen stirbt, so wirken die Vorgänge doch heilsam auf die Aufklärung rückständiger Massen, die in ergebenem Autoritätenwahn sich überirdisch und irdisch von Göttern regiert glauben. Nun werden sie plötzlich gewahr, was eigentlich Regieren sei. Wenn landratsfürchtige Bauern, die abseits alles geistigen Mittelbens auf ihrer Scholle die Jahrhunderte verschlafen, die Berichte über den Proceß Eckert-Kühnow lesen, so werden sie glauben, daß die Welt oder sie verrückt geworden seien. Ein Minister, der sich nicht anders aus dem Schmutz-Taifun einer ränkesüchtigen Gegnerschaft retten zu können glaubt, als indem er die Hilfe des Gerichts anruft, um dort seine Vermutung bestätigt zu finden, daß von der eigenen Polizei all die Intriguen angezettelt und geleitet werden, eine Polizei, die fast noch halbwüchsiges Bengel und edle Freiherren, die vom Officier zum Lumpen gesunken sind, als Minister über der gesamten Reichsregierung benutz, ein Criminalcommissar, der sich Vertrauenspersonen hält, die als journalistische Kochspizel, selbst die Artikel schreiben, mit deren Urheberchaft die höchsten Reichsbeamten tödlich verdächtig werden sollen, eine im Hintergrunde unklar erscheinende politische Maffia, der es gelingt, mit den jämmerlichen Ränken Minister zu stürzen und selbst den Träger der Krone zu beeinflussen und zu entscheidenden Entschlüssen zu drängen, ein Reichskanzler, der sich bereits an Vorgänge nicht mehr erinnert, die vor wenigen Wochen sich ereignet haben, und den Zeugeneid nur stockend nachzusprechen vermag — wie vermag ein schlicht gläubiges Gemüt solche wilden Vorstellungen aufzunehmen, ohne daß sein Hirn aus den Fugen geht! Ein gerissener Berliner Junge, der kaum der Untertertia entlaufen, als schicksalweisender Mitregent all der erlauchten Autoritäten arbeitet — schon dieses eine Bild genügt, um die Aermsten ihrer Fassungskraft zu berauben. Die Tische der Gastwirtschaften

werden in diesen Tagen die abenteuerlichsten Dinge vernehmen, und man wird vom Weltuntergang reden, wie wenn ein riesengroßer blutroter Comet am Himmel erschienen wäre.

Herr v. Marschall hat das Bedürfnis unserer Zeit erkannt. Was nützen die unverbindlichen Interpellationen, Erklärungen, Beschwichtigungen im Parlament? Nichts kann uns dort zu der Wahrheit zwingen, die not thut. Eine wirkfame Politik, das erkannte dieser kluge Minister, ist nur noch im Gerichtssaal möglich, wo den Lügner das Zuchthaus erwartet. Der Wust von Geheimnissen und Rätselfn, der auf uns lastet, wird nur durch die Oeffentlichkeit und die gemeinsame Folter einer Proceßverhandlung vernichtet. Allerdings nur ein Mann mit reinlichem Gewissen und unerfrockener Selbstsicherheit darf sich dergestalt auf die Flucht in eine Oeffentlichkeit begeben, in der die stummsten Hunde zum Heulen genötigt werden. Herr v. Marschall hat gewagt, was niemand vor ihm wagen konnte, weil die Oeffentlichkeit Zeugen, die nicht ganz unantastbar sind, in Angeklagte zu verwandeln liebt. Wegen dieser That des Mutes und des guten Gewissens hat sich Herr v. Marschall den Dank aller Ehrlichen verdient, und gern werden sie annehmen, daß ihn nicht nur das Bedürfnis trieb, seine Verfolger ans Licht zu ziehen, um nicht ihr Opfer zu werden, sondern daß ihn auch die aufrichtige Teilnahme an dem Geschick unseres Staates und Volkes zu seinem ungewöhnlichen Thun veranlaßte. Wenn er — was nicht ganz unwahrscheinlich ist — zu Grunde gehen sollte an seiner That, es giebt keinen Tod, der ehrenvoller wäre. Auch wird Herrn v. Marschalls keckes Wagnis nicht dadurch geringer, daß in gewissem Sinne der Colonialdirector Kayser einen Anspruch auf die Priorität dieser politischen Methode erheben kann, der ja vor dem Scheiden aus seinem Amte dem colonialen Deutschgefindel das Gottesgericht in öffentlicher Anklage vorzubereiten suchte. Der verspottete frühere Staatsanwalt hat das Verdienst, der Welt bewiesen zu haben, daß unser ganzes Regierungssystem vorerst einmal vor den Staatsanwalt gehöre. Es ist ein unschätzbares Glück, daß der Minister des Auswärtigen im neuen Amt seinen früheren Beruf nicht verlernt hat.

Was ist nun das bisherige Ergebnis der staatsanwältlichen Politik der Gerichtsaal-Oeffentlichkeit? Wir sind bis ins Wohnzimmer der Geheimgeschichte der letzten sechs Jahre gedrungen. Wir wissen, daß die boshaften Intriguen, Verhetzungen und Zettelungen, durch die die einzelnen Regierungsmitglieder gegen einander ausgespielt wurden, wie die Hofgesellschaft durch jene anonymen Briefe, in erster Instanz durch die politische Polizei inspiriert worden sind. Sie stiftete durch die perfidesten Preßtreibereien die Verwirrung, die das Kennzeichen der letzten Jahre sind, und erreichte es, daß kein Minister dem andern mehr traute, und die Ministerkrisen wie schlagende Wetter hereinbrachten. Die journalistischen Eockspitel drängten sich vor allem an Neulinge der Presse, naive Gemüther, die vielleicht witzige Feuillettonisten sind, aber weder politisches Verständniß noch praktische Erfahrung haben; wo immer ein journalistisches Unternehmen neu entsteht, sind Spitzel die ersten Mitarbeiter, die sich anbieten, das ist eine bekannte Erscheinung, die zur Vorsicht mahnen sollte.

Aber die Inspirationen der Polizei reichten weiter, und es wäre ein löbliches Unternehmen, wenn das Gericht festzustellen suchte, wie weit der Kreis der directen oder indirecten polizeilichen Preßthätigkeit auszudehnen sei. Nicht nur die Wochen- und Tagesblätter, die die Marschallheke als Sport betrieben, sind verdächtig, sondern auch solche, die scheinbar in entgegengesetzter Richtung arbeiteten, mag es sich auch nur um lächerliche Opfer der eigenen Einfalt und Kritiklosigkeit handeln, die sich unbewußt für die polizeilichen Interessen fangen ließen. Gar zu hochmütig sollten übrigens die „anständigen“ Journalisten nicht auf ihre Collegen von der Polizei herabsehen. Es ist kein unermesslicher Unterschied, ob man im Dienste der Polizei oder eines Verlegers vergift, daß nur die Ueberzeugung das Schreibhandwerk adelt. Wer unter all den Pharisäern, die sich über diesen Freiherrn v. Eüßow entrüsten, hat wohl noch seine reine, starke, ungebrochene und unzerbrechliche Ueberzeugung, mit der vielleicht seine sehnsüchtige Jugend sich in den Federdienst stellte? Sind sie nicht sämtlich zermürbt und erweicht im steten Frondienst?

Aber die Aufregung und das Entsetzen über die polizeiliche Verbrechenschmiede kommt überhaupt einige Jahrzehnte zu spät. Die paar Funken, die jetzt den hohen regierenden Herrschaften ins Gesicht geflogen sind, bedeuten schließlich blutwenig gegenüber den Jahre hindurch fortgesetzten Brandstiftungen am Glück des Volks. Welchen Schaden haben schließlich jetzt die Tausch-Leute angerichtet! Er ist ziffernmäßig genau so groß wie die Erhöhung des Ministerpensionsetats, den sie veranlaßt haben, und dabei ist noch zu bedenken, daß wir ohnehin im Zeichen des Verkehrs leben. Das Unbehagen in den höheren Regionen und die Erschwerung des Regierens veranschlagen wir nicht allzu hoch, ist es doch sicherlich für unsere Staatsmänner eine liebliche Tröstung, wenn sie sich mit dem Vorwand aus den Nöten ihrer fingierten Macht erheben können, daß böse Feinde ihre regierende Thätigkeit hemmen. Ja, die Tausch-Leute haben sich sogar das nicht unbedeutende, indirecte Verdienst erworben, daß sie uns den tapferen Hufarentritt des Herrn v. Marschall in die Oeffentlichkeit besichert und endlich die Existenz eines schamlosen politischen Spiegeltums gerichtsnotorisch gemacht haben. Das Recht zu schreiben, haben wir jedoch verwirkt, nachdem wir bisher diese Thätigkeit einer verruchten Maffia geduldet und gänzlich schwiegen oder schwächlich protestierten. Eine hochstehende Person wird von der Spigelgarde der politischen Polizei belästigt, und wir bäumen uns auf vor brennender Entrüstung. Daß aber Tausende von Existenzen durch dieselbe Rotte vernichtet worden sind, daß man ein schändliches Ausnahmegesetz Jahr für Jahr unter den Segensprüchen des Reichstags verlängert hat auf Grund eines durch Spiegelfälschungen zusammengebrachten Anlagematerials, daß man ehrliche und begeisterte Menschen durch solche schmutzigen Vuben in Not und Elend setzen ließ — das hat man nicht verhindert oder wohl gar gefördert. Diese Politik des Verbrechens — sie ist ein Verbrechen, mag man ihren Schöpfer auch ein Genie nennen — hat länger als ein Jahrzehnt unser Volksdasein verwüstet, und all die ehrlichen Leute, die sich jetzt bekreuzigen und mit heuchlerischer Verwunderung fragen, wie dieses nichtswürdige Spigelwesen möglich sei, riefen damals

Hurra und Amen, um eine in neuester Zeit so eng verschwüßerte Zwillingsformel zu gebrauchen. Und sind die zahllosen Journalisten, die tagaus tagein die gemeinsten Verleumdungen über die geächteten politischen Gegner verbreiteten, und noch verbreiten, um einen Deut besser, als der brave Freiherr v. Eühow, der als Mann der Ordnung die folgerichtige Ueberzeugung hat, daß niemand so geeignet sei, durchschlagende Weisungen in der Staatsretterei zu erteilen, als die Polizei? Wie spaßhaft, daß wir jetzt erst erkennen, daß die politische Polizei die hohe Schule des Lasters ist, obgleich ihre ganze bisherige Geschichte eine Geschichte der tiefsten Corruption und des sittlichen Verbrechens ist. Die politische Polizei hat auch in dem Falle Marschall nur in dem Geiste gehandelt, in dem sie stets ihren geschichtlichen Beruf erfüllt hat.

Haben wir uns einmal von dem ersten Erstaunen erholt, daß untergeordnete Polizeiorgane es wagen, gegen die höchsten Reichsbeamten ihre Spitzel mobil zu machen, so bietet der Vorgang nichts Unerklärliches und Verwunderliches mehr. Die Lenker des neuen Curfes stehen völlig isoliert, sofern sie es versuchen, sich von den Traditionen des Bismarckschen Curfes zu emancipieren. Die ganze Verwaltungsmaschinerie hat nach dem Jahre 1890 den gleichen Gang fortgesetzt, den sie in den 20 Jahren vorher genommen hat. Die Männer an der Spitze wechselten, die mittlere und niedere Organisation verharrte in der seitherigen Uebung, und diese Beamtenkategorien sahen in dem gestürzten Kanzler wohl noch immer ihren legitimen Auftraggeber. So erklärt sich zwanglos die unerhörte Fronde der politischen Polizei. Sie war gewöhnt, die Feinde des alten Curfes als die Feinde des Staates zu betrachten, und so machte sie keinen Unterschied, ob diese Feinde Bebel oder Marschall hießen. Sie kämpfte gegen die Regierung, weil sie gewissermaßen eine illegitime Usurpatorenregierung schien, die die angestammte Herrschaft gewaltsam vertrieben hatte. Auch die Spitzel-Polizei hält auf ihre germanische Treue. Herr v. Marschall war in ihren Augen ein Eindringling, ein Reichsfeind, ein Umstürzler — man schwang also den Gummi-schlauch.

Wenn man die Frage entscheiden will, wer denn nun eigentlich hinter diesem subalternen Herrn v. Tausch stände, der natürlich nicht auf eigene Faust den Meuchelkrieg gegen das Auswärtige Amt geführt, sondern nur in der gewohnten Weise die ihm zu Teil gewordenen Aufträge erledigte, ohne daß er übrigens die notwendige complicierte Taktik gemeistert hätte, so führen die Spuren nicht nur zu sehr ränkesüchtigen, in der Räuber- und Intriguendiplomatie der alten Schule wohlerfahrenen Persönlichkeiten, sondern auch zu ausnehmend sparsamen Hausvätern, die ihre anarchisistischen Vergnüglichkeiten möglichst billig, am liebsten umsonst haben wollen. Der tollste Spaß in dieser Trauerposse ist, daß die Frondeurs die geheimen Fonds der Regierung gegen die Regierung selbst benützen. So brauchen sie nicht einen Pfennig aus eigenem Vermögen zu opfern, um die verwirrenden Prestreibereien in stottem Gange zu erhalten. Es müssen Leute hinter dem Commissar v. Tausch sich verbergen, die gewöhnt sind, aus anderer Leute Taschen ihre persönliche Agitation zu bezahlen. Die ganze Angelegenheit riecht nach Welfenfonds und Reptilienfütterung.

Mag hinter den Lühow-Leckert-Tausch stehen, wer will, in jedem Fall ist es die Mechanik des alten Cursets, die in dem jetzigen unerhörten Scandal sich offenbart und gerichtet wird. Vielleicht partizipieren verschiedene Auftraggeber, vielleicht haben sich auch neben den früheren Kunden Jünger der neuen Schule der alten renommierten Firma bedient, stets sitzt das System Bismarck auf der Anklagebank. Seine äußere Diplomatie versank in dem Unrat des deutsch-russischen Trenbruchvertrags, seine innere Diplomatie wird jetzt zusammen mit den Lühow und Tausch abgeurteilt. Die Aera Bismarck war nur formell abgedankt, materiell wirkte sie weiter, und ihr Lieblingskind, die politische Polizei, trieb es wie sie es bisher getrieben, nur daß sich zufällig ihre Thätigkeit nicht mehr nur gegen reale Socialdemokraten und fabelhafte Anarchisten richtete, sondern in gedeihlicher Erweiterung gegen Krone und Ministerportefeuilles. Sollen wir glauben, daß mit dem Proceß Lühow-Leckert jenes unglückselige Zeitalter für immer verschwindet? Ach, das Weltgericht arbeitet nach dem Vorbild des

weiland Wehrlar Reichsgerichts: Die Menschheit ist vergeßlich und träge und ermattet rasch nach den Aufwallungen des Augenblicks, sie treibt nicht zur Beschleunigung der Rechtsprechung der Nemesis.

Troßdem ist der Proceß zum mindesten eine hoffnungsfrischende Erhebung in dem traurigen Verfall unserer Justiz. Noch in der Hammerstein-Sache vermied man es sorgfältig, durch die Gerichtsverhandlung Reinigung und Klarheit zu schaffen: Die Hammersteinsche Genossenschaft ging unverfehrt aus der drohenden Gefahr hervor, weil das Gericht sie schützte. Jetzt plötzlich hält man es für eine Aufgabe der Justiz, nicht nur zu strafen, sondern auch zu läutern und auszulüften, Recht zu sprechen im Namen der öffentlichen Sittlichkeit. Ist das nur deshalb geschehen, weil es die gegenwärtige Regierung befohlen hat? Dann wäre es trauriger, als wenn es nicht geschehen wäre. Nehmen wir an, daß die Verwalter unseres Rechts durch ihr Gewissen zu solch heilsamem, wenn auch seltenem Thun veranlaßt worden sind.

Es gilt, mit den Mitteln der Justiz, den großen Unbekannten, das unheimliche X, zu stellen und zu fangen, das in unserem theocäsarischen Staatswesen jedes freie Entfalten hemmt. Aber dieser Unbekannte ist ein Proteus. Gelingt es wirklich, was noch recht zweifelhaft ist, ihn in dem Polizeispiegel-Proceß zu fassen, morgen erscheint er an anderer Stelle in anderer Vermummung. Er ist bald Frondeur, bald treibt er in der Regierung sein Wesen, er ist jetzt ein verdeckter Dienßbube der Polizei, dann thront er scheinbar auf höchster Höhe; dieser Unbekannte stürzt Minister, entwirft Flottenpläne, dichtet Isis-Legenden. Wenn im Reichstag dann die Dichtung fortgesponnen und das Gebot aufgestellt wird, daß, wer seinen König vor Augen hat, seinen Gott vor Augen hat — übrigens eine selbstverständliche und unansthige Identificierung; denn beides, der vermenschte Gott und der vergötterte Mensch, ist die identische Ausgeburt des träumenden Volksbewußtseins —, wenn in einer schroffen Kriegserklärung gegen die strikenden Hafenarbeiter die Regierung das Ende der so stürmisch begonnenen Socialreform in aller Form ankündigt, wenn keine gesetzgeberische That im Geiste der Entwicklung mehr gelingt, stets ist es der Unbekannte, der

Wort und That und „Unthat“ lenkt. Wenn die Gerichte das frondierende X zu erwischen suchen, werden sie auch Neigung haben, das regierende X zu entlarven und unschädlich zu machen? Werden sie die Erfinder des Iltis-Hurra, den Mörder der Socialreform oder den Phantasten einer abenteuerlichen Weltpolitik vor ihre Schranken citieren?

Indessen, wenn sie es auch wollten und wagten, sie würden nichts erreichen. Der große Unbekannte, der eine Vielheit scheint und doch in allen Verwandlungen derselbe ist, kann überhaupt nicht unschädlich gemacht werden, weil er kein Polizeicommissar, kein Erkanzler und kein Minister, kein Spitzel und kein König, kein Staatsmann und kein Zeitungschreiber ist, sondern der — Geist unseres Staatswesens.





Eine Märzfeier.

(1897.)

Den Formalgroßen der Völker ist kein lebendiger Nachruhm vergönnt. Es ist ihr Los, in den Archiven zu verstauben und in den düstersten Stunden geplagter Gymnasiasten dem Gedächtnis Torturen zu schaffen. Mit ihren Gräbern geschieht es, wie mit denen aller Sterblichen: sie werden nur so lange geschmückt, als ihre nächsten Anverwandten und Freunde leben und — Mittel haben.

Selbst in dieser zu Heucheleien jeder Art gedrückten Zeit ist es noch nicht Pflicht des Eppendienstes geworden, die Geburtsjubiläen Alexanders des Großen, Karls V., Friedrichs II. oder Napoleons I. als Volks- oder Völkerfest zu begehen. Findet sich aber eine schickliche Gelegenheit, an ein armseliges Poetlein, einen in Enge, Not und Misgachtung dahingegangenen Musikanten, einen verhungerten Erfinder oder hingerichteten Denker zu erinnern, dann wird der Gefeierte wieder lebendig, und nach Jahrhunderten noch vermag man völlig die Träume ihrer Hirne mitzuträumen. Für jene Großen der Weltbühne aber gilt das gleiche Wort, das die Helden der bretternen Bühne aus der Ewigkeit verbannt: „Dem Mimen slicht die Nachwelt keine Kränze“; und diese Ähnlichkeit ist keineswegs nur zufällig. Beide wirken in einer Welt des Scheins und leben nur in dem Erfolge des Tages, der mit dem Tage zerrinnt.

Es ist deshalb durchaus verständlich, daß diese Allzu-Sterblichen das Bedürfnis haben, so lange sie und ihre Nachkommen Macht haben, die Sehnsucht nach Feiern zu erschöpfen. Schauspieler wie Fürsten trachten nach der Gunst der Massen, nach ihrer Bethätigung in lärmenden Prunkfesten, und dann am meisten, wenn sie vorgehen, den Pöbel zu verachten.

Das ist durchaus menschlich und begreift und verzeiht sich aus dem Gefühl der raschen Vergänglichkeit, das so hart contrastiert mit dem schillernden Glanz ihres Daseins. Nur ist es geboten, die Wesensbegrenzung solcher Feste zu erkennen, zu sehen, daß sie in nichts den großen Ewigkeitsfesten gleichen, in denen sich Menschen innerhalb geschlossener Culturepochen über das Werkeltagssein hinausheben lassen. Auch die echten Volksfeste haben ihre Gesetze. Sie knüpfen an die ewigen Wandlungen der Natur an oder an die großen Ideen der Menschheit, oft Beides in Einem vereint, oder es sind endlich die toll-sinnvollen Bacchanalien der Ausgelassenheit des Sich-selbst-vergessens, der orgiaistischen Lebensbegehrung, in denen der grämliche Ernst der in Pflichten und Lasten Erstarrten unter dem unheiligen Gelächter spottenden Witzes und den frechen Verzückungen losgebundener Begierden für ein paar Augenblicke lebendig eingescharrt wird. Andere Feste können vielleicht decretiert werden, daß man sie feiert, aber nicht, daß sie echte Feste seien. Nur ein Fest, außer den alt-überkommenen, wird in der modernen Welt sein Daseinsrecht wohl behaupten, so schwer es ihm in seinen jungen Jahren auch wird, sich durchzusetzen: das Maifest der erlösten Arbeit, des Völkerfrühlings, den unsre Zeit wieder, wie der schwärmende Prophetismus, nicht an den Anfang, sondern an das Ende aller Dinge versetzt, zukunftsgläubig, nicht trübselig empfindsam den Vergangenhheitscult des goldenen Zeitalters feierend. Was sonst an neuen Festen geschaffen worden ist, das sind alles vergängliche Erscheinungen, die nicht aus großen Ideen oder starken Gefühlen erzeugt sind und lediglich den Bedürfnissen der Tagespolitik ihr Dasein verdanken.

In unseren Tagen scheint das Bedürfnis nach neuen Volksfesten besonders stark zu sein, und die innere Unwahrhaftigkeit unserer

Verhältnisse wird durch den starken Zwang, mit dem versucht wird, ihnen eine allgemeine und echte Geltung zu geben, sie zum Range jener großen feste zu erheben, wesentlich vermehrt. Kant findet einmal die tiefsinnige Bemerkung: „Es giebt eine gewisse Unlauterkeit in der menschlichen Natur, die am Ende doch, wie alles, was von der Natur kommt, eine Anlage zu guten Zwecken enthalten muß, nämlich eine Neigung, seine wahre Gesinnung zu verhehlen und gewisse angenommene, die man für gut und rühmlich hält, zur Schau zu tragen. Ganz gewiß haben die Menschen durch diesen Hang, sowohl sich zu verhehlen, als auch einen ihnen vorteilhaften Schein anzunehmen, sich nicht bloß civilisirt, sondern nach und nach, in gewissem Maße, moralisirt, weil keiner durch die Schminke der Anständigkeit, Ehrbarkeit und Sittsamkeit durchdringen konnte, also an vermeintlich echten Beispielen des Guten, die er um sich sah, eine Schule der Besserung für sich selbst fand. Allein diese Anlage, sich besser zu stellen, als man ist, und Gesinnungen zu äußern, die man nicht hat, dient nur gleichsam provisorisch dazu, um den Menschen aus der Rohigkeit zu bringen und ihn zuerst wenigstens die Manier des Guten, das er kennt, annehmen zu lassen; denn nachher, wenn die echten Grundsätze einmal entwickelt und in die Denkungsart übergegangen sind, so muß jene Falschheit nach und nach kräftig bekämpft werden, weil sie sonst das Herz verdirbt und gute Gesinnungen unter dem Wucherkraute des schönen Scheins nicht aufkommen läßt.“ — Diese Anticipation der Sittlichkeit durch die Heuchelei der Sittlichkeit ist sicherlich in der Entwicklung zum Guten sehr wirksam gewesen. Nicht aber vermag die Heuchelei gewisser Staats tugenden die an sich dem Untergange geweihten Arten des Guten, d. h. Zweckdienlichen für Classeninteressenten am Leben zu erhalten, und der Hang, sich zu verhehlen und einen — ganz materiell gedacht — „vorteilhaften“ Schein anzunehmen, kommt am wenigsten denen zu gute, die an solcher Verstellung die eigene Existenzunsicherheit zu festigen sich bemühen.

In der Festschrift des Gießener Rhetors Oncken, die zur Feier des 100. Geburtstages Wilhelms I. geschrieben worden ist und deren erster Satz gleich einen latinistischen Verstoß wider den deutschen

Stil enthält, sieht der Verfasser den Fluch der Fremdherrschaft in dem Seelendruck, den der Zwang zur Unwahrheit, die notgedrungene Doppelzüngigkeit erzeugt, und den Segen der Selbsterlösung von diesem Druck in der Rückkehr zur Wahrheit. Das ist aber nicht nur der Fluch der nationalen Fremdherrschaft, sondern der Fluch jeder Fremdherrschaft, insonderheit einer den Forderungen und Anschauungen der Zeit gewaltsam trotgenden Herrschaft.

In keiner Zeit nationaler Fremdherrschaft hat die notgedrungene Doppelzüngigkeit so lähmend auf einem Volke gelastet, wie heute. Wir reden von dem am lautesten, von dem unsere Herzen nichts wissen, seitdem in dem entartenden Zeitalter der Realpolitik der Zwang zur Unwahrhaftigkeit zum eigentlichen Regierungsprincip erhoben und die Wahrhaftigkeit als Verbrechen, die Kritik als Umsturz denunciirt wurde. Die tiefe Senkung des bürgerlichen Geistes in Deutschland mißt sich am genauesten gerade an dem Verhalten gegenüber den Nationalfeiertagen, die heute in überreichlicher Fülle dem Kalender einverleibt werden. Unser gebildetes Bürgertum wäre noch vor einem Menschenalter zu stolz und geschmackvoll gewesen, dynastische Thaten allzu laut zu verherrlichen, selbst wenn sie von aufrichtiger Verehrung ergriffen waren. Sie scheuten sich dem Menschen, den sie liebten, zu huldigen, weil er ein Mächtiger war. Sie fürchteten, daß man ihre Fürstenliebe als unehrlichen selbstsüchtigen Fürstendienst auffassen könnte, warnte doch die Geschichte, die zeigte, daß gerade die verächtlichsten Schänder des Throns die begeistertsten Huldigungen erteten. Kein Fürst ist so jammerdoll, ruchlos oder unbedeutend gewesen, daß er nicht seinen Ruhmestrompeter gefunden hätte, auch an dem schlechtesten wurden Tugenden und Fähigkeiten entdeckt und gepriesen, welche die strenge Geschichte in solcher Vollkommenheit nicht den größten Heroen der Menschheit zuerkennen würde. Man hatte damals noch nicht die deutschen Huldigungen für den „wälschen Usurpator“, den geschlechtsfranken, vertrottelten König Eustik vergessen, jene überschwänglich preisenden Prädicate, die diesem Monarchen von Gottes Gnaden ein Unrecht auf den Beinamen eines Großen oder mindestens eines Heiligen oder Guten gegeben hätten, wenn sie auch nur zur Hälfte wahr

gewesen wären. Das deutsche Bürgertum, das noch im Banne der großen classischen Ideen stand, war tactvoll genug, zu erkennen, daß es eine derartige prostituierte Thätigkeit zu meiden hätte, daß es mit dem Loben zurückhaltend sein müßte, auch wo es aus ehrlicher Ueberzeugung kam und es vor der Geschichte verantwortet werden konnte. Fürstenlob war für die Preisenden wie für die Gepriesenen, so dachte man damals mit Recht, gleich wenig ehrenvoll.

Heute hat die bürgerliche Gesellschaft nichts mehr von dieser Empfindung übrig behalten. Man überbietet sich gegenseitig in maßlosen Huldigungen. Ein Culturhistoriker mit zähen Nerven und zuverlässigem Magen sollte einmal sämtliche Festschriften, Festartikel und Festreden auf ihre historische Wahrhaftigkeit prüfen, die durch die dreitägige Märzfeier für Kaiser Wilhelm I. veranlaßt worden sind. Er erhielte das grandiose Sittenbild: „Die herrschenden Classen in Deutschland im Jahre 1897.“

Solche Verirrung hätten diese Leute nur vor sich selbst zu verantworten, wenn sie den Andersdenkenden verstaten würden, ihre gegenteiligen Meinungen ebenso laut zu äußern. Das aber suchen sie noch eifriger zu verhindern, als sie selbst ihre positive Arbeit verrichten. Man verhält sich wie das Publicum des Parodietheaters, man jöhlt oder jubelt, schwelgt in „Gefühlen“, so daß eine vernunftgemäße Discussion unmöglich wird. Wer etwa sagen würde und den Beweis versuchte, Kaiser Wilhelm I. habe nicht zu den bedeutenden Fürstengestalten gehört, der würde niedergeschrien, möglicherweise niedergeprügelt werden, und zwar am heftigsten von denen, die im Geheimen ähnlich denken wie der Mißhandelte, oder überhaupt nicht denken. Der unvorsichtige, zur un rechten Zeit wahrheitsliebende Kritiker aber hat unter allen Umständen das nationale und monarchische Gefühl auf das Schwerste beleidigt, wenn er nicht gar die Volksseele in ihren tiefsten Tiefen empört hat. Das Gefühl war ja die raffinierte Decoration der brutalen, nüchternen Real- und Interessenpolitik. Ein Zeitalter, dessen Bildung in keinem geschlossenen Gedankensystem sich sammelte, das nicht Grundsätze zu verwirklichen, sondern in politischem Epikuräismus

dem Tage möglichst grelle Erfolge abzurufen trachtete, konnte natürlich vor tiefdringender Dialektik nicht bestehen. Darum erfand es, um sich vor den unbequemen Angriffen der Logik zu schützen und zugleich dem rohen gemeinen Interesse den Nimbus des Idealen zu verleihen, das Gefühl, in dem es eine Bewußtseinsrichtung, die nur im Aesthetischen Geltung haben sollte, für die objective Principien erfordernde Politik nutzbar zu machen suchte. Man verschanzte sich hinter das Gefühl, um der logischen Kritik zu entgehen. Verlangte eine lästige Opposition die Erfüllung nationaler Aufgaben, so widersprach man einfach mit der Berufung auf ein mystisches nationales oder monarchisches Gefühl. Damit war jede Discussion unmöglich. Die Echtheit des Gefühls konnte nicht so controliert werden wie die Haltbarkeit logischer Gründe; man hatte eben das Gefühl, und wenn die Andern anders dachten, so lag das klärlieh daran, daß sie schändlicher Weise des wunderthätigen und allein staatsstützenden Gefühls entbehrten. Nachdem man endgiltig aus der Philosophie die angeborenen Ideen entfernt hatte, führte die Politik die angeborenen Gefühle zu Schutz und Trug ein. Wer nicht die von dem herrschenden System als edel, hilfreich und gut approbierten Gefühle als Wiegegengeschenk erhalten hatte, der war ein Ausgestoßener, Gezeichneter, und wer wagte, gefühllos logische Beweisführungen zu versuchen, der ward unfehlbar das Opfer eines Entrüstungstausun. Psychologisch oder richtiger physiologisch leitete man wohl das Gefühl aus dem „Blut“ ab, und pfißige Leute, die eine verhängnisvolle Neigung zu Denkfehlern hatten, beriefen sich auf ihr Blut als Garantie der völligen Richtigkeit, und, wenn es sich um Rechnungen aus dem mindergeläufigen großen Einmaleins des Denkens handelte, hatten sie zumeist Erfolg mit ihren Blutszeugnissen. Je radicaler die Dialektik der proletariischen Bewegung sich erhob, die in Wahrheit die Erbschaft der classischen Philosophie übernommen hatte, um so fester pauzerte sich die bedrängte Macht in „Blut“ und „Gefühlen.“

So wucherte die Tendenz, die Unfehlbarkeit überall als Postulat aufzustellen, wo der leichte Nachweis der Fehlbarkeit die politischen Cirkel gestört hätte, und unter den Nachwehen dieses beschämenden

Rückfalls in eine überwundene Culturepoche leiden wir heute. Der Mensch kennt seit der Renaissance kein Ding zwischen Himmel und Erde, das der Kritik nicht zugänglich wäre, und wäre es auch nur die Kritik platter Schulweisheit. Allein schon aus diesem Grunde verbieten sich für alle, die eifersüchtig diese teure Culturerrungenschaft hüten, das frohe Mitfeiern der modernen dynastischen Feste, wären sie selbst mit den Arrangeuren sonst in der historischen Beurteilung einer Meinung. Wo die kritische Freiheit fehlt, das Recht auf das Andersdenken, da schämt sich der Aufrichtige auch der Kundgebung seiner Zustimmung.

Gerade aber aus diesem Gesinnungszwang folgt die andere peinliche Begleiterscheinung der heutigen Nationalfeste, die Gesinnungsheuchelei, durch die unsere Monarchie über die wahre Volksmeinung leicht getäuscht wird. Die Kreise sind nur sehr eng, die wirklich in echter Begeisterung das Fest des alten Kaisers feiern, wie viele es sind, ist nicht zu bestimmen; eine Gesinnungsstatistik läßt sich ja leider nicht herbeiführen. Das Proletariat und der mit ihm sympathisierende Teil der deutschen Bildung steht schweigend abseits. Das Junkertum hat heute wenig Festlaune, die Bewertung der Monarchie hängt für die Immobilcapitalisten von dem Grade des monarchischen Einflusses auf die Erhöhung der Bodenrente ab. Die Großbourgeoisie wird durch den Feudalismus in der Bethätigung ihres Ehrgeizes außerordentlich gehemmt, sie verhehlt nur schlecht ihre Sehnsucht nach den Bourgeois-Republicen, in denen der erfolgreiche Krämer Minister und Präsident werden kann. Weiben im Wesentlichen jene Mittelstände übrig, die in ihrer ewigen Kundenabhängigkeit stets sich begeistern für das, was Macht und Einfluß hat. Die großen Kriegereignisse sind die einzigen stark erregenden Erlebnisse ihres in gleicher Misere verkümmerten Daseins gewesen; so haben sie wohl wirklich echtere Centennar-Empfindungen. Aber diese Schichten sind unzuverlässig und vergessen leicht. Sie würden auch einen Präsidenten Singer feiern, wenn es unter seiner Herrschaft ihnen besser ginge. Das ist kein Vorwurf für sie; woher sollen sie den starren Heldensinn haben, die durch die kümmerlichen socialen Bedingungen mehr wie

andere Classen zermürbt und verkrüppelt werden. Für das Land endlich sind alle patriotischen Feierlichkeiten die willkommenen feste der verlängerten Polizeistunde, die ihnen durch ein puritanisches System sonst beschränkt wird, während sich niemand darum kümmert, dieser isolierten, fast wie in der Verbannung lebenden Bevölkerung die edleren Genüsse der Cultur zugänglich zu machen. Am aufrichtigsten dürfte die Festesfreude der Schüler sein, die eine Art Centennarferien erhalten, am kältesten die „Begeisterung“ der nationalen Studenten; wenigstens haben wir noch nie einen Studenten gesehen, dem wirklich die „nationale“ Begeisterung aus den Augen leuchtete.

Kann dergestalt von einem wirklichen nationalen Volksfest in der überdies militairisch stark verschnürten Centennarfeier nicht die Rede sein, so würde der Tag andererseits eine sehr willkommene Gelegenheit bieten, die deutsche Entwicklung der letzten hundert Jahre in den Hauptzügen zu überblicken. Wilhelm I. ist in der That ein Problem, nicht das Problem einer Menschenentwicklung, sondern das Problem einer sehr merkwürdigen Volks- und Staatsentwicklung.

Wilhelm I. zeigt als Mensch in seinen Jugend- und Mannesjahren das Bild eines politisch reactionären preußischen Officiers; aber die schroffen Züge des conservativen Militairs sind gemildert durch einen Abglanz jener Zeit der tiefsten politischen Erniedrigung Preußens, die zugleich die geistige und sittliche Blütezeit war. Die Ideen der französischen Revolution waren, unter dem Einflusse der schweren Zeit, auch in die preußische Prinzenziehung eingeflickert. Eine gewisse bürgerliche Bescheidenheit ist diesem Fürsten stets eigentümlich geblieben. Am reinsten äußert sich der Geist der preußischen Renaissance in dem Glaubensbekenntnis, das der junge Prinz 1816 veröffentlichte. Der Aufruhr des großen 18. Jahrhunderts ebbt hier in sachten Wellenkrauselungen. Die Menschengleichheit wird stark betont, und die Tugend, von der man in der Rousseauzeit schwärmt, wird eifrig citirt. Darum war es ihm auch leicht, 1848 das Wort auszusprechen: „Man muß jetzt Demut üben, denn die Throne wackeln.“

Allerdings rang diese Demut in seinen Jünglings- und Mannesjahren hart mit der soldatischen Energie, und die Äußerung Friedrich Wilhelms III., die er 1815 im Hinblick auf die Bewegung der Freiheitskriege zum Grafen Saint-Aulaire that: *Et pour comble de malheur j'ai encore dû faire le Jacobin*, hätte wohl auch sein Sohn in Hinsicht auf seine Zugeständnisse an drohende Zeitforderungen thun können.

Wilhelms I. Briefe handeln in der Prinzenzeit von militairischen Dingen, Paraden, Avancements, Auszeichnungen, Pferden, Hof-festlichkeiten. Charakteristisch ist ein Postscript vom 4. April 1814 aus einem Pariser Briefe: „Marmont gehet heute mit 18 000 Mann über. Nein, diese himmlischen Ballets in der großen Oper!!! göttlich!!!“ Als Soldat ist er allezeit kriegerisch gesinnt. „Gewiß ist uns nichts gefährlicher als ein langer Frieden“ (25. December 1821). Am 29. Mai 1822 spricht er von den schönen kriegerischen Ausichten und nennt den Krieg eine großartige Zerstreung. Wenn Onden in seiner Festschrift von „Friedensgewimmer“ verächtlich spricht, so hat er ganz im Geiste des Prinzen Wilhelm geschrieben. Das militairische Interesse wird nur einmal ernstlich gestört durch seine unglückliche Liebe zu Elise Radziwill, die den Prinzen Worte tiefen Gefühls finden läßt. Daß Wilhelm I. stets einen Widerwillen gegen Orthodogie und Frömmerei hatte, ist durch das soldatisch-lebensfreundige Naturell leicht zu erklären.

Die militaristische Gesinnung Wilhelms ist eng mit seiner politischen Gesamtauffassung verknüpft. Am wichtigsten und aufschlußreichsten in dieser Beziehung ist ein Brief des Prinzen Wilhelm, an den General von Nagler vom 1. April 1833, in dem es heißt: „Vor der Hand ist jede Aussicht zum Kriege geschwunden — und, wie ich glaube, nicht zum Heile der Menschheit! Das erscheint wie ein Paradoxon und ist doch keins. Denn die Irrlehren, die man durch Erhaltung des Friedens in den Augen der Menge sanctioniert, dürfen leichter verderblich für die Völker werden, als ein Krieg zur Bekämpfung derselben . . . Und siegen wir auch, das heißt Europa, gegen die Revolution — was wird der Erfolg sein in den nächsten Friedensjahren? Wohl

kein besserer, als der nach zweimaligem Einzuge in Paris, denn trotz dieses zweimaligen Einzuges, trotz der Bekämpfung der Revolution in den neunziger Jahren, trotz deren zweifacher Besiegung 1814 und 1815 waren es gerade die darauf folgenden 15 Friedensjahre von 1815 bis 1830, welche die Ausbreitung der Revolution in Deutschland bewirkten.“

Für Prinz Wilhelm war also auch der Freiheitskrieg ein Krieg gegen die Revolution. Man begreift nun, warum die Deutschen nicht in dem Augenblick, der sich natürlich und zwingend darbot, warum sie nicht 1815 die nationale Einigung gefunden haben, und, nachdem dieser Augenblick verpaßt war, eine wirkliche nationale Einheit überhaupt nicht mehr erreichten. Das Volk zog in den Freiheitskrieg, weil es das Recht der nationalen Selbstbestimmung und die revolutionäre Umgestaltung erstrebte, für die dynastischen Führer galt es eine Zerstörung des ewig flammenden Herdes der Revolution. So ward das deutsche Volk um den Ertrag des Freiheitskrieges für immer betrogen. Andererseits zeigt jene Wendung des Prinzen, daß es nicht nur Bismarcksche Politik war, sondern mit den Ideen des Kaiserszusammentraf: Die Ueberwindung immerer Schwierigkeiten durch den Krieg. Vor den drei Kriegen von 1864, 1866 und 1870 war der Conflict mit der Krone und dem Regierungssystem unlösbar, und die herrschende Gewalt fast isoliert, wenigstens verlassen von der Bildung der Nation. Das „Gottesurteil des Erfolges“, um das dreiste und gefährliche Wort Ondens anzuwenden, sprach die bereits dem Tode sich verfallenden Wahnenden frei. Der Conflict war nach den Kriegen vergessen, und das conservativ-preußische System mächtiger denn je.

Niemand hätte in den Revolutionsjahren eine solche Renaissance des ostelbischen Preußentums vorausgesehen, geschweige denn, daß irgend einer daran gedacht hätte, dem verhassten „Cortätschenprinzen“ noch eine ruhmvolle Zukunft zu weisagen. An Wilhelm I., der 1845 Friedrich Wilhelm IV. von der Gewährung der Verfassung zurückhielt, hafteten auch nach seinem Regierungsantritt die Erinnerungen an 1848 und an das Standrecht von 1849.

In dem Augenblick, als er, müde des ewigen Streites, zu demissionieren gedachte, fand er Bismarck. Die Grundanschauungen beider Männer waren gleich: ein starkes Militairpreußen von conservativem Charakter. Nun brachten die Annesionen Geld in die arme preußische Casse, und die Kriege Ruhm und Glanz.

Die Persönlichkeit Wilhelms I. trat seitdem hinter seinem Kanzler zurück. Der Kaiser war in der Zeit seiner größten Geltung wie ein greiser Fabrikherr, der die Verwaltung seines Betriebes völlig einem Director überläßt. In seinem Namen werden zwar noch allerlei milde Stiftungen für die Arbeiter seiner Fabrik eingerichtet, der Director aber nimmt das Odium einer rücksichtslosen Gewalt- und Unterdrückungsherrschaft auf sich.

Das Zeitalter Wilhelms I. wurde so für die öffentliche Meinung das Zeitalter Bismarcks. Bismarck vereinigte in sich Capitalismus und Feudalismus, und, weil die Bourgeoisie in dem Raufsch der Erfolge alle Ueberzeugungen ihrer Jugend abschwor, hat Deutschland die singuläre Entwicklung genommen, die es vor anderen Culturstaaten auszeichnet: Es geht unter feudaler Leitung durch die Periode des Capitalismus. Die Bourgeoisie erwarb die wirtschaftliche, der Feudaladel behielt die gesellschaftliche Potenz. Der Junker wurde Geschäftsmann, der Großbürger Reserveleutnant. Beide fanden sich im Militarismus, in der Schneidigkeit, der Unbildung, der rohen Ueppigkeit der Lebensführung, und nur in den Zollfragen gerieten sie bisweilen aneinander.

Die Centennarfeier zeigt den bourgeois-junkerlichen Zweibund noch in voller Kraft. Wenn nur die Stimmen aus der Tiefe nicht wären, die zeigen, daß die drei Kriege den Conflict nur haben verstummen, nicht verenden lassen! Es weht alte Märzluft um diese junge Märzfeier. . . .





Weltpolitik.

(1897.)

Die großartigste und zugleich leichteste Aufgabe, die von uns armen Sterblichen erfüllt werden kann, scheint gegenwärtig die Herstellung von Weltpolitik zu sein. Man beschließt eines schönen Tages, ein paar Duzend neue Kriegsschiffe zu bauen, und — siehe da — man treibt Weltpolitik, geniale, weitschauende, thatenkräftige Weltpolitik. Freilich baut man nicht selbst die Schiffe, auch nicht mit eigenem Gelde, aber ist es nicht schon eine welthistorische Heldenthatung ersten Ranges, solche Forderung überhaupt zu ersinnen? Umgekehrt ist es möglich, auf eben so leichte Weise, den Ruf einer engherzigen Krämerseele und eines bornierten Schwachkopfes zu erzielen: man hat nichts anderes nötig zu thun, als jene Forderung des Genies zu bekämpfen. Um einen Grad schwieriger ist es gleichwohl doch, heutzutage in diesem Fache ein Dummkopf zu werden als ein Genie.

Wenn man im Zeitalter der Humanität von Weltpolitik sprach, so dachte man sich die Aufgabe mühseliger. Man glaubte, die Menschheit zu einer großen Brüdergemeinde erziehen zu müssen, welche die Schätze der Natur und des Geistes in rastloser hochstrebender Culturarbeit erringen und genießen möchte. Das waren jene düsteren Tage, wo man den Kopf wohl auch noch mit philo-

sophischen Theoremen zermarterte, anstatt das ganze Leben in studentischer Fröhlichkeit als einen munteren Pausboden anzusehen, auf dem es lediglich gilt, die Gewandtheit der Gelenke zu zeigen. Damals nahm man eben die Dinge zu ernst und schwer, und wußte deshalb auch nicht, Weltpolitik schneidig zu treiben. Heute erst versteht man sich auf derlei Geschäfte: Man bestellt bei irgend einer soliden Firma Panzerschiffe, deren Zahl davon abhängt, wie hoch man sich selbst in den Rangclassen weltpolitischen Genies einschätzt. Je größer das Genie, desto größer die Anzahl der Schiffe.

Herr Karl Peters mag eine stolze Freude inmitten seines Mißgeschicks empfunden haben, als er die Reichstagsdebatten las, in denen über die deutsche Flotte verhandelt wurde, war doch alles, was die Herren und Heroen, kurz die von der Regierung über die Notwendigkeit einer gründlichen Schiffsmehrung sagten, Geist von seinem Geist. Peterssche Weltpolitik wurde mit Petersschen Argumenten begründet, und jener alldeutsche Verband, in dem sich etliche Professoren um den großen Afrikaner sammelten, schien in diesem Fall sich namentlich den Herrn v. Marschall als Handlanger geworben zu haben; wenigstens wählte er diesmal unter den verschiedenen Sprachen, die er beherrscht, die alldeutsche. Die Peterssche Werbephase Weltpolitik ist thatsächlich ein factor unseres öffentlichen Lebens geworden, mit dem man künftig zu rechnen haben wird. Die unheimliche Macht der Phrase gehört zu den bössartigen irrationalen Erscheinungen der Weltgeschichte. Wie sich unter dem Deckmantel der nationalen Phrase die Interessenpolitik des feudalistisch gefärbten Capitalismus verbirgt, so ist auch die Weltpolitik nichts als der lästerne Eochruf jener antisocialen reactionären Politik, deren Bekämpfung und Ueberwindung die vornehmste Aufgabe unserer Zeit bilden muß.

Unsere herrschenden Classen haben aus dem Nationalismus ein Zerrbild gemacht, auch die gesunde Idee einer Weltpolitik wird unter ihren Händen entstellt und beschmutzt. Die reinste Weltpolitik treibt der große Culturgedanke, der sich die Menschheit erobert. Es ist klar, daß er weder der Schiffe noch der Soldaten bedarf, um seine propagandistische Kunst zu gewähren. Im eigent-

lichen Sinne aber Weltpolitik zu treiben, dazu fehlen heute fast alle Vorbedingungen. Es giebt kein politisches Zusammenarbeiten der Völker, um die gemeinsamen Angelegenheiten der Cultur zu erörtern und ihrer Lösung zuzuführen. Höchstens in Verkehrsfragen, oder wenn es gilt Seuchen zu unterdrücken, verständigen sich die Völker. Auch der Händler treibt in seiner Weise Weltpolitik, er aber erobert sich die Welt mit billigen Arbeitskräften und gediegenen Arbeitsproducten, nicht mit Kanonen und Soldaten; es mag ihm ein beruhigendes Bewußtsein sein, hinter sich eine starke Militairmacht zu wissen, sobald sie aber veranlaßt wird, die Schützerrolle zu übernehmen, ist es mit dem Handel bereits aus und nichts mehr zu schützen. Die Weltpolitik des Handels beruht auf der Erniedrigung der Arbeitsclaven, sie verschärft noch die antisocialen Tendenzen der nationalen Concurrrenz, sie wirkt im Zwange der capitalistischen Wirtschaftsform culturfeindlich. Deshalb ist das Bemühen der national-socialen Mischlinge um Weltpolitik im Geiste der Händlerconcurrrenz, die noch dazu verschärft wird durch den Glauben an die in der That selig machenden Kanonen der Panzerschiffe, Unklarheit in höchster Ausbildung.

Die internationale Politik ist auf der Stufe des Absolutismus und des Manchesterturns stehen geblieben, sie ist deshalb keine wahrhafte Weltpolitik. Die formale Regierung liegt in den Händen von Diplomaten, die unter der Firma der auswärtigen Politik auch nur die Geschäfte bestimmter innerer Interessen besorgen, deren wichtig-nichtiges Treiben nur deshalb nicht in dem Gelächter der Völker erstickt wird, weil es unter dem Ausschluß der Oeffentlichkeit vor sich geht. So lange die parlamentarische Verfassung nicht international ausgebildet wird, gehört die internationale Politik in den vermischten Teil der Zeitungen, wo sich die Märchengläubigen an dem Unheimlich-Dunklen und Erotisch-Geheimnisvollen erregen, so lange regieren auch die Tauschleute die Erde.

Materiell hat in dem Völkerverkehr das geächtete Dogma des Manchesterturns Unterschlupf gefunden; das Manchesterturn bleibt, ob es nun in der reinen Form des Freihandels oder in der verbeulten Rüstung der Schutzzöllnerei erscheint. Während im Innern

der Staaten das Princip des ungehinderten Wettkampfes der Individuen von niemandem mehr vertreten wird, weht zwischen den Staaten das Kampfbanner des Rechtes des Stärkeren, und alles schaut ehrfurchtsvoll zu ihm empor. Wohlgemerkt, es sind Staaten, die wider einander gehetzt werden, nicht Völker. Volksindividualitäten sind nirgends identisch mit den Staatsgliederungen, und jener mystische Nationalcultus, der in dem Aufsteigen und Untergehen von Rassen, Völkern und Stämmen den Willen der Weltgeschichte zu schauen glaubt, verkennt völlig, daß in der neuen Zeit in Europa wenigstens keine natürlichen Volksbildungen mehr vorhanden sind, sondern künstliche Staatseinheiten, willkürliche Abschneidungen der durch einander gemischten Stämme, Anschwemmungen von allerlei volkshaftem Spülgut, das sich im Laufe der Zeit zu neuen Einheiten entwickelt hat. Um Staatengeschichte handelt es sich, nicht um Völkergeschichte, und demgemäß wird durch den Concurrenzkampf der Staatseinheiten untereinander keineswegs die natürliche Auslese vollkommener Tüchtigkeit bewirkt, höchstens hätten politisch-socialen Systeme ihre Existenzfähigkeit zu behaupten. Die Hineinzerrung anthropologischer Principien in die Politik ist nur geeignet, Aberglauben und Verwirrung zu häufen und das brutale Interessenspiel mit den ausgebeuteten Massen zu fördern und zu legitimieren. Wir haben es nicht mit Naturgeschichte, sondern mit Culturgeschichte zu thun, wie sich die reisende Menschheit nicht auf ein mystisches Naturrecht sondern auf ein in dem gewaltigen Werdegang des menschlichen Bewußtseins entstandenes und als Inbegriff aller menschlichen Aufgaben erkanntes Culturrecht beruft, wenn sie den großen Kampf gegen die Mächte der Finsternis führt und die freie Würde und den Selbstzweck des Einzelnen in der Gemeinschaft proclamiert. Es ist aber andererseits auch klar, daß der Kanonen- und Flintenconcurrentzkampf der Staaten keine Gottesprobe für ihre innere Kraft bildet, ebensowenig, wie man behaupten wird, daß der wahnsinnige Urheber einer Dynamitexplosion, die einige hundert Menschen vernichtet, das Gesetz der natürlichen Auslese erfülle und von dem Weltrichter im Kampf ums Dasein als der Starke, Daseinswürdige freigesprochen werden müsse, während jene

Opfer durch ihren Untergang gerade bewiesen, daß sie untergangsreif waren.

Diese Politik des wahnsinnigen Dynamitarden aber ist unsere Weltpolitik, und das Gottesurteil des Erfolges, das wir darwinistisch den Sieg des Stärkern nennen, ist nichts als das Schiedsgericht einer Explosion. Die Weltpolitik, die Menschheitspolitik sein sollte, Erziehung des Menschengeschlechts zur höchsten sittlichen und wirtschaftlichen Autonomie des Einzelnen wie der volklichen und staatlichen Gemeinschaft, wird in letzter Consequenz zu einem ungeheuerlichen chemisch-mechanischen Experiment mit Pulver und Blei, das man vorbereitet, indem zuvor die Belastungs- und Widerstandsfähigkeit der Massen bis zum Neuesten erprobt wird. Die Weltpolitik wird zur Weltmachtpolitik, in der ein einzelner Staat andere Staaten, Völker und Rassen sich als materielle Ausbeutungsobjecte dienßbar zu machen trachtet, kraft seiner wirtschaftlich-militaristischen Ueberlegenheit, nicht etwa kraft seines höheren culturellen Werts. Die moderne Colonialpolitik ist ein Ausfluß dieser Weltmachtpolitik.

Diese Art Weltmachtpolitik wagt sich nun heute ohne ein culturelles Feigenblatt nicht hervor. Sie gehört ihrem Wesen nach der Vergangenheit an. Die großen Weltreiche, von denen romantische Träumer immer noch schwärmen, als ob hier eine wirkliche Aufgabe nationaler Kraftbethätigung läge, beruhten auf der Voraussetzung der außerordentlichen, concurrenzlosen Uebermacht eines einzelnen Staatwesens, auf einem Vorsprung der culturellen, wirtschaftlichen und militairisch-technischen Entwicklung, der jeden ernsthaften Widerstand überhaupt ausschloß. In der modernen Zeit, in der die technischen Erfindungen sich drängen, in der die Beherrschung der Naturkräfte in ungeahnter Weise fortschreitet und der nivellierende Verkehr jede neue Entdeckung sofort zum Gemeingut macht, ist das Phänomen der erbitterten Großmachtsconcurrrenz entstanden und damit diese Form constructiver Politik innerlich überwunden. Die Mächte gleichen heute concurrierenden Riesenbetrieben, die dadurch einander zu überwinden trachten, daß sie sich gegenseitig unterbieten und so gemeinschaftlich untergehen. Im

Wirtschaftsleben hat man den Wahnsinn dieses Kampfs um das Dasein, der vielmehr ein Kampf um das Nichtsein ist, längst durchschaut, und hat in den Formen privatcapitalistischer Monopolisierung in Syndicaten, Trusts, Filialbazaren vorläufig einen Ausweg gefunden. In der Völkerverpolitik waltet der Wahnsinn weiter.

Wenn Deutschland heute in aller Eile eine Entwicklung nachzuholen bemüht ist, die bereits überwunden ist, so kann dieser romantische Versuch nur zu mörderischem Fiasco führen. Indessen man sucht uns zu beruhigen. In den reichstäglichen Marinedeckungen haben die Minister übereinstimmend versichert, von jener romantischen Weltpolitik sei gar nicht die Rede, und man hat wieder einmal die Politik der goldenen Mittelstraße proclamiert, welche seit jeher ein Wüstenweg ist, der durch endlose Unfruchtbarkeit führt; Herr von Marschall insonderheit hat sich auf eminent praktische Gesichtspunkte berufen, er ist die breite Straße für besonnenes und ersprießliches Handeln gewandelt, und er hat die Linien für die überseeische und auswärtige Politik aus der Denkungsart der idealen deutschen Nation construiert, die allerdings leider nicht gleichbedeutend ist mit der Denkungsart des realen deutschen Reichs. Diese deutsche Politik hütet den Frieden und achtet fremdes Recht, nichts vermag sie auf die Bahn von Abenteuern und Eroberungen hinauszuführen. Aber eine andere Forderung wird ebenso bestimmt gestellt, daß deutsche Rechte und deutsche Interessen gegen fremde Unbill jeder Zeit wirksam geschützt werden und daß zu diesem Zweck das deutsche Schwert scharf und schneidig sei zu Wasser und zu Land. Deutschland hat Weltinteressen, und darum muß es Weltpolitik treiben. Die deutschen Kaufleute, die Hunderte von Millionen an deutschen Producten in überseeische Länder schicken, die deutschen Rheder, die Tausende von Schiffen ausrüsten, um die Meere aller Länder zu befahren, und die Deutschen, die über das Meer ziehen, um dort eine neue Heimat zu gründen, — die haben auf dem großen Schachbrett der Welt die deutschen Steine aufgestellt in der Erwartung, daß wir sie schützen und nützen. Der Gedanke, daß wir dazu zu arm, zu schwach, zu elend sind, der kann bei einem Deutschen nicht aufkommen; wir würden dann aufhören, das zu sein, was

wir dank großer Zeiten geworden sind. Der Kraftüberschuß an Gut und Blut, den eine große aufstrebende Nation abgiebt an fremde Länder, der bildet wirtschaftlich und politisch, materiell und ideell ein gar kostbares Capital. In diesem Sinne wollen und müssen wir Weltpolitik treiben. Ergo, bedürfen wir einer leistungsfähigen Flotte.

So sprach Herr v. Marschall, der Vielgewandte im deutschen Reichstag, so haben wir vor Jahren oft den Dr. Peters für deutsche Weltpolitik schwachen hören, als die Poesie des Meeres noch keinen Einfluß auf die deutsche Politik gewonnen hatte. Der Gedankengang ist höchst einfach. Wir müssen erstens Exportpolitik treiben, und um sie zu schützen, bedürfen wir einer starken Flotte. Wir müssen zweitens die Auswanderer, diesen Kraftüberschuß der deutschen Rasse, beschirmen, dazu brauchen wir erst recht Kreuzer und Panzerschiffe. Wir hätten Neigung, etliche hundert Jahre zu leben, nur um zu sehen, welches Urteil man dann über solchen Gedankengang fällen würde. Im eigenen Lande haben nur wenige Procent der Bevölkerung ausreichend Consumartikel zur Verfügung, und die Staatsweisheit erschöpft sich darin, die vom deutschen Fleiß gearbeiteten Waren ins Ausland zu schaffen. Erst treibt man Hunderttausende durch die Ungunst der socialen Bedingungen in die Fremde, und wenn sie draußen sind, dann erwacht plötzlich unsere Zärtlichkeit für sie. Um exportfähig zu sein, müssen wir die Arbeitslöhne auf das niedrigste Niveau herabdrücken, und von dem Ertrag des Exports ermöglichen wir wieder das unermessliche Glück, daß die deutschen Arbeiter weiter Waren für das — Ausland producieren. Sie säen und sie ernten, und der Herr nährt sie doch nicht — das ist die tolle Umkehrung des biblischen Spruchs in dieser modernen Politik. Damit aber nicht genug; um jene Waren ungehindert ins Ausland zu führen, müssen die deutschen Proletarier noch etwa 8 Procent ihres Einkommens für Heer und Flotte an indirecten Abgaben zahlen. Wohl ihnen, wenn sie trotzdem so viel ersparen, um ein Zwischendeckbillet nach New-York zu erwerben. Dann erhalten sie den Edelnamen „Kraftüberschuß“, dann werden sie zu Deutschen im Auslande befördert und genießen alle Rechte des

deutschen Staatsbürgers, ohne eine andere Pflicht zu haben, als deutsch zu sprechen, am 1. April an Bismarck zu telegraphieren und sich zu entrüsten über die vaterlandslose Reichstagsmehrheit, die zu ihrem Schutz mit den Millionen für Heer und Flotte knausert. Leider ist diese Reichstagsmehrheit nicht vaterlandslos genug, sonst hätte sie längst, ehe sie sich auf weitere Discussionen über Heer- und Flottenvorlagen einließ, die Steuergesetzgebung für die Deutschen im Inlande so geordnet, daß die Lasten denen aufgebürdet werden, die den Vorteil von der Exportpolitik haben. Hätten wir eine stark progressive Reichseinkommensteuer, durch die alle über eine bestimmte feste Summe hinausgehenden Forderungen in jährlicher Contingentierung gedeckt werden, so würde man sich leichter zu Conzessionen an die nun einmal gegebene Rüstungspolitik entschließen. Heute besteht der wohlbegründete Verdacht, daß die herrschenden Classen nur deshalb heer- und marinebegeistert sind, weil sie die Lasten auf die misera plebs contribuens abzuwälzen verstanden haben. Zwar haben die Besitzenden in dem Militarismus und Marinismus die schneidigste Waffe im Classenkampf, aber wenn sie die Waffe nach dem Maßstabe ihres Vermögens bezahlen müßten, sie würden sich nach weniger kostspieligen Mitteln umsehen. Es bleibt unvergessen, daß im vorigen Jahre die alldeutschen Marine-enthusiasten bare 10 000 Mark aus privaten Mitteln zusammenbrachten. Die Völker sind denn doch schon allzu aufgeklärt, um über dem schönen Namen nationaler Weltpolitik zu vergessen, auf wessen Kosten sie betrieben wird.

Indessen hat die Exportpolitik überhaupt nichts mit dem Interesse am Marinismus zu thun. Mit Kanonen erwirbt man keine Kunden, und mit den vollkommensten Torpedobooten gelingt es nicht, die Mauer einer Mc. Kinley-Bill zu durchbrechen. Und wenn America sich durch ein Einwanderungsgesetz absperret, so wird auch der „Kraftüberschuß“ im Vaterlande sich verbrauchen lassen müssen, und selbst ein 40 Millionen-Panzer-Schiff wird nicht im Stande sein, die unglücklichen steuerzahlenden Deutschen im Inlande zu den gehätschelten steuerfreien Deutschen im Auslande zu befördern. Welche Rückständigkeit der Anschauung liegt

an sich in dieser Phrase vom Kraftüberschuß! Das ist der vermoderte Malthusianismus, der in der Uebevölkerung die Ursache aller Uebel sieht und bald in der Verhütung der Conception bald in colonialer Ableitung die Heilung wähnt. In Wahrheit existiert das Problem der Uebevölkerung gar nicht, sondern nur das der Entvölkerung. Die Auswanderung ist nicht die Folge von Uebevölkerung, sondern das Symptom schwerer socialer Gebrechen. Kein Kraftüberschuß ist es, sondern eine schmählische Kraftvergeudung. Der malthusianistische Wahn gehört zu den verhängnisvollsten Erfindungen einer irrefeleiteten Vernunft. Er übt seine gemeinschädlichen Wirkungen in der angewandten Politik aus, man zieht aus ihm die folgenschwersten Consequenzen, ruiniert die Volksgesundheit und hemmt die sociale Sanierung, und niemand von diesen ehrenwerten Malthusianisten hat bisher es als seine Gewissenspflicht erachtet, nun klar und bündig anzugeben, bei welchem Grad der Bevölkerungsdichtigkeit unter bestimmten natürlichen Bedingungen die Erscheinung anfängt, die als Uebevölkerung bezeichnet werden muß. Mit haltlosen Behauptungen lenkt man dergestalt die Geschicke der Völker. Man weiß den Begriff nicht zu umgrenzen, kann es auch nicht, weil er eine Hallucination ist, und doch operiert man mit ihm wie mit bestimmten Größen.

Das ist die Wirtschaft ins Blaue, die unsere gesamte Politik, und nicht zum wenigsten die Weltpolitik charakterisiert. Man frage, wie viel Schiffe und Soldaten wir denn eigentlich haben müßten, um gegen alle Angriffe auf unsere herrliche Weltmachtstellung gesichert zu sein, man erhält keine Antwort. Es giebt nur ein Princip: mehr, mehr, mehr! Man muß sich nach den Nachbarn richten. Wer kann wissen, was morgen notwendig sein wird oder gar übermorgen. Das ist eben das Wunderwesen der Weltpolitik. Wenn die Minister wieder einmal neugierig zu erfahren wünschen, wie denn der Zukunftsstaat aussieht, so wird man sie ergebens darauf aufmerksam machen, daß sie ja erklären, nicht einmal wissen zu können, welches Aussehen über ein Jahr der Flottenplan haben werde.

Diese anarchisistische ziellose Weltpolitik, die keine anderen Mittel kennt als Soldaten und Schiffe, Zölle und Exportprämien, ist nicht zum wenigsten, wie man gestehen muß, durch die preussische Weltmachtspolitik herbeigeführt worden. Hier wurde der Militarismus aus einem ursprünglich dynastischen Schutzmittel zu einem Organ der herrschenden Classe und ihrer Weltinteressenpolitik. Die Bismarcksche Militair-Politik vor allem verwandelte Europa in ein Heerlager der Reaction, und indem sie Deutschland und Frankreich, dieses verhaßte Mutterland der Revolution, auseinander sprengte, schmiedete sie die Waffen für die Weltpolitik Rußlands. Wäre Bismarck ein russischer Minister gewesen, er hätte nicht anders regieren brauchen. So singen wir vom Morgen bis zum Abend die Litanei vom äußeren und inneren Feinde, und rüsten uns für die Weltpolitik.

Ihren Befähigungsnachweis liefert diese Weltpolitik eben in Kreta, wo das vereinigte Europa die tollste Komödie der Irrungen agiert. Die Theatercasse aber verwaltet Rußland, zu dessen Benefiz ja die Vorstellung in Scene geht. Weltpolitik!





Der tolle Junker.

(1897.)

Aus Romanen und Theaterstücken winkt uns mit weißer, wohlgepflegter Hand die Gestalt des tolleren Junkers: ein Hüne mit Bärenkraft, blitzenden, blauen Adleraugen, vornehm geschnittener Nase, deren Nüstern im Ernstfall vibrieren. Seine Lieblingsbeschäftigung ist, wilde Hengste in verwegenen Ritten tot zu reiten und die Weiber — ah! — die Weiber! der Uebermensch ist nicht nur kein christlicher Asket, ihm genügt nicht einmal das hygienische Entgegenkommen Luthers. Schrankenlose, nie ermattende Begehrlichkeit ist dem kühnen Reiter eigen. Kein weibliches Wesen vermag ihm zu widerstehen, jegliches sinkt in brünstigen Schauern an seine Heldenbrust, und, ein Faust des Stalls, taumelt er ewig zwischen Begierde und Genuß. Schließlich bändigt den Widerspenstigen dann wohl eine Sphinx, die in der Neusilifizierung des Schloßherrn von Luckenwalde zur Hälfte eine Madonna, zur Hälfte eine Bacchantin ist. Im übrigen ist das Ungeheuer von tollem Junker ein guter Kerl, den vor allem die erquickende Ehrlichkeit ziert, mit der er seiner Seele unersättliche Küste dem Publicum eingesteht, und das lustige Menschenfleischwaidwerk, das jeder Geschäftsreisende zwar mit gleicher Vollkommenheit, aber ohne die philosophische Begründung und Vertiefung, wie ein bloßes Amuse-

ment seiner abwechslungsbedürftigen Mannheit, zu treiben versteht, als ein ruchlos-wundervolles Herrenrecht fordert und ausübt.

Mag sein, daß der Junker als Privatmensch ungefähr dem beliebten Bilde des entzückenden Wüstlings gleicht. Aber der Privatmensch interessiert uns nicht. Die Politik hat es mit dem Junker des öffentlichen Lebens zu thun, und dieses Junkers Easenhaftigkeit hat keineswegs einen Zug ins Grandios-Dämonische, obwohl man ihm auch hier das Lob brutaler Kräftebethätigung nicht versagen darf. Das politische Junkertum hat unter dem es corrumperenden Einfluß des allgemeinen Wahlrechts, das nur die Aufsteigenden stärkt, die Versinkenden jedoch nicht bloß schwächt, sondern auch schändet, den trotzigigen Mut verloren, seine Selbstsucht zu bekennen und die begehrlichen Glieder hält es in die Kutte der Scheinheiligkeit. Der Junker spricht niemals von seinem Recht auf ein privilegiertes Dasein, von seiner Verachtung der krüppelnden Arbeitsmenschen, er heischt niemals etwas für sich, und wenn er noch das jus primae noctis ausüben wollte, so würde er es nicht als das Recht des Starken und Mächtigen begründen, sondern, je nach der Geschäftslage, entweder von einem demütigen Samariterdienst sprechen, den er im Geiste christlicher Barmherzigkeit den Mühseligen und Beladenen weiblichen Geschlechts zu erweisen sich verpflichtet fühle, oder von einer idealen Förderung der militairischen Interessen des Vaterlandes. Was aber aus Tartuffes Schule hervorgeht, kann niemals groß sein, auch im Teuflichen nicht. Der Junker der Politik erstirbt in Vasallentreue vor dem regierenden Herrn, nicht etwa aus der schönen Berechnung, daß die Monarchie für ihn am rentabelsten sei, sondern weil er gewohnheitsmäßig die ewigen Güter der Menschheit schützt. Der Junker ist auch ein frommer Knecht, frommer noch als die Bibel: er hält es sogar für möglich, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, dieweil ja Gott alles vermag, was er will. Der politische Junker müht sich, mehr wie irgend ein anderer, die heilige Stellung der Frau zu erhalten, er ist begeisterter Monogamist, er schwärmt für den häuslichen Herd der germanisch-christlichen Ehe, und ihm graust vor der Kaninchenwirtschaft des Zukunftsstaats. Geht es

ihm schlecht — und gegenwärtig geht es ihm wirklich relativ schlecht — so kämpft er nicht etwa für die Interessen der Großgrundbesitzer, nicht einmal für die der Landwirte, sondern, erhaben über allem Persönlichen, für die abstracte Landwirtschaft. Dem Junker liegt gar nichts daran, seine standesgemäße Lebensführung fortsetzen zu können, er eifert nur für die Landwirtschaft, weil von deren Gedeihen die Wohlfahrt des Landes abhängt, und es ist ihm fast peinlich, daß auch er zu dieser abstracten Landwirtschaft nicht zu leugnende concrete Beziehungen hat. Höchstens gesteht er, daß er für den armen Bauern sorgen wolle, dem er in brüderlicher Liebe zugethan ist, wie er überhaupt in seiner Menschenfreundlichkeit so weit geht, daß er in die tiefsten Keller hinabklettert, um bei einem Flickschuster seine Stiefel bauen zu lassen, während er seinen Rock vom Schneiderlein im fünften Stock und seinen Kaffee vom Krämer bezieht, der seine Waren noch in jenes altertümliche migduftige gelbe Strohpapier einwickelt, das der moderne Luxus fast verdrängt hat. Kurz der politische Junker ist das gerade Gegenteil von jenem privaten Romanjunker, er ist ein Muster von Selbstverleugnung und Begierdenabtötung, und nichts liegt ihm so fern, als kecklich seinen großartigen Egoismus zu bekennen.

Dennoch giebt es auch einen tollen Junker im öffentlichen Leben. Zwar thut und fordert er alles für edelste und reinste Zwecke, aber in den Mitteln offenbart sich sein wildes Blut und seine ungezähmte Leidenschaft, und die fromme Kutte vermag nicht die Zügellosigkeit des Fleisches zu bergen. Er ist in der Politik ganz der verwegene Reiter der Belletristen, und ein Gramm Macht ist ihm stets respectabler als ein Centner Recht erschienen. Wie sehr er sich auch unter der constitutionellen Pöbelherrschaft zu einem gewissen ethischen Anstand bequemen mußte, seine Rasseninstincte sprengen immer wieder die Knöpfe des steifen, unbequemen Moralgehocks des bürgerlichen Philistertums. In solchem Augenblicke der Natürlichkeit gewahren wir denn in der ganzen imposanten Schönheit den Menschen, der nichts anderes will, als herrschen und Macht ausüben, der die Triumphfeste seiner heißen Sinnlichkeit am liebsten auf zertretenen Leibern feiert. In dem naiven Anspruch auf

ein reicheres Leben wird er selbst zum revolutionären Utopisten. Er allein verlangt, daß seine Existenz unberührt bleibe durch die Schwankungen des kapitalistischen Wirtschaftsmechanismus, ihm genügen nicht Besizmajorate, er fordert Einkommensmajorate. Der Ausbeuter ländlicher Lohnarbeiter begreift nicht, warum in einem Jahr der gleiche intensive Willen zur Ausbeutung, auf gleichen Besiz angewandt, minder ertragsfähig ist, als in dem anderen, und im Titanentrog sucht er das dunkle unheimliche Fatum, das man Weltmarkt nennt, zu überwinden. Wenn er auch vielleicht selbst zu aufgeklärt ist, um völlig an die agrarische Dogmenlehre zu glauben, so sucht er um so eifriger das agrarische Volk in eine mystische Stimmung hineinzuhelen, in der es willig den Herren Spanndienste leistet. Aus dem Haß gegen die höllische Dreieinigkei der Handelsverträge, der Börse und der Goldwährung webt sich dann das, was man agrarische Bewegung nennt, eine reactionäre Parodie der socialistischen Kulturbewegung. Daß der Junker überhaupt eine „Bewegung“ für seine Interessen insceniert, ist schon eine bedeutende Concession. Er vertraut nicht mehr auf seine eigene Kraft, seinen persönlichen Einfluß und seine kecke Entschlossenheit, mit der es ihm gelang das materiell weit überlegene und durch die Gunst der wirtschaftlichen Entwicklung getragene Bürgertum politisch zu tyrannisieren, er schließt Frieden mit dem verabscheuten Parlamentarismus, um ihn für seine Zwecke auszunutzen. Die volkstümlich-parlamentsfähige Organisation zum Schutz der junkerlichen Interessen atmet natürlich den Geist ihrer Urheber. Wenn man den bieder mittelständisch lackierten Bund der Landwirte, der weislich formell von bürgerlichen Söldlingen geleitet wird, nur ein wenig kratzt, so erscheint die intensive Indigofarbe des Junkertums. Jener Vorschlag, die Handelsverträge, wenn es not thut, mit dem Schwert in der Faust zu zerreißen, war genau so junkerbütig wie der neuerliche Einfall, über die klaren unzweideutigen Handelsverträge hinweg, die Einfuhr fremden Getreides auf ein halbes Jahr zu verbieten. Ueberhaupt erstreckt sich ja die junkerliche Weltanschauung dank der blendenden Erfolge der Bismarckschen Aera weit über die Grenzen des Kleinen und großen Landadels hinaus; auch die Elbe bildet keine Grenze mehr zwischen moderner Zeit und Mittelalter.

Der Bund der Landwirte, die fast demokratisch kostümierte Organisation zur Erzielung junkerlich-reactionärer Wahlen, wendet sich klugerweise an die Elemente, denen andere Parteien nichts versprechen können, weil sie an ihrer Zukunft zweifeln. Während der Socialismus mit dem goldenen Zeitalter der Zukunft, wie jede echte und fruchtbare Culturbewegung, lockt und wirbt, suchen die Agrarutopisten die Sehnsucht nach dem goldenen Zeitalter, das früher gewesen, wahltechnisch auszunutzen, sie arbeiten mit der reactionären Mystik, für die ihr Wahl-Publicum, Bauern, Handwerker und Kleingewerbetreibende, nur allzu zugänglich ist. Denn ohne die gedankenlose, gefühlsmäßige Mystik würde der listige Fischzug des Junkertums völlig ergebnislos sein.

Wenn irgend etwas geeignet ist, uns Respect vor dem scrupellosen Wagemut des tollen Junkers einzufößen, so ist es der bäuerische Mummenschanz, den er seit dem Augenblick treibt, wo er genötigt wurde, auch nach parlamentarischem Einfluß zu streben. Daß sich am Ende des Jahrhunderts der ostelbische Latifundienbesitzer mit Stolz einen Bauern nennen und in dem Unterschied von einigen Tausend Hektar ländlichen Besitzes keinen Anlaß sehen würde, die agrarische Brüderschaft zwischen Bauer und Junker nicht anzuerkennen, das hätte am Anfang dieses glorreichen Säculums selbst ein Tollhäusler nicht zu prophezeien gewagt. Die Organe des Junkertums pflegen darüber zu spotten, wenn die Agrarier als Nachkommen der Raubritter bezeichnet werden, und sie mögen sich mit Fug gegenüber diesen polemischen Streifzügen des Journalismus in eine entlegene Vergangenheit auf das historische Verjährungsrecht berufen. Es ist aber gar nicht nötig, das „finstere Mittelalter“ zur Abwehr junkerlicher Heuchelei heraufzubeschwören. Was sie an den jezt so süßlich-zärtlich geliebten Bauern gefrevelt haben, gehört gerade der jüngsten Geschichte an. Die ganze wirtschaftliche Macht der Ostelbier ist erst in diesem Jahrhundert aus der Vernichtung des Bauernstandes entstanden, sie ist das Werk der sogenannten Bauernbefreiung, die zu den niederträchtigsten Betrugspossen der Weltgeschichte gehört. Kann es je vergessen werden, daß die Junker, die doch in dem unantast-

baren Erbrecht das Fundament aller Kultur erblickten, die Bauern teilweise bis 1848 in jenem schwachvollen lassitischen Besitzverhältnis erhielten, das zwar das bäuerliche „Eigentum“ mit der Erbunterthänigkeit und der dauernden Verpflichtung zu Frondiensten gegenüber dem gutherrlichen Obereigentümer belastete, das den unglücklichen Besitzer an die Scholle band, ohne daß ihm aber dieser Besitz, an den er gekettet war, damit der Gutsherr nie über Arbeitermangel zu klagen hätte, erbeigentümlich gehörte? Und als dann nach vergeblichen Reformversuchen im vorigen Jahrhundert, unter dem erzieherischen Druck der Franzosenherrschaft die Bauernbefreiung begann, als der Bauer zum wirklichen erbberechtigten Besitzer seines Gutes gemacht wurde und keine Hand- und Spanndienste mehr seinem gnädigen Herrn zu leisten brauchte, da verstand es die patriotische Junkerschaft mit gütiger Unterstützung des preußischen Staates und des preußischen Königs — alle Hohenzollern sind ja bekanntlich die Schutzherrn der Schwachen und Bedrängten! — aus dieser Bauernbefreiung ein vorzügliches Geschäft für — sich selbst zu gestalten. Die Bauernschaft der altpreußischen Provinzen ging so gestärkt aus ihrem glücklichen Befreiungskampf hervor, daß ihre Zahl jetzt geringer war als unmittelbar nach dem bauernmörderischen dreißigjährigen Kriege. War die Gutsherrschaft dadurch entstanden, daß ein Teil der freien Bauern gelegt, der übrig bleibende Teil zu erbunterthänigen Arbeitsclaven gemacht wurde, so bestand die Befreiung dieser Fronbauern jetzt darin, daß sie gleichfalls gelegt wurden. Denn die nach Herrn Miquels rühmendem Zeugnis immerdar auf den Schutz der Schwachen, der Bauern insonderheit, bedachte Hohenzollernpolitik ließ es zu, daß die Bauern ein Drittel, ja sogar — bei den unerblichen Besitzern — die Hälfte ihres Eigentums an den Gutsherrn für die Ablösung der Frondienste ausliefern mußten. Die ganz kleinen Bauern, die mangels Viehbesitzes nur Hand- aber keine Spanndienste leisten konnten, wurden überhaupt nicht befreit. So wurde der befreite Bauer ruiniert und zum — Landarbeiter degradiert. Der Gutsherr aber verdankte dem großartigen humanitären Werk nicht nur eine gewaltige Ver-

größerung seines Besitzes, sondern er war auch aller Pflichten gegenüber den befreiten Bauern ledig und konnte sich seine Arbeits-sklaven nach Belieben aussuchen, ohne, wie bisher, auf ein festes beschränktes Material von häufig minderwertiger Art angewiesen zu sein. Das ist der Ursprung der ostelbischen Latifundienwirtschaft. Aus den Laßbauern, die doch noch einen Schein von Besitz haben, sind freie Landarbeiter geworden, die in dem fürchterlichsten Elend vegetieren. „In einer Stube und in einem Bett spielen sich oft alle Acte des menschlichen Lebens ab; oft giebt es nur ein Bett für zwei bis drei Generationen“, schreibt ein Gewährsmann epigrammatisch treffend in dem trotz seiner pastoralen Färbung und mancher ungenügenden Abschnitte doch überaus wichtigen Sammelbuch über die geschlechtlich-sittlichen Verhältnisse der evangelischen Landbewohner im Deutschen Reiche. Ebenda wird übrigens auch zur Illustration der christlich-germanischen Sittlichkeit die Aeußerung eines adligen Landwirts angeführt, der da meinte, es sei nicht so schlimm, wenn die Tagelöhner, die doch nicht so früh heiraten könnten, vor der Ehe ein Kind hätten. Wenn sie sich dann nach etwa 10 Jahren verheirateten, dann hätten sie bald einen dritten Mann als Hofgänger! Die Wendung zeigt, daß die „lassitische“ Weltanschauung des Junkertums, die das gerade Gegenteil jeder Ethik ist, jener schamlose Egoismus, der in den Menschen nur Mittel für den einen großen Selbstzweck des erhabenen Junker-Ichs ist, noch eben so fest wurzelt wie im vorigen Jahrhundert. Man kann gerade jetzt nicht selten in agrarischen Blättern Wehklagen über den ruchlosen Handfertigkeit-unterricht lesen, der nur dazu führe, die ländlichen Mädchen dem Dienste der Junker zu entfremden und sie in städtische Schneiderinnen zu verwandeln. Das ideale Verhältnis freilich wird erst hergestellt sein, wenn die durch die Befreiung zu freien Landarbeitern gewordenen Fronbauern wieder an die Scholle gefesselt, und nun auch scheinbesitzlose Sklaven würden.

Nach dieser flüchtigen historischen Erinnerung begreift man wohl die ungeheuerliche Heuchelei und Kühnheit der Junkerschaft, die heute sich als die berufene Führerin der Volksschlechte gebärdet,

durch deren Auswucherung sie erst ihre wirtschaftliche Potenz erlangt hat. Man begreift aber noch nicht, wie es möglich geworden ist, daß sie mit dieser tollen Komödie Erfolg gehabt hat. Ist der neue Himmel und die neue Erde entstanden, wie der Prophet verheißen, und weiden Wolf und Lamm zugleich, und der Löwe ißt Stroh wie ein Rind? Fast scheint es! Der Bauer gefällt sich zum Junker, und sie weiden einträglich auf der Weide, die da sich nennet Bund der Landwirte. Unser ganzes politisches Leben krankt daran, daß es dem Junker gelungen ist, zu seinem überragenden Einfluß in der Staatsverwaltung auch volkstümliche Kreise zu erschleichen. Mag man immerhin seine Wahlerfolge in Preußen auf das Wahlsystem, im Reiche auf die Zwingherrschaft der in der Verwaltung untergebrachten Vettern der eigentlichen Magnaten zurückführen, es bleibt — abgesehen von den Kleinbürgerlichen Wirrlingen, die stets mit der Macht stimmen, — ein starker Rest bäuerlicher Elemente, die sich durch das Schlagwort von der agrarischen Interessengemeinschaft für den Bund einsangen ließen. Trotz des historischen Gegensatzes, trotz des wirtschaftlichen Antagonismus — der bäuerliche Wildfeind haßt den junkerlichen Wildheger, der westliche Schnapsconsument will nichts wissen von den verteuernenden Liebesgaben für die schnapsbrennenden Ostelbier usw. — finden sich die natürlichen Gegner in einer verhängnisvollen Agitationsfreundschaft zusammen. Das Interesse an den Getreidepreisen kettet sie aneinander, und deren Niedrigkeit ist so, politisch genommen, thatsächlich eine Kalamität. Dabei ist der Getreidepreis in dieser Hinsicht nicht einmal ein ökonomischer, sondern nur ein psychologischer, fast pathologischer factor. Gewiß ersieht man aus einem leichten Rechengemmel, daß nur ein kleiner Bruchteil der Bauern, nämlich der über 5 Hectar besitzende, wirklich an hohen Getreidepreisen interessiert ist, während die große Mehrheit sogar mehr Getreide verbraucht als sie produciert und deshalb durch den Zolltribut an die Großgrundbesitzer mitbelastet wird. Aber das Wunder erklärt sich dadurch, daß die Masse der Kleinbauern das Opfer einer ökonomischen Täuschung ist. Sie stehen durchweg heute in einem lassitischen

Verhältnis zum Capital, das ihr Eigentum in Scheinbesitz verwandelt, ihm leisten sie heute Hand- und Spanndienste. Seinem ganzen Wesen nach ist der Kleinbäuerliche Betrieb auf die Naturalwirtschaft angewiesen. Jede capitalistische Verpflichtung, die ihn sofort in den Strudel der Weltwirtschaft reißt, bringt sein Budget aus dem Gleichgewicht, das er durch eine unglaubliche Selbstausbeutung wiederherzustellen sucht. In dieser Lage braucht er unablässig Eines: Bares Geld. So verkauft auch der kleine Bauer nach der Ernte sein bißchen Frucht, um nur Geld zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zu gewinnen. Erzielt er dabei höhere Preise, so preist er sie als ein Verdienst der agrarischen Zollpolitik, sind sie niedrig, so schimpft er auf Handelsverträge, Börse und Goldwährung und schaut um so gläubiger zu den ausschweifenden Verheißungen der Agrarier empor. Natürlich ist der Bauer dann im Laufe des Jahres genötigt, für seinen eigenen Bedarf Brot hinzuzukaufen, aber in diesem Brot erkennt er nicht mehr die Wirkungen der Agrarpolitik, sein Preis ist ihm eine Naturnotwendigkeit, an der kein menschlicher Wille etwas zu ändern vermag. Diese Selbsttäuschung ist es, von der unsere Junkerschaft profitiert.

Da nun nichts schwerer ist, als Uberglauben auszurotten, namentlich wenn er durch Anknüpfung an alte Instincte, wie den Judenhaß — der in manchen Gegenden sehr verständlich ist, die- weil auch der gläubige Christ seinen Gläubiger, dem er frondet, nicht zu lieben vermag — genährt wird, so könnte man sehr pessimistisch über die Aussichten denken, die Junkerherrschaft endlich zu brechen. Indessen es ist dafür gesorgt, daß die Bäume dieser Kulturschädlinge trotz aller Pflege durch den Bund der Landwirte nicht in den Himmel wachsen. In der agrarischen Bewegung selbst liegt der Keim der Zersetzung. Der Bund der Landwirte hat im Wesentlichen, abgesehen von einer kleinen Hof- und Regierungsclique, die conservative Partei aufgesogen. Selbst die Regierungsorgane im Lande fraternisieren wegen der Rassenabstammung und Interessenrichtung ihrer Vertreter geheim oder offen mit dem Bunde, wenn auch von Berlin aus die agrarischen Umstürzler auf den Index gesetzt werden mögen. Denn der Landwirt kehrt sich

in diesem Falle nicht im mindesten daran, was die jeweilige Regierung in Berlin über den Bund der Landräte denkt; ihm ist agrarisch und conservativ gleichbedeutend, für ihn existiert weder ein neuer noch ein neuester Kurs. Trotzdem ist es nicht ganz richtig, wenn jüngst Rudolf Meyer, der altconservative Socialpolitiker schrieb: „Aus der alten conservativen Junkerpartei, welche noch politischen Principien folgte, ist eine agrarcapitalistische Partei geworden, welche nur ihre pecuniären Interessen auf Kosten ihrer Mitbürger zu fördern sucht.“ Allerdings ist in dem Bund der Landwirte die conservative Partei völlig aufgegangen, ebenso beherrscht zweifellos das agrarcapitalistische Interesse in erster Linie die bündlerische Organisation vollständig. Aber die conservative Partei ist nicht spurlos in der agrarischen Interessendertretung aufgegangen. Wäre dem so, dann könnte man in der That vor den Agrariern zittern. Aber zum Glück hat das Junkertum dem Bund auch politisch den Stempel seines Geistes aufgedrückt, es hat ihn mit dem ganzen reactionären Wust seiner Weltanschauung beschwert; denn der Junker will nicht nur standesgemäß leben, er will auch herrschen, und er bedarf zu seiner Erhöhung der Massenerniedrigung. Er will nicht König sein unter Königen, sondern über Knechte. Der Bund der Landwirte ist trotz aller Ableugnungen keineswegs nur eine Kampforganisation agrarischer Interessenten, er treibt auch die Geschäfte der politischen Reaction. Und hierin liegt seine Schwäche. Denn der Bauer ist politisch demokratisch gesinnt, er haßt Zwang und Bevormundung, bureaukratische Knechtschaft und vornehme Ueberhebung. In seiner kleinen communalpolitischen Welt wirken diese demokratischen Neigungen bestimmend, und von hier aus wird auch häufig sein Verhalten bei Staats- und Reichswahlen dirigiert. Der Bauer mag von der Unterdrückung der Vereinsfreiheit nichts wissen, das allgemeine gleiche, directe und geheime Wahlrecht ist auch ihm ein teures politisches Gut, und für den Militarismus schwärmt er eben so wenig wie für den Marinismus.

In Bayern wächst eine selbständige Bauernbewegung, die durchaus demokratisch gerichtet ist und deren wirtschaftliches

Programm, wenn auch vielfach anfechtbar, wenigstens auf Kleinbäuerliche Interessen zugeschnitten ist. Nichts ist politisch klüger, als solche Bewegung zu unterstützen. Gelingt es dieser Organisation, zu erstarken und allmählich die gesamte Bauernschaft des Reiches zu umfassen, dann wäre — wenigstens parlamentarisch — das Ende der Junkerschaft gekommen, wenn auch die Kleinbürgerlichen Elemente noch sie stützen mögen. Im Kern gesund, würde diese Organisation echter Bauern bald innerlich reifen und geistig sich klären, und ihre Interessen würden schließlich zusammenfließen mit denen der großen leidenden Volksgemeinschaft. Eine bäuerliche Gewerkschaftsbewegung — wenn der Ausdruck gestattet ist —, die zunächst unabhängig von politischen Parteien aufwächst, würde am Ende sich zweifellos als wohl gerüstetes Armee-corps in das Heer der übrigen Befreiungskämpfer eingliedern.

Wir setzen in solch eine langsame, zielsichere Organisation bisher versprengter Elemente, die in ihrer Isoliertheit die Macht des Feindes stärkten, größeres Vertrauen als in die hitzigen Sansfaren, welche in dieser Zeit sommerlicher Beschaulichkeit aus den liberalen Zeitungsredactionen ertönen. Wenn man dem Eärm glaubte, so müßte man annehmen, daß die Junkerherrschaft bereits so gut wie gebrochen sei. Gewiß, uns ist jeder willkommen, der uns aus dem jetzigen Elend des reactionären Absolutismus heraushilft. Und wenn der Liberalismus gemeinsam mit Freisinn und Socialdemokratie den Kreuzzug gegen die ostelbischen Hunnen unternehmen will, so wollen wir ihn gern segnen, und, falls er Erfolg hat, preisen. Aber wir sind mißtrauisch, und sicherer scheint es uns, neue Massen für die Cultur zu gewinnen und der junkerlichen Barbarei zu entfremden, als der flüchtigen, launischen Wahltaktik jenes Bürgertums zu vertrauen, das, vom junkerlichen Geiste inficiert, sich kaum mehr von dem jetzt so wild geschmähten Gegner unterscheidet. Kein Princip, sondern nur Wahrfräcksichten und eine wohlbegründete Verstimmung gegen die agrarische Concurrrenz haben den Liberalismus bestimmt, das schmachvolle Attentat auf die Versammlungs- und Vereinsfreiheit zu Schanden werden zu lassen. Wenn er nichts von religiöser Orthodorie wissen will und die

Freiheit der Wissenschaft über das theologische Dogma stellt, so wünscht auch er nur t h u n l i c h s t e Freiheit der Wissenschaft, sobald seine materiellen Interessen gekränkt werden: niemand hat heftiger gegen die Kathedersocialisten geheßt als der Liberalismus. Gewiß verschärft sich der Gegensatz zwischen den Junkern des Hochofens und den Junkern der Dungsgrube. Je mehr der internationale Schutzollkrieg an Leidenschaft zunimmt, desto mehr muß der industrielle Exportpolitiker die Verbilligung der Productionskosten anstreben; dazu bedarf er der wohlfeilen Nahrungsmittel für seine Arbeiter. Andererseits bleibt für ihn die Herabsetzung des Getreideschutzolles stets die einzig mögliche Concession, um günstigere Einfuhrbedingungen für Industrieerzeugnisse in Getreideexportländern zu erzielen. Schließlich erfüllt es natürlich das Bürgertum mit Ingrimm, wenn es bei der Besetzung der einflußreichsten Staatsposten stets hinter dem Junkertum zurückgesetzt wird. So ist der unzuverlässige Reactionär des Industriecapitalismus im Augenblick in der That ein schätzbarer Bundesgenosse gegen den zuverlässigen Reactionär des immobilien Besitzes. Aber ein Augenblicksieg im Wahlturnier bedingt keinen dauernden und wirklichen Erfolg. Wichtiger ist die unermüdliche Werbung wirklicher Gesinnungs- und Streitgenossen, die zähe, kluge und opferwillige Arbeit der allgemeinen Aufklärung, die Einigung unter der großen, neuen Weltanschauung der socialen Sittlichkeit und der planvollen Organisation der Arbeit in ihrem Geiste. Erst dann wird die Zeit des tollen Junkers vorüber sein.





Neben dem Socialismus.

I.

Chalrfocialismus.

(1893.)

In demselben Jahre, in dem der Socialdemokratie durch das Socialistengesetz Gelegenheit gegeben wurde, am Hemmenden zu wachsen und zu reifen, begründete Herr Hofprediger Stöcker die christlich-socialen Partei zur Bekämpfung des geknebelten Toffeindes. Es war der alte Wahn; man wollte den Gegner vernichten, indem man das „Berechtigte“ seines Strebens für sich annectierte.

Die christlich-socialen Partei beabsichtigte „die Verringerung der Kluft zwischen Reich und Arm, und die Herbeiführung einer größeren ökonomischen Sicherheit.“ Der Geißlichkeit wurde „die liebevolle und thätige Teilnahme an allen Bestrebungen, welche auf eine Erhöhung des leiblichen und geistigen Wohls, sowie auf die sittlich-religiöse Hebung des gesamten Volkes gerichtet sind,“ zur Pflicht gemacht. Die Besitzenden wurden zu einem „bereitwilligen Entgegenkommen gegen die berechtigten Forderungen der Nichtbesitzenden, speciell durch Einwirkung auf die Gesetzgebung, durch thätigste Erhöhung der Löhne und Abkürzung der Arbeitszeit“ haranguiert.

Die christlich-socialle Partei war conservativ und reactionär. Trotzdem hat es von Anfang an nicht an conservativen Stimmen gefehlt, die das Programm bereits arg socialdemokratisch fanden. In der That gingen bald die Teilnehmer der christlich-socialen Theeabende in Scharen zu der Socialdemokratie über. Selbst der Antisemitismus, mit dem der Dünnthee für die gröberen Nerven alkoholisiert wurde, war auf die Dauer nicht wirksam. Die ewige Aussicht auf den Himmel, als höchste Versicherungsanstalt gegen Alter und Invalidität, wurde den Leuten zu eintönig — man war ja Berliner — und so hatte Herr Stöcker schließlich Soldaten für den Feind geworben und gedrillt.

Seit dem Jahre 1878, dem Jahre des Socialistengesetzes und der christlich-socialen Partei, hat sich die Socialdemokratie zur stärksten und gefürchtetsten politischen Macht entwickelt, und die christlich-socialle Partei hat es lediglich zu einem evangelisch-socialen Congreß gebracht, auf dem eifrig und ernstlich gesonnen wird, wie Leuten zu helfen sei, die schon längst darauf verzichtet haben, daß ihnen von oben geholfen werde. Ein paar Jahre noch, so wird die Tagesordnung der redlichen Fürsorger nicht lauten: „Wie helfen wir ihnen?“, sondern: „Wie helfen wir uns?“

Ja, es ist noch schlimmer gekommen für den Gründer der christlich-socialen Partei. Die Herren werden aus ihrer eigenen Schöpfung herausgedrängt. Die Socialdemokratie wächst selbst in den evangelisch-socialen Congreß hinein.

Das war das wichtige Ergebnis des vierten evangelisch-socialen Congresses, der in den ersten Tagen des Juni zu Berlin versammelt war. Noch zwar bilden die Alten das Uebergewicht, aber schon regen sich die Jungen. Die Evangelisch-Socialen werden bedrängt von den Social-Evangelischen. Der Uebergang eines Theiles der Geistlichkeit zur Socialdemokratie, der von scharfen Beobachtern der Gegenwart schon seit einigen Jahren bemerkt wird, ist bereits jetzt innerlich Thatsache geworden. Nur die Socialdemokratie selbst macht den Ueberläufern mißtrauisch Schwierigkeiten. Die Kirche ist ihr ebenso verdächtig wie die Bourgeoisie; sie glaubt nicht an ihre ernstesten Absichten.

Ganz in altem Stil war der Vortrag des Herrn Professor Kaftan-Berlin. Er sprach über „Christentum und Wirtschaftsordnung“, und seine Erörterungen liefen auf Resolutionen zu Gunsten der Einführung des Himmels hinaus. Das Wirtschaftliche ist ihm in Anbetracht der kurzen Dauer des zeitlichen Lebens ein Nebensächliches. Das ewige Heil liegt ihm mehr am Herzen, als das tägliche Brot, das der besoldete Theologe ja als Gottesgabe stets vorrätig findet. Die „Leitsätze“ des Herrn Professors lauteten:

I. 1) Christliche Religion und wirtschaftliches Leben sind an und für sich getrennte Gebiete. Mit jener ist es auf das ewige Leben in Gott, mit diesem auf die zweckmäßige Befriedigung zeitlicher Bedürfnisse abgesehen. — 2) Das Christentum ist unabhängig von der Wirtschaftsordnung und mit jeder Form des wirtschaftlichen Lebens verträglich. Wiederum trägt dieses seine eigenen Gesetze in sich, durch die es dem Christentum selbständig gegenübersteht.

II. 1) Christliche Religion und wirtschaftliche Arbeit treten auf dem Boden des sittlichen Lebens notwendig in innere Verührung und Wechselwirkung miteinander. Nach christlichem Verständnis giebt es kein ewiges Leben in Gott ohne sittliche Erziehung und sittliche Bethätigung, während die Ordnungen des wirtschaftlichen Lebens ihrerseits das sittliche Handeln sowohl bedingen als dadurch bedingt werden. — 2) Es ist Christenpflicht, die Wirtschaftsordnung so zu gestalten, daß sie eine Grundlage für die Pflege der sittlichen Ideale des Christentums bietet. — 3) Gegenüber der heute bestehenden Wirtschaftsordnung führt diese Pflicht sowohl zur Verteidigung ihrer wesentlichen Grundgedanken gegen Umsturzgelüste, als zu einschneidenden Forderungen mit Bezug auf ihre Umgestaltung.

Ich gestatte, dem Seher ausnahmsweise, diese Thesen mit Druckfehlern zu schmücken. Sie können nur gewinnen. Unzuerkennen ist es jedenfalls, daß die Herren mit ihrem strengen Dualismus von Himmel und Erde Ernst machen. Das hat der Candidat Wangemann bewiesen, der dem Congreß seine Leiden als freiwillig-arbeitsloser Handwerksbursche erzählte. Die Geistlichen warfen den Bittsteller einfach zur Thüre hinaus, da ja christliche Religion und wirtschaftliches Leben an sich getrennte Gebiete sind.

Auch ein Alter ist der Hofprediger Braun-Stuttgart, der seinen Vortrag über „Die Annäherung der Stände in der Gegenwart“ in folgende Thesen zusammenfaßte:

1) Thatsächlich vollzieht sich in der Gegenwart — im Anschluß an die rechtliche Gleichstellung und vermehrte persönliche Berührung eine Annäherung der verschiedenen Stände auf den Gebieten der allgemeinen Geistesbildung und der äußeren Lebenshaltung.

2) Aber diese Annäherung bleibt, wenn sie nicht auf festere und tiefere Grundlagen gestellt wird, eine ungenügende und widerspruchsvolle und hindert nicht die innere Entfremdung zwischen den Ständen und die Schärfung des Classenbewußtseins.

3) Eine wirklich wertvolle und fruchtbare Annäherung der verschiedenen Stände hat zu notwendigen Voraussetzungen

a. eine derartige Gestaltung der materiellen Lage für die Glieder aller Stände, daß jedem ein Gefühl der Sicherheit und Befriedigung ermöglicht und dem Neid wie dem Uebermut der Boden entzogen wird,

b. den innerlich verbindenden Besitz idealer, insbesondere religiöser Güter und Interessen,

c. Achtung und Vertrauen als Grundton aller persönlichen Beziehungen.

4) Hiernach wird der Annäherung der Stände, wenn auch nur mittelbar, so doch um so gründlicher gedient

a. durch energische Thaten der socialen Reform,

b. durch Pflege der idealen factoren in allen Ständen, insbesondere kraftvolle Bethätigung der christlichen Kirche und Seelsorge,

c. durch reichliche Anknüpfung und warme unermüdete Pflege persönlicher Beziehungen, wie sie sich ungezwungen im täglichen Leben ergeben.

5) In zweiter Linie haben auch besondere Veranstaltungen, die unmittelbar eine Annäherung größerer, den verschiedenen Ständen angehöriger Kreise herbeiführen und zunächst auf geselligem Boden (durch Zusammenkünfte, Vereine, feste) verwirklichen wollen, ihren Wert — insbesondere als Gegengewicht gegen Vereinsbildungen auf

einseitiger Standesgrundlage — aber nur, wenn ihre Haltung von den in These 3 und 4 gezeichneten Gesichtspuncten bestimmt ist, und wenn alles Erkünſtelte und innerlich Unwahre und alle übermäßige Betonung ihrer socialen Bedeutung vermieden wird.

6) In Bezug auf die Annäherung der Stände wie alle socialen Aufgaben der Gegenwart haben wir ohne Rücksicht auf den Erfolg unentwegt zu arbeiten in Pflichtgefühl und brüderlicher Liebe.

Es ist immer dieselbe Anschauung der Volksküchensnade und der Weihnachtsbescherung für arme Kinder. Man will beglücken, beschenken, und die Empfänger dieser edlen Gaben lehnen so höflich wie entschieden die zugedachte Ehre ab.

Das hat der Pfarrer Naumann, der tapfere und kluge Frankfurter, auch den Herren derb gesagt. Er führte nach einem Zeitungsreferat aus: Daß die behauptete Annäherung der Stände thatsächlich nicht vor sich gehe, zeige sich, sobald man die ökonomisch-statistischen Tabellen in die Hand nimmt. Die materielle Seite der Frage sei die Hauptsache, die „energischen“ Thaten, die der Referent vorgeschlagen, reichen keineswegs aus. Der Bildungsausgleich dürfe nicht bloß von oben nach unten gedacht werden, sondern auch von unten nach oben. Wenn der Referent die vermittelnde Thätigkeit der Geislichen besonders betonte, so erinnere er daran, wie Männern wie Klein, Borchert, Quistorp eine solche vermittelnde Thätigkeit bekommen ist. Das angepriesene patriarchalische Verhältnis habe auch seine Schattenseiten in der Unterdrückung der Selbständigkeit der einzelnen Person. Schließlich habe er vermist, daß bei Erörterung der Ständeunterschiede der Referent nicht dem ganzen, principiellen Recht des Ständegedankens nachspürte. Nach seiner Meinung gehöre Standesunterschied zu dem Rohmaterial, welches umgeschmolzen werden soll.

Ich bin der Meinung, daß Pfarrer Naumann, den übrigens auch die Socialdemokraten in Frankfurt am Main verehren, einer der wenigen Geislichen ist, die ihre Zeit verstehen. Wenn Herr Stöcker höhnisch bemerkte, Herr Naumann stehe bereits im Jahre 2000, so ist das ein ungewolltes Lob. Niemand kann seine Zeit

verstehen, der nicht die Zukunft ahnt, der nicht bereits in ihr seine geistige Heimat hat. Nur aus der Distanz der Zukunft gewinnt man den Blick für die Gegenwart. Die Erscheinung des Herrn Naumann ist aber um dessentwillen besonders bemerkenswert, weil er gleichzeitig ein Erzieher und Bildner der Socialdemokratie sein kann. Daß der Mann seine Genossen bekehren wird, ist ja so wie so fast ausgeschlossen. Nur den jüngeren Idealisten, die hinausdenken können aus dem Bevormundungschristentum, wird er ein Führer sein können. Wichtiger ist also der Einfluß, den er auf die Socialdemokratie vielleicht auszuüben fähig ist.

Die heutige Volksbewegung ist, abgesehen von ihrer zeitlichen politischen Krystallisation, eine Renaissance der Masse: ein dasein-frohes, geistig begehrlisches Aufblühen der Millionen, welche die Geschichte bisher vergessen hat. In diesem Betracht ist die socialistische Bewegung eine Gegenströmung gegen die christliche. „Der Slavenaufstand in der Moral“ endigt in eine Herrenmoral der geadelten Masse.

Trotz des Gegensatzes aber besteht ein seelischer Bund mit der christlichen Bewegung. Jesus, der Lebensmüde, der sich nach erfülltem Untergange sehnt, wird zum Symbol lebensstarken Opfermutes. Jesus wird zum Befreier, zum Helden; man empfindet ihn, wie ihn Michel Angelo gemalt; ein trotziger Renaissancecensur, der zugleich milde sein kann und träumerisch und voll Liebe. Dieser Christus, den die alten Talar-socialisten nicht kennen, lebt im Volk und kämpft mit ihm. Vergebens, daß die geistlichen Befürworter den wahren historischen Christus predigen. Aber der neue irdische Christus kann ein Mittler sein zwischen den neuen Weltgeistlichen und dem talarscheuen Volk. Der aufgeklärte Socialismus kann auf diese Weise den Tropfen romantischen Bluts gewinnen, dessen er bedarf, wenn er die Herrschaft über die Gemüter behaupten will.

Socialismus und liberale Aufklärung haben an sich nichts miteinander zu thun. Daß die Socialdemokratie gleichzeitig das Programm der Aufklärung mit übernommen hat, ist eine zufällige Entwicklung. In der That setzt unsere heutige Socialdemokratie unmittelbar die aufklärerische Bewegung des vorigen Jahrhunderts

fort. Bis in die kleinsten Einzelheiten entspricht z. B. die Pädagogik eines Bruno Wille den Maximen der Philanthropen des 18. Jahrhunderts. Man ist für die Vernunft, für die Wissenschaft, darin ist man gut nationalliberal. Aufsätze aus der Sonntagsbeilage der „Kölnischen“ sind ja wiederholt als socialdemokratisch von kirchlicher Seite denunciert worden. Man haßt die Mystik; ein echter Socialist darf kein Kirchengänger sein. Dafür ist man Darwinist, obgleich diese Anschauung eher gegen als für die Socialdemokratie ausgespielt werden kann und ausgespielt worden ist. Kurz, die moderne Socialdemokratie ist durchtränkt von dem specifisch berlinischen Aufklärungsgeist, den einst die Romantik zu überwinden trachtete.

So wahr es aber ist, daß jede Lebensanschauung im Rationalismus wurzeln muß, ebenso wahr ist es, daß ihre Aeste sich breiten müssen in die blaue sehnsüchtige Ferne. Die Aufklärung darf nicht zum intoleranten Dogma werden. Es giebt ja wohl Socialdemokraten, die Goethes „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“ aus der pessimistischen Müdigkeit der absterbenden Bourgeoisie abzuleiten geneigt sind, die in den Märchen nach Classenkampf, in den Liedern nach Capitalismus spähen — aber es ist nun einmal so: wir haben auch eine Seele, eine unvernünftig schwärmende Seele. Auch die will ihr Recht haben.

Es ist ein überaus großes Verdienst der Socialdemokratie, daß sie das Volk mit den Ergebnissen der Wissenschaft bekannt gemacht hat. Sie hat in einem Menschenalter mehr geleistet, als die Kirche in Jahrtausenden. Indessen die Socialdemokratie sollte nicht vergessen, daß diese Aufklärung an sich gar nichts mit dem Gedanken des wirtschaftlichen Socialismus zu thun hat. Und darum sperre sie sich nicht gegen andere Seelen und Gemütsstimmung. Ein Tropfen aufgeklärten Berlinertums fort und dafür ein Tropfen des romantischen Socialismus der jungen Talar-socialisten von der Art des Pastor Naumann! Ich glaube, sie werden diesen Tausch nicht zu bereuen haben!



II.

Politisches Temperenzlerthum.

(1894.)

„ . . Die Summe dieser Gedanken zeitigt das Bedürfnis nach Versöhnung. Wir begreifen, daß die Erscheinung, auf die wir zuschreiten, dann in ein Phantom sich verflüchtigt, wenn nur einer, oder nur einige, oder nur Gruppen, oder nur Parteien, oder nur eine Classe, oder nur eine Glaubensgemeinschaft sich ihr nähern. Nur wenn alle kommen, nur, wenn die Gemeinsamkeit ihr naht; nur, wenn eine in ehrlicher Versöhnung gereinigte Volksseele der Erscheinung Leben einhaucht — dann nur wird sie Wirklichkeit.“

M. v. Egidy „Versöhnung“ 1. Jahrg. Nr. 1.

„ . . Die Versammlung der Arbeitslosen war von etwa 2000 Personen besucht, unter ihnen auch der bekannte Herr v. Egidy Die Anwesenden verließen in größter Ruhe das Local Hageldicht sausten die Schläge der Säbel und Gummischläuche der Policisten auf die Wehrlosen nieder.“

Aus Zeitungsberichten.

Seit dem ersten Januar dieses Jahres giebt Herr v. Egidy ein „Mittwochsblatt für unsere vaterländische Gemeinsamkeit“ als „Ergänzung für die Tageszeitungen aller heutigen Parteien und Richtungen“ heraus. Diese Ergänzung heißt: Versöhnung! Ein gewandter Spötter könnte bereits aus dem Titel eine reichlich lange Plauderei über sonderbare Schwarmgedanken und Schwarmdenker ziehen. Aber ich mag nicht spotten, obwohl mir bisher kein Gerichtsbeschuß eine „ernste Lebensanschauung“ aufgenötigt hat, weshalb ich freilich auch nicht genötigt bin, gegen solches Erkenntnis bescheidener und ehrlicher Weise Revision einzulegen. Ich mag nicht spotten, liegt doch in dieser entkörpernten, ins Wesenlose lyrisch verdunstenden Humanitätssehnsucht eines sich frei und zukunftssträchtig

fühlenden Edelgeistes so viel des Erwärmenden, Beruhigenden, Seelenlösenden. Das Zwecklose heiligt die Mittel. Nicht atmet uns erhitzt und üblen Hauches die nahe drängende Brutalität eines Erfüllung brünstig heischenden Zweckes entgegen; in reine, in zerflatternden Linien mystisch gleißende Ferne ruft uns humanitäre Aeolsharfenmusik. Und weil kein stofflich-roher, nasennaher Zweck uns im Gemeinen bannt, darum ist uns auch das Mittel heilig, diese Tractate im gehobenen Erbauungsstil ohne dingliche Wucht, ohne farbige Bestimmtheit. Das Problem der himmlischen Liebe, ins Politische übertragen, die uranische Politik statt der vulgaren!

Daß man durch gutes und vernünftiges Zureden die Welt gut und vernünftig machen könne, ist ein alter Glaube, an dem man immer noch hängt, weil er eben bislang nicht zur Gewißheit geworden ist. Eine tausendmal getäuschte Hoffnung scheint mit jeder neuen Enttäuschung die Gewähr für endliche Erfüllung zu steigern. Wie viel träumende Idealisten, wie viel wache Thatmenschen haben an diesem vorausgesetzten Willen zur Vernunft schon gekniet und gebildet, und die erhoffte Gemeinsamkeit ist immerdar unversöhnliche Vielgestaltigkeit geblieben. Niemals vielleicht hat ein Mensch so fest und so realistisch an die Kraft der Verführung zur Vernunft geglaubt wie der großindustriöse Philanthrop Robert Owen. Gerade am ersten Tage dieses Jahrhunderts hatte er die Leitung der als socialen Versuchstation weltberühmt gewordenen Spinnerei zu New-Lanark übernommen, und in verhältnismäßig kurzer Zeit gestaltete er aus der Stätte des Elends und aller Kaster ein kleines Paradies der Arbeit. Es hatte zwar etlicher Mühe und mancher Separationen bedurft, bis sich endlich die Compagnonschaft von der Möglichkeit überzeugte, daß auch eine Capitalverzinsung von 5 Procent dem Unternehmer genügen könnte; aber das Werk gelang, Säufer wurden zu Wassertrinkern, Ausschweiflinge zu Asketen, Faulenzer zu Sanatikern des Fleißes, überschuldete Bettler zu wohl-situirten, in geordneten reinlichen Verhältnissen lebenden Arbeitern. Seitdem glaubte er felsenfest an sein Dogma, daß alle Gewohnheiten und Gefühle sich der Menschheit anziehen lassen. Zur Zeit der Freiheitskriege erschienen seine Abhandlungen: A new view of society; or essays

on the principle of the formation of the human character and the application of the principle to practice. Und wie verstand der Mann es, die Nützlichkeit der Vernünftigkeit, die Rentabilität der Humanität den Leuten zu demonstrieren. Die Arbeiter standen einfach auf dem Maschinenconto; je besser man mit diesen lebenden Maschinen umginge, um so reichlicher würde ihr Arbeitsertrag sein, so rechnete er vor bei der Geschäftsempfehlung seines Elgirs. Er zweifelte keinen Augenblick, daß sein in New-Lanark erfundenes und erprobtes Wundermittel alsobald von sämtlichen Regierungen approbiert werden würde, daß die Welt auf dem Wege des Vernunftimpfwanges ein einziges großes New-Lanark werden würde, und die Menschen lauter saubere, schön gemalte, fleckenfreie Ziffern auf dem Maschinenconto. Die Großen dieser Welt, Diplomaten und Fürsten, erwärmten sich für die angeblich so rentablen Ideen des thatkräftigen Mannes, da traf ihn mitten ins Herz die freche Ehrlichkeit eines Angehörigen des Dichter- und Denkervolkes, das Wort des Herrn von Genz, des staatsmännischen Roués: „Wir wünschen garnicht, daß die Massen wohlhabend und unabhängig werden. Wie könnten wir sie sonst beherrschen?!“ . . .

Robert Owen war ein praktischer Realpolitiker, ein derber Utilitarist, und die Männer auf der Höhe nahmen Anteil an seinen Experimenten mit der Productivkraft der Humanität, und dennoch war seine Wirksamkeit erfolglos. Der Glaube, daß man in aller Gemüthlichkeit die Vernunft erhandeln könne, erwies sich als Wahn: Londons Ostend, Siciliens Hungerhölle sind immer noch nicht vernünftig geworden, und die Zahl der Socialglücklichen beträgt immer noch weniger als vier Procent. Herr v. Egidy ist kein Utilitarist, kein Großindustrieller der Humanität, kein Praktiker, auch hat ihn bisher keine Regierung meines Wissens zu ihrem Berater erkoren, und doch vermißt 'er sich, die Menschen auf dem Wege der Versöhnung zum Allglück zu führen. Ihn widert das Grobe, Gehässige, Mörderische der Parteien an, die den Gegner zu vernichten streben, um selbst zu herrschen. Mit sanften Vernunftsgründen und zärtlichen Liebesworten will er die Menschen ins goldne Zeitalter locken, aber mit all dem ernstern und reinen Wollen bleibt dieser Adelsmensch

ohnmächtiger als der kleinste Schreier vom Bund der Landwirte, der die Güte hat, der Welt den Untergang zu prophezeien, sofern er nicht aus seiner höchstleignen Notlage gerissen wird. Unser politisches Klima ist jetzt weniger denn je geeignet, daß wir auf den wärmenden Fusel des Hasses verzichten, daß wir in scheuem Temperenzlertum mit der Milch der bekannten frommen Kuh eine runde, rotwangige Zukunft aufpäppeln könnten. Wir Parteilosen bilden nichts als das unnütze Premierenpublicum der neuen und großen Ideen.

Das Wort des Herrn von Genß ist noch immer das geheime Dogma der Erbschleicher der Macht und des Besitzes. Der Selbsterhaltungstrieb der Junker begnügt sich nicht mit dem Existenzminimum, nicht einmal mit dem Existenzmagimum, er heischt überdies die imaginäre Steigerung durch die Erniedrigung der andern. Freilich spricht man es jetzt nicht mehr so keck aus: „Wir wünschen gar nicht, daß die Massen wohlhabend und unabhängig werden. Wie könnten wir sie sonst beherrschen.“ Aber im Grunde ihrer herrischen Seelen fühlen sie's, dies Gefühl und dieser Gedanke leitet insgeheim ihr Thun, und nur schlimmer und würdeloser wird ihre Selbstsucht, da sie nicht mehr den Mut des offenen Bekennens hat, sondern in eckler, feiger Heuchelei mit den „lieben Kleinen“ Brüderschaft trinkt. Und die Kleinen, die ihr bißchen Daseinsglück in blutenden Sezen durch jahrhundertelange Mühlen dem Großen aus dem starken Gebiß entwunden haben, sie sollen in ihnen plötzlich die Retter der Ordnung, die Schützer der Cultur sehen. Nein, wahrlich es giebt keine Versöhnung zwischen diesen und uns.

Herr v. Egidy mag sich in den Bund der Landwirte aufnehmen lassen und auf dessen im Februar zu Berlin tagender Generalversammlung folgende Versöhnungsätze der zweiten Nummer seiner Zeitschrift wiederholen: „Es giebt nur eine Vereinbarung mit unseren Nachbar- und sonst anderen Völkern, die wir als natürlich, als vernunftgemäß, somit: als unserem religiösen Bewußtsein entsprechend, als gottgewollt, als christlich, als evangelisch, auch als deutsch, kurz: mit dem Worte bezeichnen dürfen, das jeder selbst wählen wird, um sein Höchstempfinden zu treffen. Diese Vereinbarung lautet: uneingeschränkter, durch keinen Zoll oder Abgabe

oder sonst wie belasteter Austausch aller Natur- und Arbeits-Erzeugnisse. Also: Freihandel in des Wortes und Begriffes umfassender Bedeutung. Keine noch so peinlich erdachte, noch so sorgsam erwogene Abmachung kann jemals dem All-Interesse in dem Maße entsprechen, als der uneingeschränkte Waren-Austausch es thut. Nicht, daß eine Beseitigung des Grenzzolls im Moment der Beseitigung dem Interesse aller, oder gar dem Interesse aller gleichmäßig entspräche. Wir müssen eben unterscheiden: All-Interesse, und: gleiches Interesse für alle, das heißt für jeden zum Volke gehörigen. Weil kein Handelsvertrag heutiger Art je dem Interesse aller gleichmäßig entsprechen kann, wird keiner je das Interesse der Gemeinsamkeit voll vertreten; keiner auch ist geeignet oder läßt voraussetzen, daß die Gemeinsamkeit, das heißt, daß alle Glieder derselben, jemals sich derart in einen und denselben Schutz-Vertrag einleben werden, daß man ihn etwa im Vertrauen auf die Zukunft gutheißen könnte u. s. w.“

Ich fürchte, die Bundesherren werden die Versöhnungsworte des Herrn v. Egidy sehr sonderbar finden und nach kurzer Verlegenheitspause — ich setze den gnädigsten Fall — fortfahren zu beweisen, daß sie durchaus aus öffentlichen Mitteln erhalten werden müßten.

Oder er halte in selbiger Versammlung über die Verschuldung des Großgrundbesitzes etwa folgende Rede:

„Die Tendenz, die auf Schuldenentlastung zielt, weist deutlich den Weg zu Versöhnung der schroffen Gegensätze unserer Zeit, und damit den Weg zur Erlösung. Ihr Streben nach Einführung der Doppelwährung, die mir allerdings vom Standpuncte der gegenwärtigen finanzpolitischen Lage sehr bedenklich erscheint, ihre Forderung auf Abänderung des Schuldrechts, sind die unbewußten Anfänge einer Bewußtseinsänderung in den Eigentumsanschauungen. Das Eigentumsrecht, wie es heute noch geltend ist, widerspricht dem modernen, religiösen Bewußtsein, das keine Institution dulden will, welche die Menschen auseinanderprengt zur Höhe, in den Abgrund. Indem Sie die Brutalität des Besitzrechts mit Ihren Forderungen durchbohren, töten Sie das ganze System. Sie werden die Confe-

quenzen dieser ersten Forderungen nunmehr ziehen, zum Heile der Gesamtheit.“

Ich fürchte, die Herren würden auch solche Worte sehr, sehr sonderbar finden.

Vielleicht bemüht sich Herr von Egidy auch einmal ins Herrenhaus und bekehrt einen der ausgewählten Volksvertreter zu seinen Anschauungen. Und dieser Bekehrte soll dann nur bei der Beratung der neuen Landwirtschaftskammer die kleine Forderung aussprechen, daß das Wahlrecht zu diesen Kammern den Bauern gleichen Einfluß gewähre wie dem Großgrundbesitzer. Herr von Egidy wird dann zweifellos von seinem Tribünenplatz bemerken, daß man den Sprecher mit besorgten Mienen am Weiterreden zu verhindern sucht. Im glücklichsten Falle wird das Entmündigungsverfahren wieder eingestellt, eingeleitet wird es gegen den bekehrten Herrenhäusler unter allen Umständen.

Auch ein Besuch beim Herrn von Stumm wäre lohnend, um den sich ja jetzt anscheinend die conservative Regierungschutztruppe sammelt — ein sicheres Zeichen, daß die verstummte Socialpolitik in nächster Zeit die Sprache nicht wiederfinden wird. Es wäre eine schöne Aufgabe, den Mann mit den Socialdemokraten zu versöhnen . . .

Doch genug der satirischen Ausmalungen! Bedarf es wirklich eines Beweises, daß die Versöhnungsidee des Herrn Egidy eine Utopie ersten Ranges ist? Der Mann der „ernsten Gedanken“, der so viel Arbeitskraft, Begeisterung und Opferfähigkeit an ein Phantom verschwendet, wird eines Tages, sofern er fortzuschreiten vermag, ohnehin zur Erkenntnis gelangen, daß alle Fragen in der Stunde der Entscheidung Macht- und Interessenfragen sind. Freiwillig haben noch nie die Hemmer des Fortschritts den Hämmer der Zukunft ihre Köpfe dargeboten. Und am Tage dieser Erkenntnis wird Herr von Egidy das sensible Temperenzlertum aufgeben und — Parteimann werden, Anhänger der Partei, bei der er die größte Wahrheit und die größte Macht sieht.

Feind bleibt Feind. Versöhnung stiften soll man unter den Freunden, die Gleichführenden bilden zu Gleichdenkenden und Gleich-

handelnden. Die freien und feinen, über engem Fractionsgeist schwärmenden Ideen seien Werber und Bildner schaffensstarker Mächte, nicht Sectengründer voll eigensinniger Ohnmacht! Herr von Egidy, der Utopist der Versöhnung, ist einer nur von vielen bei Seite stehenden Feingeistern. Sie mögen aufhören, den Fusel zu scheuen!



III.

Almela.

(1896.)

Missionare erzählen schauernd von einem neuen Gott und einer Secte, die der religiösen Zeugungskraft unserer Kameruner Mitbürger ihre Entstehung verdanken. Der Gott hört auf den melodischen Namen Almela, und die Missionare denuncieren ihn als Schnapsgözen. Die Almelakirche ist eine Nachäffung der christlichen Kirchen, und man wird in sie aufgenommen durch eine Taufe, die nach baptistischem Ritus durch Untertauchen vollzogen wird. Sobald der Getaufte aus dem Wasser steigt, erhält er ein Glas Schnaps, der fortan sein Gott sein soll. Sodann wird er zum Schnapsaufen und allerlei Schandthaten verpflichtet. In den Versammlungen, die Sonntags gehalten werden, nimmt der Anführer ein Buch und thut, als ob er lese. Gegenstand seines Vortrags und der Unterhaltung sind das Saufen und andere Laster.

Die guten Missionare haben den Sinn dieses zeit- und ortsgemäßen Schnapsgottesdienstes arg mißverstanden. Unsere schwarzen Mußdeutschen haben sicherlich nicht die abscheuliche Absicht gehabt, das Christentum zu verspotten, sondern sie gedachten es in aller Harmlosigkeit, Gläubigkeit und Ehrfurcht anzuwenden, so gut sie

es verstehen. Den neuen Gott, der ihnen gepredigt ward als ausgestattet mit den wunderbarsten und geheimnisvollsten Kräften, glaubten sie, da sie keinen anderen sahen, hörten, tasteten, rochen oder schmeckten, in dem magischen Kartoffelgeist der deutschen Fusel-patrioten zu erkennen, dessen gewaltige Zauberkraft sie durch die Güte der deutschen Kulturpropaganda herrlich erproben durften. Da sie aber zugleich die Weißen, die ihnen den neuen Schnapsgott mitgebracht, in reichsdeutschen Schneidigkeiten inbrünstig sich gebärden sahen, so hielten die naiven Seelen solches Thun für den Ritus des Gottesdienstes im heiligen Geiste des Alkohols und ahmten ihn ebenfalls nach. So ist die Almelakirche klärllich keine Verhöhnung, sondern ein bedauerliches, aber begreifliches Mißverständnis des colonisatorischen Christentums.

Man thäte den Schwarzen Unrecht, wenn man ihnen aus diesem Irrtum einen allzu schweren Vorwurf machen würde. Die ganze Geschichte der abendländischen Christenheit ist die Entwicklung eines ähnlichen Mißverständnisses. Man glaubte dem christlichen Gott zu dienen, und betete doch zu Almela, der zu Zeiten noch nicht einmal ein Schnapsgöthe, sondern ein Bluthund und Mordbrenner war. Im Namen Gottes that man, was im Geiste Almelas geschah. Ja, schuldiger als die harmlosen Africaner, huldigte man selbst mit klarem Bewußtsein der blasphemischen Verwechslung. Almelaknechte sind durchweg die Staatschristen von heute, die den anderen die Religion zu erhalten wünschen, die auf den Trümmern einer ausgeplünderten Menschheit ihre gleißenden Kirchen bauen und in dem Blut des nationalen und socialen Krieges auf goldenen Gondeln fromme Lustfahrten unternehmen. Christus-Almela ist nicht der Gekreuzigte, der das Kreuz der Menschheit auf sich nimmt, sondern der Kreuziger, der die Menschheit an den Pfahl schlägt, um für sich und die beiden Schwächer zu seiner Seite — der eine ist seines Zeichens Hüttenbesitzer, der andere ein Landbaron — Raum für freies Ausleben zu gewinnen.

Die Ausrottung des pseudochristlichen Almela-Dienstes ist die erste und dringendste Culturarbeit, wenn auch Almela-Glaube und Christentum so innig miteinander verbunden und durchwirkt sind,

daß man schwerlich eines ohne das andere wird vernichten können. Gerade die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts ist mit solchen Lösungs-, Scheidungs- und Reinigungsversuchen erfüllt. Man erhebt die Forderung zur Parole: Ernst machen mit dem Christentum, worunter man verständigerweise nur verstehen kann, daß man beabsichtigt, die Menschengemeinschaftsidee des judenchristlichen Prophetismus in ihrer lautereren Wahrheit aus dem Almelas-Ritual herauszuschälen. Zu dem Ende bemühte sich die absterbende theologische facultät, die sich seither durch die Transfusion mit dürrer Bibelphilologie vor dem Marasmus zu schützen suchte, an der Socialwissenschaft zu verjüngen. Indessen Almelas war so fest eingekistet, daß er auch nicht mit Hilfe der verbündeten Wissenschaft zu tilgen war. Im Gegenteil, er mästete sich am neuen Blut und gedieh außerordentlich. Die wenigstens in ihren Führern widerliche Erscheinung des Stöcker-christlichen Socialismus zeigte den Almelacult auf der Höhe. Es war ein mit allen Mitteln pfäffischer Demagogie betriebener Versuch, das sich auf seine Interessen bestimmende Volk seinen Treibern wiederzugewinnen, ein Kreuzzug der Beschränktheit und Heuchelei. Die ehrlichen Leute, die sich durch die sociale Vermummung für diese Tartüfferie hatten einfangen lassen, wurden allmählich des ekelhaften Treibens überdrüssig und sammelten sich nun um einige treffliche Menschen, die auch nicht äbel musicierten, damit endlich das Ernstmachen mit dem Christentum ernst genommen werde.

So entstand die Gruppe der National-socialen, die sich eben in Erfurt zwar nicht zu einer Partei, aber immerhin zu einem Verein zusammengefunden hat, wenn dieser auch eine leise Tendenz zum Kränzchen zeigt. Die Frage, die zu beantworten sein wird, ergibt sich von selbst: Haben wir hier wirklich reines Christentum und ist Almelas Einfluß aus Glauben wie Ritus völlig getilgt?

Von Haus aus wird man den Mitgliedern des national-socialen Vereins das Zeugnis ausstellen, daß sie sich in jedem Betracht von ihren Verwandten der christlich-socialen Linie auf die vorteilhafteste Weise unterscheiden. Sie sind nicht die demagogischen Agenten einer machtlüsterne Hierarchie, die das Vertrauen der

Masse durch liebevolles Versenken in ihre socialen Leiden zu erschleichen sucht, sie sind vielmehr aufrichtige Bekenner des socialen Christentums, und ihre Socialpolitik ist nicht nur von einem guten, unerschrockenen Herzen, sondern auch von einem unterrichteten und unbefangenen Verstande geleitet. Wenn es angängig wäre, Parteien nach der Zahl ihrer sympathischen Persönlichkeiten zu beurteilen, so wäre der junge Verein der Nationalsocialen eine gar erfreuliche Erscheinung. Männer von dem feinen Verständnis, dem geraden Charakter und dem Mut eines Naumann und Göhre sind nicht so häufig, daß man die frohe Dankbarkeit ihnen gegenüber vergessen darf, weil man ihr Wirken für einen Irrtum hält. In der That wird jede eingehende Kritik der jungen Richtung kein anderes Resultat haben, als daß wir in ihr einen neuen Beweis für die Unüberwindlichkeit Almelas im Christentum, mag es noch so geläutert und kernhaft sein, erblicken.

Der nationale Socialismus verdankt nicht einem sachlichen, sondern einem persönlichen Bedürfnis seine Entstehung. Nicht warb eine neue Welt- oder Parteianschauung um Anhänger, sondern Leute, die abseits thatendurstig am Wege standen, ohne zu wissen, wo sie ihre Kraft und ihren Willen bethätigen könnten, suchten nach einem Centrum. Theologen, die mit zorniger Scham die Verhöhnung des christlichen Gedankens durch das officielle Christentum empfanden, Socialreformer, die durch den unseligen Historismus in ihrer intellectuellen Consequenzkraft erweicht vor dem Gedankenzwang des Marxismus zurückschreckten, Abtrünnige der Bourgeoisie, deren zartes Empfinden zurückgestoßen wurde von dem schroffen, harten Charakter der proletarischen Parteibewegung, Mystiker, die, in dem Glauben an die nationale Herrlichkeit der Bismarckschen Reichsgründung aufgewachsen, nicht mehr zu rein negativer Kritik im Stande waren, Schwankende und Schwachmütige, die es einmal mit einer weniger starken Nummer unter dem Schutz der Autoritäten probieren wollten — statt der socialistischen „Unzucht“ die sociale Lüsterheit, — Uebergangsmenschen, die, gerade im politischen Stimmwechsel begriffen, ihr Organ noch nicht gefunden hatten, Modenarren, die es nicht drei Tage in einer Ueberzeugung aus-

halten, ohne sich zu überwinden, und stets zum Neuesten schwören, und schließlich vielleicht einige kluge Taktiker, die der Sache der socialen Befreiung der Menschheit dadurch zu dienen meinten, daß sie an geltende Meinungen und Richtungen in diplomatischer Maskierung anknüpften — alle diese zur Chätenlosigkeit verurteilten Nebengänger strebten nach Zusammenschluß und Bethätigung. Da aber niemals die Massen, die an ihre Interessen angeschmiedet sind, sondern nur die interesselosen Einzelnen derart hamletisch vor der ganzen Entschliegung zurückzaudern, so ergab es sich von selbst, daß die neue Partei zwar vielen aus der Seele sprach, aber der Menge gleichgiltig blieb. Ein Verein mehr, der nur aus Vorstandsmitgliedern besteht!

Wir wollen uns nicht der komischen Bemühung schuldig machen, den Granitbau des Marxismus mit dem Wartenraum der Naumannianer zu confrontieren. Man braucht nur das communistische Manifest, dieses welthistorische Actenstück, und die „Grundlinien“ der national-socialen Vereinsstatuten hintereinander zu lesen, um das Absurde einer solchen Vergleichung einzusehen. Andererseits gilt es aber auch, den guten und vielleicht auch nützlichen Willen dieser Secte gegen Verdächtigungen zu verteidigen.

Die Geschichte der Christlich-Socialen hat jede Verquickung von Christlichem und Socialistischem so compromittiert, daß man stets für eine üble Deutung derartiger Reformbestrebungen disponiert ist. Auch hier entsteht sofort die Frage: Wenn es diesen National-Socialen wirklich Ernst ist mit der socialen Erlösung, warum suchen sie die Kreise der Partei zu stören, die in unermüdlicher Arbeit endlich zu einer Macht geworden ist, mit der die herrschenden Gewalten rechnen müssen? Sollten angesichts dieser einen Thatsache nicht alle Differenzen als unerheblich bei Seite gestellt werden? Ist es wider ihr Gefühl oder ihren Mut, sich offen auf die Seite dieser Partei zu stellen, warum begnügen sie sich nicht mit schweigenden Sympathien, anstatt Concurrenzunternehmungen zu versuchen? Sind sie aber überzeugt, daß Grundanschauungen der Partei falsch sind, warum versuchen sie nicht innerhalb ihrer Reihen aufklärend und bessernd zu wirken? Muß man da nicht

annehmen, daß auch hier wieder das sociale Programm ein Vorwand ist, um die Macht des demokratischen Socialismus zu erschüttern?

Gewiß werden einzelne social-nationale Mitsläufer von solchen Tendenzen befeelt sein. Aber die Mehrzahl ist in ihrem ganzen Verhalten so erquickend undemagogisch und aufrichtig, daß man ihnen die gute Absicht nicht abstreiten sollte.

Auf einer falschen Analogie vielmehr beruht, wenn wir richtig sehen, die tastende Wirksamkeit Naumanns und seiner Vereinsgenossen, sofern sie nicht divergierende Meinungen haben. Die meisten National-Socialen sind wohl von national-liberaler Herkunft, es sind verlorene Söhne Rudolf v. Bennigsens. Der Nationalliberalismus als vornehme politische Denkart ist weniger eine Partei als eine Gemütsanlage, er ist das fünfte Temperament, dessen Wesen im Compromiß besteht. Die deutsche Reichseinheit ist nationalliberales Gewächs. Weil nun die Einigung dadurch zu Stande gekommen und der Traum eines Jahrtausends dadurch zur Erfüllung gelangte, daß der compromisselnde Liberalismus der radicalen Demokratie das Heft entwandte, so glaubte Naumann, daß auch das sociale Reformwerk aufs Schnellste und Sicherste in gleicher Weise zu Stande gebracht werden könne, und er hat den Ehrgeiz, die vermittelnde Partei für die sociale Einheitsbewegung zu schaffen. Indessen es ist ein anderes, den Federstrich zu ermöglichen, von dem eine formale Staatenvereinigung schließlich abhängt, ein anderes, die gewaltige Materie des Wirtschaftslebens zu bändigen. Da genügen die kleinen Künste nicht und die halben Kräfte, da klappt das Entweder-Oder hart und unerbittlich, und die Weisheit des realpolitischen Opportunismus versagt kläglich. Dann aber leiden wir ja gerade selbst auf rein politischem Gebiet an der nationalliberalen Herkunft unseres Staatswesens. Jene Komödie der Irrungen und Täuschungen um ihres scheinbaren Erfolges noch einmal zu wiederholen, ist wahrlich das Unternehmen eines Theaterdirectors, der auf das Klatschen des Schaupöbels statt auf die herbe Kritik des Kunstrichters hört.

Auf der nationalliberalen Rassenabstammung aber beruhen die inconsequenten Wunderlichkeiten dieser Richtung, abgesehen von der Christlichkeit, die aus der christlich-socialen Familie angeheiratet ist.

Man ist national im militaristischen und marinistischen Sinn, treibt die Politik der Macht nach außen und der colonialen Propagation. Das bedeutet aber, daß man Klostertief in der Bismarcklegende steckt und daß man nicht vergessen hat, was man als deutscher Student gepriesen hat. Der Socialismus offenbart sich als Lünche, unter der der liberale Individualismus unverwundet fortbesteht, wie denn der Freiburger Professor Max Weber auf dem Erfurter Vereinstag ganz munter das Evangelium eines radicalen Individualismus gepredigt hat.

Bedarf es der Darlegung, daß dieser nationale Individualismus sich schlechterdings weder mit dem Christentum noch mit dem Socialismus verträgt? Die Nationalsocialen wollen das Menschentum im Innern, wenn auch mit unzulänglichen Mitteln, überwinden und verkünden es in extremer Verschärfung als aller Weisheit Schluß für das Völkerleben. Der tolle Widerspruch bliebe unverständlich, wenn es nicht eben Art des liberalen Historismus wäre, Principien durch die Bejahung und principielle Erhöhung augenblicklicher Erscheinungen zu verwirren und zu entkräften. Wie gleichgiltig ist es, ob man ein Individuum gegen das freie Spiel der Kräfte schützt, wenn man ganze Völker ihm ausliefert! Als Einzelner gerettet zu werden, um in der Gesamtheit dem stetig drohenden Untergang geweiht zu sein — das ist ein übler Tausch. Dann aber ist die ganze nationale Rüstungs- und Machtwahnpolitik überhaupt eine Utopie, sie ist wirtschafts- und finanztechnisch unmöglich. Der endlose Militarismus ist erst in einem zukunftsstaatlichen Gardelieutenantschlaraffen-Zeitalter möglich, in der capitalistischen Ordnung wirkt er hypertrophisch als Kulturhemmnis und finanzielle Zerrüttung. Diese Politik muß zum europäischen Krach und zur Erwürgung durch die asiatische und americanische Concurrrenz führen. Die erste nationalsocialen „Grundlinie“: „Wir stehen auf nationalem Boden, indem wir die wirtschaftliche und politische Machtentfaltung der deutschen Nation nach außen für die Voraussetzung aller größeren socialen Reformen im Innern halten“, ist eine utopische Reiseroute. In Wirklichkeit ist keine radicale sociale Reform im Innern möglich ohne internationale Vereinbarungen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete. Die Ueberspannung

des individualistischen Principes des Krieges Aller gegen Alle ist für das Volksinnere noch weniger gefährlich, als wenn man es auf das Verhältnis der Völker untereinander anwendet. Die Naumannianer wollen uns gnädiglich unsere Wohnung mit allem Comfort und hygienischer Zweckmäßigkeit ausstatten, um uns dann das ganze Haus anzustecken. Es giebt nur zwei Möglichkeiten: Man ist entweder Socialist oder Individualist, man bekennt sich zu dem Princip der Menschengemeinschaft oder zu dem des Rechts des Stärkeren, der ja nie ein natürlich Stärkerer, sondern immer ein culturkünstlich Stärkerer ist. Höchstgradige Unklarheit und Wirrnis ist es, innerhalb willkürlicher Staatsgebiete das Manchesterthum auszuschalten und es im allgemeinen bestehen zu lassen. Das ist utopisch, antisocialistisch und — das bedarf keines Beweises — antichristlich. Mit ihren nationalliberalen Grundlinien der militaristischen Politik sind die Naumannianer so wahr Christen, wie etwa Bismarck ein Christ ist, weil er sich nicht losgerungen hat von den mythologischen Vorstellungen des vorwissenschaftlichen Zeitalters. Wir dachten eigentlich, die National-Socialen wollten Christen sein im Glauben an die Heilandsideen einer erhabenen Menschengestalt, fast scheint es, als ob es nur die gewöhnlichen Spätlinge einer veralteten Dogmatik sind, die in gewohntem Ritus zu Almela beten, dessen Gloriole aus dampfendem Blut gewebt ist, und der in der frommen Bewandung die strotzenden Muskeln herausfordernd reckt.

Uebrigens gehört anscheinend ein bigcher Malthusianismus zu jeder christlichen Socialbewegung als Rest einer asketischen Tendenz. Die Rechtfertigung der Colonialpolitik, welche die Nationalsocialen gleichfalls wie nur irgend ein nationalliberaler Rhetor protegieren, ergibt sich ihnen offenbar aus der Wahnvorstellung einer Ueberbevölkerungsgefahr, während es doch längst eine unerlerbte Erkenntnis der allgemeinen Bildung sein sollte, daß der Pauperismus mit der Bevölkerungsziffer ganz und gar nichts zu thun hat.

Die Unterstützung der verblendeten Rüstungspolitik ist eine so schwere Schuld, daß sie durch keine socialen Bemühungen gemildert wird. Das ist kein harmloses Thun mehr, weil es von Einfluß sein kann. Ihre socialen Bestrebungen sind gut gemeint, aber, soweit

es von den Nationalsocialen abhängt, für absehbare Zeit aus-
sichtslos — die Mechanik der capitalistischen Weltwirtschaft wird
nicht durch liebevolles Zureden verändert. Wohl aber haben die
Nationalsocialen die intellektuelle Macht, die militaristische Ver-
irrung der Cultur, die traurigste, die es geben kann, zu schützen
und zu stützen, zum Mindesten ihre Ueberwindung zu hemmen.
Einem Irrtum, der Macht hat, darf nicht die geringste Förderung
zu teil werden; da wirkt der kleinste Einfluß verhängnisvoll, der
nicht mehr im stande wäre, *W e r d e n d e s* zu fördern. Das Gute, was
sie wollen, erreichen sie nicht; in dem Schlechten, was sie begünstigen,
haben sie möglicher Weise Erfolge — müßte so eigentlich nicht das
Verdammungsurteil über die Nationalsocialen sehr hart sein!
Man illustriere doch nur die „Politik der Macht“ an Beispielen,
man denke z. B. daß sich, wie neulich festgestellt wurde, bei der
Niederwerfung österreichischer Arbeiteraufstände ergeben hat, daß
das moderne Geschloß eine zehnmal stärkere Zerstörungskraft hat,
als das im Kriege 1870/71 — und man wird die Milde und
Sympathie verkern, die der sociale Eifer an sich verdient.

Oder ist das am Ende gar nicht so ernsthaft gemeint? Ist die
militaristisch-marinistisch-nationale Real- und Größenwahnpolitik erst
secundär hinzugekommen, als man das Bedürfnis hatte, sich aus
taktischen Gründen von dem Vorwurf zu reinigen, daß man sich
in Nichts von der Socialdemokratie unterscheide, und hat man da
erst die unterscheidenden Merkmale aufs Geratewohl erfunden?
Ganz unmöglich ist das nicht. Man wußte in der That nicht
derb und greifbar anzugeben, worin sich die eigene Socialkritik von
der socialdemokratischen unterscheide, und da die Betonung des
Christlichen, die ja das socialdemokratische Programm nicht ver-
pönt, nicht ausreichte, so verfiel man schließlich auf die Pointierung
des Nationalen, ohne zu merken, daß man durch dieses taktische
Einschießel den ganzen Bau zerstörte. Haben wir die Entwickelung
Naumanns richtig verfolgt, so haben sich bei ihm in Wahrheit die
national-reichsdeutschen Velleitäten erst später vorgeedrängt. *)

*) Anm. 1901: — und schließlich in ihm die Oberhand gewonnen,
so, daß er zum Hunnenpastor wurde, der keinen Pardon giebt.

Was wir als Entschuldigung geltend machen möchten, hat die Stummsche Eiga in ihrem angstbebenden Spürsinn längst gergewöhnt. Auch nach dem Erfurter Vereinstag hallt es wieder von lauten Denunciationen. Das Hamburger Organ für erlaubten Landesverrat hat schleunigst sein Lieblingsrecept der niederschlagenden Mittel angepriesen, und im ganzen reactionären Walde gellen die Hehrufe. Die Kirchenbehörden, die einem Stöcker den Teppich legten, haben Naumann geächzet, und die National-Socialen werden ihre Märtyrerkraft bald zu erproben haben. Die Stummschen haben eine feine Witterung. Sie haben es gleich weg, wo das Sociale nicht wohlgefälliger Vorwand, sondern abscheulich aufrichtiger Zweck ist. Die monarchischen und nationalen Beteuerungen besänftigen sie nicht, sie sehen nur die „Gefahr“, die aus der radicalen Socialkritik erfliehet. Jene scheinen ihnen nur die Engelsmaske über der Teufelsfrage, der elegante Schuh über dem Pferdefuß. Sie fürchten, daß die Socialkritik die Köpfe der bislang festesten Stützen der capitalistischen Herrlichkeit rebelliert, und sie zittern vor allem davor, der Geist des Umsturzes möchte sich in den Vesten der heutigen Weltordnung, in den Pfarrämtern einnisten. Und würde da nicht die Herde dem Hirten willig folgen und somit das Ende aller Dinge gekommen sein?

Ganz und gar Unrecht haben diese Aengstlinge nicht. In Wahrheit wird es das bleibende Verdienst der Naumannianer sein, daß sie sociales Verständnis und damit sociale Kritik in weitere Kreise der Gebildeten tragen, daß sie Köpfe werben für die, welche — hinter ihnen stehen. Für ihre historische Wertschätzung freilich bleibt es gleich, ob ihr Urmelacult aus Ueberzeugung oder Tactik stammt, ob sie der Weg vom Höken zum Gottesdienst führt oder nicht. Der Makel bleibt auf ihnen haften, daß auch sie nicht im stande waren, dem reinen Christentum zu dienen.



IV.

Nationalsociale Grundirrtümer.*)

(1897.)

Charakterköpfe von der scharfen Prägung eines *Naumann* sind nicht allzu häufig in unserem politischen Leben. Herr *Naumann* wäre schon aus diesem Grunde allein eine höchst erfreuliche Bereicherung unserer parlamentarischen Körperschaften. Wäre dieses herrliche deutsche Reich nicht ein solcher zum Ersticken enger Bureaukratenstaat, so hätte sich die Regierung längst diese feste Energie und starke geistige Kraft zu gewinnen versucht; denn Regierungen bedürfen der geschickten Menschenfänger, die jedenfalls dauerhaftere Wirkungen ihnen sichern als brutale Handhabung der Gewalt, die Knebelung des freien Wortes und Polizei- und Gerichtschikanen. So wie die Verhältnisse bei uns liegen, macht man den Mann zum Märtyrer und ihn, den sein ganzes Wesen zu praktischem Thun und zur Eroberung der Macht drängt, zum — Rebellen. Er revolutioniert die Gebildeten, während er an anderer Stelle mit mehr Erfolg als irgend ein anderer die Massenbändigung betreiben könnte.

Aber der Mann ist auch für den reinen Psychologen ein interessantes Problem. Ein überraschend klarer Blick im Einzelnen, eine Virtuosität im Geistreichen und Packenden, ein nie versagendes diplomatisches Geschick, ein sehr bemerkenswertes Kinderglück in anregenden Einfällen, die fast wie Ideen schimmern, eine erstaunliche Kunst im Umgang mit politisch mutierenden Menschen gefellt sich zu einer fast unglaublich widerspruchsvollen Wirrnis der Grundprincipien und einer Inconsequenz, die sich nur dürftig hinter blendenden Bildern und Gleichnissen zu verstecken vermag. Ist diesem geräumigen, kantigen Schädel wirklich die Gabe principieller Einheitlichkeit versagt? Vermag es diese Intelligenz zu ertragen, daß sie das Unvereinbare nebeneinander hegt? Oder haben wir es mit einem zweckfickeren

*) Anlässlich eines im Februar 1897 zu Marburg gehaltenen Vortrages des Pfarrers *Naumann*.

Taktiker zu thun, der genau weiß, mit welchen Mitteln die verriegelten Hirne der Widerstrebenden am sichersten zu erschließen seien? Fast möchten wir die letzte Annahme für die günstigste halten, wenn die Methode nur nicht schließlich darauf hinauslaufen würde, die geistige Erschlaffung, die unter der opportunistischen Libertinage unfähig zu strenger Gedankenbildung geworden ist, zu fördern statt zu heilen!

In der letzten großen Marburger Naumann-Versammlung hat Herr Naumann unter großem Beifall diese Verschmelzung des schlechterdings Widerstrebenden in seinen allgemeinen Erörterungen vorgenommen. Die Debatte, die sich an den Vortrag anknüpfte, stand nicht auf der Höhe, sie verflachte bald und verebbte in allerlei Abwässerchen.

Dergestalt blieb Herr Naumann Sieger, gerade wo er am schwächsten war, und der merkwürdige Romantiker auf dem Thron des Socialismus fand für seine in grellen Contrasten zuckenden Nhapsodien nicht den nüchternen Kritiker, dessen sie bedurften.

Was die Debatte versäumte, wollen wir nachholen, indem wir die Grundanschauungen des „Systems“ Naumann einer Kritik unterziehen. Es handelt sich vornehmlich um die Verbindung von staatsnationaler Weltmachtspolitik und socialer Classenkampfpolitik, die Herr Naumann auf einander häuft nach der fragwürdigen gastronomischen Legit: Ein saurer Hering schmeckt gut, Schlagfahne schmeckt auch gut — wie außerordentlich gut muß da erst saurer Hering mit Schlagfahne schmecken! So genießt Herr Naumann — er selbst behauptet mit großem, aufrichtigem Appetit — Karl Marx mit Karl Peters, wie er auch in einer Art modernem Heliandstil die Gestalt Christi mit eherner Rüstung wappnet, und aus dem idyllischen Stall, der seine Wiege barg, ein Artilleriedepot in naiver Anpassung gestaltet.

Es gilt Bilder und Gesichte an denkender Erfahrung systematisch zu messen.

Falsche sorglose Analogieen sind die gefährlichsten Spielereien für das Denken, sie treiben es in Zwangsvorstellungen, in denen alle intellektuelle Gesundheit zu Grunde gehen muß. Es wäre besser, nichts von der Geschichte zu wissen, als irrige Lehren aus ihr zu

ziehen. Die kranke Romantik, die in der Vergangenheit ihre tiefsten Eingebungen sucht, ist durch solche Pseudohistorik entstanden.

Auf einer falschen Analogie ruht auch Naumanns taktischer Grundgedanke. Er ist geblendet von der nationalliberalen Vergangenheit. Wie es den Nationalliberalen, nicht den Radikalen, gelang; unter Bismarcks und eines blutig berauschten Krieges Beihilfe, die deutsche Reichseinheit zustande zu bringen, so meint er, müsse es auch einer compromisselnden Mittelpartei gelingen, die socialen Tagesaufgaben ihrer Lösung näher zu führen. Naumann will die Geschäfte der bankerotten nationalliberalen Firma weiterführen, indem er sociales Capital hineinsteckt.

Niemand wird leugnen, daß in der That die deutsche Reichseinheit unter nationalliberalem Zeichen entstanden ist. Das aber ist gerade unser Unglück. Das deutsche Reich ist eine Compromißgeburt, und das deutsche Volk ist, wie es den richtigen Augenblick seiner Einigung 1815 verpaßte, anscheinend auch für immer um seine Aera des bürgerlichen Liberalismus betrogen worden. Das Unbehagen auch in rein politischer Beziehung, der ganze antiliberaler, reactionäre, mit allerlei feudalistischen Rückständigkeiten erfüllte Geist stammt aus jenem nationalliberalen Ursprung. Es ist schon an sich wenig verlockend, jene Methode nochmals zu wiederholen, abgesehen davon, daß ihre Anwendung in der socialen Transponierung überhaupt unmöglich ist.

Was hatte der Nationalliberalismus zu überwinden, um die Einigung des deutschen Volkes zu ermöglichen? Im Grunde nur die widerstrebenden dynastischen Interessen. Der Nationalliberalismus pactierte mit dem stärksten dynastischen Interessenten gegen die schwächeren Rivalen, so erreichte er schließlich, was der Demokratismus nicht vermochte, weil er gegen alle dynastischen Interessenten arbeitete. Der Nationalliberalismus siegte durch diese Capitulation. Das Bürgertum opferte seinen politischen Radicalismus, um die für das materielle Ausblühen der deutschen Bourgeoisie notwendige Einheit zu erringen. Es war schließlich kein Kunststück mehr, sobald der dynastische Widerstand überwunden war, es war der Kampf um eine formale Unterschrift.

In anderen Ländern ist die nationale Einigung auf andere und vollkommene Weise errungen worden, die zufällige, man möchte sagen, unlogische und willkürliche Art der deutschen Einheitsevollendung spiegelt keineswegs ein großes historisches Gesetz wieder. Es ist keine geschichtliche Notwendigkeit, daß die politischen Aufgaben nur nationalliberal gelöst werden können. Im Gegenteil. Jedenfalls ist die alte nationale Aufgabe mit den modernen sozialen Problemen nicht zu vergleichen. Hier handelt es sich nicht um die formale Vollziehung eines staatsrechtlichen Actes, sondern um die Organisation eines wirtschaftlichen Chaos, um eine Welterschöpfung, nicht nur um Statuten für eine bereits im Wesentlichen bestehende Organisation. Nicht ein verhältnismäßig kleines nationales Problem ist zu lösen, sondern eine Frage, die für alle auf der Höhe der modernen Wirtschaft stehenden Culturvölker auf gleiche Weise gilt. Welche unmögliche Vorstellung, eine solche Frage nach nationalliberalem Recept mit den netten Künsten des Vorzimmers, des Pactierens mit den Mächtigen, des Compromisses, des juste milieu zu bewältigen! Nicht einmal die Entfesselung eines patriotischen Kriegesfuror würde zum Ziele führen. Der Nationalliberalismus ist gewesen, er ist tot — und auf seinem Grabmal stehen zwar seine Orden vermerkt aber nicht seine Verdienste. Seine Methode ist so compromittiert, daß ihr Scheinerfolg niemanden mehr verführen sollte.

Gewiß, hätte der Nationalliberalismus noch einige Aufgaben zu lösen: die nationale Einigung im großdeutschen Sinn, und den liberalen Ausbau der Verfassung nach englischem Vorbild. Das wären seine natürlichen Aufgaben. Die Transfusion, durch die Naumann aber des Nationalliberalismus Greifschwäche heilen möchte, muß tödlich wirken. Denn Naumann sieht die nationale Aufgabe seiner Bennigsen-Nachfolger-Partei in einer deutschen Welt-politik, und die innerpolitische in einer strammen Socialreform.

Naumann ist national. Was versteht er unter diesem Begriff?

Ein erhebliches Verdienst Naumanns ist es, daß er über das wirkliche Wesen der Socialdemokratie in Kreisen Aufklärung zu verbreiten bemüht ist, die noch an das einfältige Märchen glauben, das sei eine Rotte von Menschen, die eine Lösung der sozialen Frage

in einer hübsch gleichmäßigen Verteilung des Geldes sehen. Daß diese Erfindung dummpfiffiger Gegner der Socialdemokraten auch von sogenannten Gebildeten noch für bare Münze genommen wird, sollte man zwar nicht für möglich halten, ist aber gleichwohl That-
sache. Naumann hat nun richtig erkannt, daß man auf die Dauer nicht Gegner bekämpfen kann, indem man gegen e r f u n d e n e Programme loschlägt. Schließlich merkt auch der Beschränkteste, daß das, was er in seinem Blättchen so oft gelesen, erlogen sein müsse: es könne vernünftigerweise nicht angenommen werden, daß Millionen aus-
gewachsener, denkender Menschen sich für jene Tollhausidee der Teilerei begeistern. Ist der Philister einmal erst mißtrauisch ge-
worden, so beschäftigt er sich am Ende ernsthaft mit dem socialistischen Programm, dem er nunmehr leicht sich ergiebt, nachdem er das Ver-
trauen zu seinen bisherigen Autoritäten gründlich verloren. Wenn die Gutgesinnten, so folgert er, nur mit Verleumdungen den Gegner bekämpfen zu können glauben, so muß dieser wohl den Inbegriff des Wahren und Unüberwindlichen besitzen. Naumann schlägt also mit Recht einen anderen Weg der Bekämpfung ein. Er will die Irrtümer der wirklichen socialistischen Lehre erweisen, und den Haupt-
irrtum und die Hauptschwäche glaubt er in dem antinationalen Charakter entdeckt zu haben.

Naumann will beobachtet haben, daß in der Socialdemokratie selbst hinsichtlich der nationalen Frage verschiedene Strömungen neben-
einander herlaufen, und er billigt ihr sogar einen mehr national gesinnten rechten Flügel zu. Was er aber hier für verschiedene Anschauungen innerhalb der Socialdemokratie hält, ist in Wahrheit das Schillern des Nationalbegriffs bei Naumann selbst. Der Beob-
achter wechselt den Standpunct, nicht aber verändert sich das Object. In Naumanns Bewußtsein kreuzen sich verschiedene Auffassungen des Nationalen, und je nachdem die eine oder die andere in Kraft tritt, findet oder vermißt er in der Socialdemokratie die nationale Gesinnung, während, bei einheitlicher Begriffsstellung, auch die gleiche einheitliche nationale Anschauung jener Partei zuerkannt werden muß.

Was versteht die Socialdemokratie und was versteht Naumann unter berechtigtem Nationalismus?

Die nationale Gesinnung, die nach Naumann dem „rechten Flügel“ der Socialdemokratie eigentümlich ist, besteht in etwas sehr Einfachem und gehört gewiß zum Inventar sämtlicher „Flügel“ der Partei. Wir nennen diese Anschauung den natürlichen Nationalismus. Das ist das Recht und die Pflicht der nationalen Selbstbestimmung, der Erhaltung der Kulturgüter der am deutlichsten durch die Sprache zusammen gehaltenen Stammeinheiten. Wie solcher Nationalismus der eigenen Nation das Recht auf sich selbst einräumt und deshalb in der Wehrhaftmachung des gesamten Volkes den notwendigen Schutz gegen fremde Gelüste erblickt — Volksheer, nicht Militarismus, Castenheer fordert dieser Nationalismus — so räumt er auch den anderen Nationen das Recht der Selbstbestimmung ein. Deshalb erklärt er jede nationale Unterdrückung für einen Hohn auf echte nationale Gesinnung. Darum bleibt aber dieser Nationalismus keineswegs auf träge, passive Verteidigung beschränkt. Seine Sehnsucht ist, mit den Kulturgedanken des eigenen Volkes die Welt zu erfüllen und in friedlichem Wettbewerb zu erobern, daneben streben seine Arbeitserzeugnisse auf dem Weltmarkt, deren siegreiche „Kleinkalibrige“ Waffen Güte und Wohlfeilheit heißen.

Der so bestimmte Nationalismus hat einmal nichts zu thun mit dem läppischen Nationalismus, der sich in den Ruhmesthaten glorreicher Vergangenheit räkelnd sonnt und jeder anderen Nation ein paar verachtungsvolle Unehrentitel anhängt, nichts mit der nationalen Unterdrückungssucht, die mit der Kanone sich die Plätze auf der bewohnten Erde herauschießt, aber auch nichts mit dem Staatsnationalismus, der an sich verschiedene Nationen zu einem einheitlichen staatsrechtlichen Organismus zusammenschließt. Das Deutsche Reich bedeutet in diesem letzteren Sinne eine Nation, während es in dem natürlichen Begriff des Nationalen mit seinen Polen, Dänen, Franzosen usw. keine nationale Einheit darstellen würde. Gesellt sich der Staatsnationalismus mit jenem natürlichen Nationalismus, so wird auch der radicalste Flügel der Socialdemokratie nichts gegen eine derartige Nationalgesinnung einzuwenden haben, die sich mit der Internationalität nicht nur verträgt, sondern sie als notwendige Ergänzung und Erweiterung fordert.

Naumanns Nationalismus jedoch ist nur ein Gemisch von allen vier, zum Mindesten aber der ersten, dritten und vierten Art des Nationalbewußtseins. Schon daß er das natürliche Stammesgefühl ohne weiteres mit dem secundären Staatsnationalismus gleich setzt, ist bedenklich. Daß aber sein Nationalismus auf Unterdrückung und Vergewaltigung hinausläuft, wenn auch nicht gegenüber den Minderheitsnationen innerhalb der Reichsgrenzen, so doch gegenüber den Völkern außerhalb, führt zu dem Fundamentalirrtum dieser politischen Secte. Der Naumannsche Nationalismus enthält in seiner wirren Zusammenstückelung kaum mehr etwas von seinem ursprünglichen natürlichen Begriff, er ist vielmehr die abstracte Bejahung des in die Offensive gerückten Deutschen Reichs. Ein wild gewordener dürrer staatsrechtlicher Begriff — das ist Naumanns Nationalbewußtsein, wie sehr er auch versucht, durch Stammesgefühlsliryk über sein wahres Wesen zu täuschen. Naumann treibt die Politik des greater Germany, der Name „Deutsch“ ist aber nur Zierat, der Dr. Sigl würde vom größeren Preußen, wenn nicht gar vom größeren Kassubien reden. Mit dem wirklichen Nationalgefühl hat jedenfalls solche Politik nichts mehr zu thun. Eine politisch-wirtschaftliche Organisation will um die Erweiterung ihrer Macht kämpfen, indem sie die nationale Selbständigkeit anderer Völker nötigenfalls gewaltsam zu unterdrücken versucht. Diese Politik ist antinational in dem Ursinn des Begriffs. Man scheidet also füglich das Wort „national“ ganz aus und stelle fest, daß Naumann, wenn nicht als Daseinszweck so doch als Notwendigkeit den Kampf der Staatsmacht um die Herrschaft der Erde proclamiert — auf Kosten des Nationalen. Militarismus und Marinismus erweisen sich damit als unumgängliche Lebensbedingungen der Mächte, der innerhalb des Deutschen Reiches lebende Kaufmann wünscht zur Sicherung seines Exporthandels möglichst zahlreiche Kriegsschiffe und der außerhalb der Grenzen lebende Reichsangehörige erst recht. Von dem gleichen Wunsch sind natürlich die Händler aller anderen Mächte beseelt, und schließlich prallen die Staaten in Africa aneinander, um Reserverplätze — wenigstens in der Phantasie — für ihre Angehörigen zu behaupten. Der Kampf entscheidet, in dem zwar nicht der Stärkste aber

das raffinierteste Mordinstrument Sieger sein wird. Denn das Gesetz der natürlichen Auslese erscheint in der modernen Staatenbalgerei zur Frage verzerrt als die unnatürliche Auslese durch Pulver und Blei.

Aus zweierlei Motiven tritt Naumann für diese Kleinkalibrige Politik ein, einmal aus romantischen Weltmachtsträumereien, sodann aus wirtschaftlichen Erwägungen.

Romantik ist der Weltmachtswahn genau so wie die Phantasieen eines Novalis am Anfang des Jahrhunderts über die Wiederherstellung der deutschen Mittelalter-Herrlichkeit. Man will Tote auferstehen lassen, man glaubt die Geister von Verstorbenen citieren zu können. Weltmächte, die ausbeutende und vergewaltigende Suprematie eines Stammes, einer Dynastie über zahllose heterogene Nationen, charakterisieren Altertum und Mittelalter. Die Neuzeit wird gerade bezeichnet durch die Ueberwindung der brutalen Weltmachtspolitik durch das Absterben der colonialen Herrlichkeit. Wir stehen am Ende nicht am Anfang der Colonialpolitik. Cuba ist solch ein colonialer Todeskampf. Die Neuzeit drängt zu frei nebeneinander stehenden individualisierten Völkern, die sich zu Culturgemeinschaften zusammenschließen, um sich gegen tiefer stehende Völker zu schützen. Die Beseitigung der Völker-Slaverei ist ebenso im Willen der Neuzeit wie die Abschaffung der Einzelclaverei. Wer den Sinn unserer Zeit erfaßt hat, der arbeitet auf eine Culturgemeinschaft hin, welche zum Mindesten die europäischen Staaten, mit Ausnahme Rußlands, und America gesellt. Gerade weil die modernen Colonisationsversuche dem Geist unserer Zeit widersprechen, versagen sie so kläglich und saugen das Blut ihres Erzeugers.

Nun blicken alle unsere Weltmachtromantiker auf England, das gewaltige England. An dieser Weltmacht haben sie sich sämtlich versehen, und ihre Hirnsproßlinge zeigen übereinstimmend englische Muttermale. Aber gerade in England haben Politiker, die mit unseren Nationalsocialen manche Aehnlichkeit haben, die beispielsweise Agrarsocialisten sind, sich gründlich von dem gleißenden Weltmachtswesen abgewendet. In einem Aufsatz, den jüngst Karl Peters veröffentlicht hat, findet sich in einem Kehrichtkasten voll Gedanken-

gerümpel eine geschickte Idee. Da Karl, der Pionier, in einer Fußnote sich auf die Anregungen seines „Freundes“ Gerlich beruft, vermuten wir, daß gerade dieser Lichtgedanke zu den Anregungen gehört. Peters oder Gerlich führen nämlich aus, daß es falsch sei, zu sagen, England habe sich aus einem Agrarstaat in einen Industriestaat verwandelt. Es habe bereits eine dritte Staffel erklimmt: den reinen Capitalistenstaat. England ist nur noch der große Geldhändler und Zinsnehmer.*) Das aber heißt nichts anderes, als daß England in dem Augenblick ein Nichts ist, in dem die Schwindelherrlichkeit des Capitalismus zusammenstürzt. Eine Hand voll Leute thront auf ihren entwerteten Geldstücken, und die ausgepowerten Massen versuchen in krampfhafter Hast den Ackerbau und die Industrie wieder zu beginnen, die beiden werteschaffenden materiellen Arbeitsformen der Menschheit. In England hat man in socialistischen Kreisen bereits scharf das Unheil erkannt, das in der Vernichtung der Landwirtschaft durch die industrielle Exportpolitik liegt. Man predigt laut genug die Rückkehr zum Agrarstaat. Aber vielleicht zeigt sich in den leidenschaftlichen Klagen über die Concurrenz des made in Germany schon auch das keimende Bewußtsein dafür, daß die capitalistische Weltmachtspolitik auch die Industrie bereits zu verwüsten beginnt. Jedenfalls ist, abgesehen davon, daß romantisierende Nachahmungen in der Geschichte überhaupt verpönt sind, England in Hinsicht der Weltpolitik kein lockendes Vorbild. Ihm wandelt sich alles in Gold, das scheint heute herrlich, bald aber wird es hungern.

Das zweite Motiv der Naumannschen greater Germany-Politik gebärdet sich realistisch-nüchtern: Deutschland braucht Colonieen, um die überschüssige Bevölkerung unterzubringen. Das Gespenst der Uebersättigung! Leuchten wir dem Spuk mit einem kleinen Sturmstreichhölzchen ins Knochengesicht!

*) Die englische Staatsschuld beträgt gegenwärtig 13 139 978 820 Mark, also mehr als 13 Milliarden. Von dieser Staatsschuld wurden 12 Milliarden binnen 24 Jahren (von 1796 bis 1820) contrahiert. Daß das kleine England allein diese Riesensummen zu verzinsen vermag, beweist allerdings, daß England nichts ist als ein gewaltiger Capitalist, der so viel Zinsen bezieht, daß er auch seine eigenen Zinsen bezahlen kann.

Für Naumann ist die expansive, colonisierende Nationalpolitik nicht nur ein schönes Ideal, sondern eine harte Notwendigkeit. So wenigstens sucht er sein neues Gewissen gegenüber den noch immer in ihm herrschenden Instincten seiner nationalliberalen oder gar conservativen Rassenabstammung zu rechtfertigen. Deutschland, so argumentiert er in der bekannten Weise, nimmt jährlich an Bevölkerungszahl zu, in so und so viel Jahren wird das Reich statt 50 100 Millionen zählen, die wir nicht mehr ernähren können. Deshalb brauchen wir das größere Deutschland, in das die überschüssige Volkskraft abfließen kann, und das wir natürlich mit Heer und Flotte erobern und erhalten müssen.

Wir kennen alle das Lied von der Ueberschüttungsgefahr, die in dem Malthusianismus ihren crassesten Ausdruck gefunden hat. Nur sollte die längst überwundene Jrrlehre, die schlimmer als der finsterste Aberglaube gewirkt hat, nicht noch als Fundamentalprincip einer neugebildeten Partei verwendet werden dürfen.

Kaum eine andere Lehrmeinung ist so leichtsinnig und beweislos in die Welt gesandt worden, und selbst der anarchistische Wahnsinn ist nicht so verderblich wie dieser Malthusianismus. Mit ihm vertheidigt man die unsittlichsten Mittel der Rassenverschlechterung, das Fortwuchern socialer Organisationsgebreden, den Krieg und vielleicht auch — es wäre die einfache Consequenz — die Cholera und die Beulenpest. Und doch ist kaum eine andere Lehre von den Thatfachen so unzweifelhaft Eügen gestraft worden, wie die über die drohende Ueberschüttung.

Es ist schon grenzenlos frivol, daß man von der Ueberschüttung redet, ohne jemals zu verraten, wo eigentlich der Begriff Ueberschüttung beginnt. Ueber die behauptende Phrase kommt man nie hinaus. Von einer Ueberschüttung der Erde darf man doch wohl erst reden, wenn es thatsächlich an Raum zum Wohnen, an Nahrungsmitteln und Industrieproducten fehlt. Was den Raum anbelangt, so werden für die nächsten Jahrtausende die Menschen auch bei einer Kaninchenfruchtbarkeit noch recht bequem unterzubringen sein: die paar Lebewesen, die heute die Menschheit der Erde bilden, finden

ja, auf einem Quadrat über der Linie Marburg-Gießen nebeneinander-
gestellt, reichlich Platz. Und was die Production anbetrifft, so ist
es eine hübsche Satire, daß hundert Jahre nach Malthus' Essay
on the principles of population der Popanz der U e b e r p r o d u c t i o n ,
d. h. des Nichtverbrauchs der erzeugten Güter durch die Menschheit,
schreckhaft umgeht. Wir haben — anscheinend! — zuviel Getreide,
zuviel Industriewaren. Die allzu billigen Getreidepreise bilden einen
Hauptfactor in der Politik aller Länder, und der allzu üppigen indu-
striellen Zeugungskraft sucht man durch Productionseinschränkungen
in ihren preisdrückenden Wirkungen zu begegnen. Dieser W a r e n -
malthusianismus ist der vernichtende Gegenbeweis wider den M e n -
s c h e n m a l t h u s i a n i s m u s .

Aber nicht nur für die Erde in ihrer Gesamtheit sondern auch
für die Völker in ihrer nationalen Begrenzung ist die Frage der
Uebersättigung gar kein ernst zu nehmendes Problem, wenigstens
für die nächsten Jahrhunderte nicht. In der bisherigen Welt-
geschichte ist nie die Uebersättigung, sondern die Entvölkerung eine
drängende Lebensfrage gewesen. Rom in der alten und Frank-
reich in der neuen Geschichte zeigen diese Gefahr. Jede übergroße
Anpassung an die jeweiligen socialen Bedingungen nach Malthus'
Recept, das ja auch die persönliche Selbstsucht, Faulheit und Eitel-
keit besonders gern sich verschreiben läßt, ist mit den schwersten
Gefahren für die nationale Gesundheit verknüpft. Das ist eben das
Verhängnisvolle des Uebersättigungswahns, daß man lieber auf die
unnatürlichste Weise an der Volkskraft sündigt, statt die schädigenden
s o c i a l e n Bedingungen zu ändern. Wenn man heute liest, daß in
Frankreich 400 000 Frauen amtlich bekannt sind, die es dem Fort-
schritte der Chirurgie verdanken, daß sie u n f e h l b a r e Jüngerinnen
Malthus' sind, so ist diese grauenhafte Verwüstung die Wirkung
desselben Aberglaubens, der uns lehren will, in einer tollen aussichts-
losen Colonialpolitik kostspielig-wertlose Abzugskanäle für den an-
geblichen Bevölkerungsüberschuß anzulegen.

Wir wissen garnicht, wie der Zustand aussehen möchte, der
mit Recht Uebersättigung genannt werden könnte, weil es eben
nie ein Volk gegeben hat, das an solcher Hypertrophie gelitten hätte.

Wir vermögen auch für die Zukunft solchen Zustand uns nicht vorzustellen, weil unsere Entwicklung anscheinend in entgegengesetzter Richtung verläuft, derart, daß die Völker nicht verbrauchen, was ihnen Natur und Arbeit in verschwenderischer Fülle zur Verfügung stellt. Natürlich ist diese Ueberproductionslehre nicht minder falsch wie die Ueberbevölkerungslehre. Ein tiefer liegender wirtschaftlicher Organisations- und Constructionsfehler verschuldet vielmehr das, was oberflächliche Köpfe als Ueberbevölkerung oder im Widerspruch dazu als Ueberproduction empfinden.

Daß in der That die Ueberbevölkerung nichts zu thun hat mit den wirtschaftlichen Notständen, ist schon durch die eine Erwägung hinlänglich bewiesen, daß in den dünn bevölkerten Ländern, wie Rußland, Armut und Elend weit größer ist als etwa in dem „überbevölkerten“ Holland. In früheren Zeiten waren auch in dem viel dünner bevölkerten Deutschland Hungersnöde ein chronisches Uebel, während heute diese Epidemie unbekannt ist, obwohl wir angeblich bereits an einem Menschen-Ueberschuß leiden sollen. Sociale Uebel sind die Folgen mangelhafter, widersinniger nationaler und internationaler Wirtschaftsformen. Wir haben nicht zu viel Menschen, sondern eine unseren Productivkräften nicht angepasste wirtschaftliche Verfassung. Raum für alle hat die Erde, heute mehr denn je, nur reicher und unerschöpflicher werden stets ihre Gaben. Wir verstehen die Ueberfülle nur nicht fruchtbar zu machen für die kleine, störrische Menschenwelt. Trotz Prof. Sombart und Naumann haben wir heute keinen Kampf um die Futterplätze der Erde mehr nötig, und wer so denkt, ist im Nomadenzeitalter stecken geblieben. Der Kampf, wie er gepredigt wird, würde nur die reichen Futterplätze verwüsten. Es ist eine Culturgefahr schlimmster Art, wenn wir die natürlich-menschlichen Lebensbedingungen der Anpassung an unnatürliche Wirtschaftsbedingungen opfern. Wir würden die gleiche Thorheit begehen, wie Leute, die ihre Füße verkrüppeln lassen, weil einsichtslose Fabrikanten nun einmal Spitzenschuhe producirt haben. Die Schuhe haben sich nach unseren Füßen zu richten, nicht umgekehrt. Die socialen Bedingungen müssen wir nach den Bedürfnissen der Menschen umformen, nicht die Menschen jenen zu Liebe verzwerger.

Der Ueberdöpfungswahn schafft in Wahrheit die Entvölkungs- und physische Entartungsgefahr. Daß sich die Großhändlerpolitik, die mit Staatsmitteln ihren Profit zu steigern wünscht, auch auf jene längst überwundene Theorie beruft, um die schändliche Selbstsucht der ihren Interessen angepaßten Colonialpolitik „idealistisch“ zu verputzen, ist nicht wunderbar. Unverständlich bleibt es aber, wie radicale Socialpolitiker, zu denen doch Naumann gehören will, dieses Hegeneinmaleins des brutalsten, selbstsüchtigen Großcapitalismus in ihre Rechnungsweisen gläubig einführen. So sind die National-socialen eigentlich nicht als inconsequente Nationalliberale, die gegenüber diesen Leuten noch den Nachteil haben, daß sie deren ideologische Gaukeleien, an die jene selbst nicht im Mindesten glauben, für echte Wahrheiten nehmen.

Die Anschauungen Naumanns unterscheiden sich in Nichts von den üblichen, antiquierten liberalmanchesterlichen capitalistischen Marktmeinungen, die dadurch nicht besser werden, daß sie mit allerlei Mysticismen feudal-kerikaler Art aufgeputzt werden. Auf dieses ehrwürdig-wacklige Gebäude wird nun plötzlich unvermittelt die rote Fahne gehißt, die den entschiedensten Socialismus kündigt. Der Naumannsche Zickzackkurs im Denken erreicht damit die Grenze, wo der Schiffbruch unvermeidlich ist.

Naumann ist ein so radicaler Socialist, daß er selbst die Notwendigkeit des allen Gemütsocialisten verhaßten *Classenkampfs* anerkennt. Mit einem seiner kerksten Gedankensprünge hat Naumann eine Inconsequenz der socialdemokratischen Theorie darin zu ertappen gemeint, daß diese Partei zwar national den unerbittlichen Classenkampf proclamiert, im Verhältnis der Völker zu einander aber sich weichlich-verschwommenen Weltfriedensträumereien hingäbe, während folgerichtigerweise auch zwischen den Völkern freich-fröhlicher Kampf herrschen müsse. Wir wollen es nicht weiter aufmunen, daß der allerchristlichste Naumann hier dem manchesterlichen Kampfs-Dasein-Princip in seiner brutalsten Form ein wenig stark zu huldigen scheint. Für ihn ist, so sieht es aus, der Classenkampf Selbstzweck, während er für die Socialdemokratie nur ein Mittel zum Zweck ist, das gerade durch sich selbst überwunden werden soll.

Naumann hat sich eben noch nicht befreit von der liberalen „Kampfes“-Lyrik, ihn beräuscht noch das allgemeine Wort mit seinem germanischen Heldenklang und seinen Heilswirkungen der natürlichen Auslese, während alles darauf ankommt, zwischen Kampf und Kampf zu unterscheiden: Ein anderes ist es, durch das Kleinkalibrige, ein anderes durch die Hungerpeitsche, ein anderes durch die Idee zu kämpfen. Kampf an sich ist ein leeres Wort, die W a f f e schafft erst verschiedene Kampfbegriffe gegensätzlichster Art, die selbst miteinander unversöhnlich ringen.

Doch dies nur beiläufig. Die Hauptsache ist: Wie ist es möglich, daß ein so gescheiter Kopf wie Naumann den Nonsens wagt, zu behaupten, die folgerichtig notwendige Ergänzung des Classenkampfes sei der — nationale Völkerkampf. Naumann überflügelt mit dieser Meinung jenes Ideal des braven Achtundvierzigers, der eine Republik mit dem Großherzog an der Spitze wünschte. Naumann würde den Großherzog als die logische Consequenz der Republik bezeichnen, und einen Präsidenten für einen logischen Principbruch erklären. Es ist nicht unsere Sache, die Proclamation des Classenkampfes, zu dem sich Naumann bekennt, zu billigen oder zu mißbilligen, wir wollen nur die innere Zerfahrenheit der national-socialen Programmmittlerung darlegen. Naumann bekennt sich zum Classenkampf, indem er ihn — aufgibt.

Das Princip des Classenkampfes im socialdemokratischen Sinne bedeutet die Anschauung, daß es gegen die Uebermacht des ausbeutenden internationalen Capitals nur ein Mittel gebe, die internationale Organisation der Ausgebeuteten. Der Classenkampf von oben kann und soll überwunden werden durch den Classenkampf von unten. Sich zum Classenkampf zu bekennen, heißt demnach auch andere Kampfformen des Völkerebens abzulehnen. Confessionelle, nationale, rassenhafte Streitigkeiten sind nach socialdemokratischer Meinung nur Mittel der herrschenden Classen, sich in ihrer Macht zu behaupten und zu erhöhen. Classenkampf bedeutet also die Ausschließung gerade dieser Streitigkeiten, insonderheit die des Völkereampfes. Proletariat aller Länder vereinigt Euch! es giebt nur zwei Nationen in der Welt: die Reichen und die Armen — in diesen und anderen unzwei-

deutigen Formeln kennzeichnet sich das Wesen und die Tendenz des Classenkampfs. Die Socialdemokratie muß mithin aus dem Princip des Classenkampfes heraus zur Ablehnung der nationalen Kämpfe gelangen, die Naumann, der verirrte und verbogene Manchestermann, nicht missen will. Er findet das unlogisch — das ist traurig für ihn.

Naumann steht im Classenkampf auf der Seite der Schwachen, in Wirklichkeit thut er aber sein Möglichstes, um — immer in seiner Classenkampfschauung gesprochen — die Partei der Starken zu schützen. Wer das Princip des Classenkampfes vertritt und versteht, muß die Ansicht haben, daß die herrschenden Classen alle ihnen zur Verfügung stehenden Mittel aufwenden, um sich in ihrer Herrlichkeit zu erhalten. In der That ist niemals in der Weltgeschichte eine herrschende Classe mit solchen Schutz- und Wehrmitteln ausgestattet gewesen, wie die im Zeitalter des Capitalismus. Nicht nur die fast unüberwindliche immanente Kraft des Capitalismus steht den Herrschenden zur Seite, sondern auch die Staatsorganisation ist ihren Zwecken angepaßt. Was man früher kaum gewagt hätte, in düsteren Stunden politischer Verzagnis heimlich ganz leise zu sich selbst zu sagen, wird ja jetzt offen und so oft ausgesprochen, daß man sich bereits trotz des Grauenhaften an die Vorstellung zu gewöhnen beginnt: Das Heer ist gegen den inneren Feind bestimmt. Herr Naumann, der den Militarismus nicht ablehnt, scheint also im Classenkampf auf der Seite des — Capitals zu stehen.

Wir sehen davon ab, daß sociale Bemühungen um Individuen und nationale Schichten höchst gleichgiltig sind, wenn die Nationen in ihrer Gesamtheit den Launen des KleinKalibrigen ausgesetzt werden. Herr Naumann gleicht mit diesem — von Prof. Förster treffend so genannten — Kanonensocialismus jenem „frommen“ Mann in Tolstoy's „Macht der Finsternis“, der sein Kind noch schnell tauft, ehe er es unter einem Brette zerdrückt. Er sorgt für unser körperliches Heil und liefert dann den also gepflegten Organismus den Kanonen aus. Wozu erst die socialen Vorbereitungen, wenn wir dann national untergehen sollen; denn Naumann wird doch wohl nicht dem Fatalismus huldigen, als ob gerade Deutschland gegen die Launen des herrlichen Völkerkampfes gefeit sei.

Aber Naumanns „Nationalismus“ verträgt sich nicht nur nicht mit dem Classenkampf, er verträgt sich überhaupt nicht mit der bescheidensten socialen Reformthätigkeit. Er redet einer mit Heer und Flotte geschützten Colonial- und Exportpolitik das Wort, damit Deutschland im freien Wettbewerb die Völker überflügelt, wenn nicht gar niederzwingt. Gewiß, Deutsche im Auslande lassen sich wohl durch Kriegsschiffe schützen, deutsche Güter aber erobern nur die Welt, wenn sie neben der Gediegenheit sich durch Billigkeit auszeichnen, wenn also entweder der deutsche Fabrikant auf eigenen Gewinn verzichtet und um Gotteslohn die Herrlichkeit des deutschen Namens verbreitet, oder wenn er die Produktionskosten möglichst niedrig hält. Unnötig zu sagen, daß die erste Eventualität nur satirisch gemeint sei. Und nun denke man sich Herrn Naumann zu einem Industriellen kommen, um ihn für seine Ideen zu gewinnen. Es würde sich folgendes Zwiegespräch entspinnen:

Naumann: Wir vertreten die Politik der Macht nach außen.

Der Fabrikant (lebhaft): Ausgezeichnet.

Naumann (wärmer): Wir wollen, daß die deutsche Industrie die Welt erobere.

Der Fabrikant (entzückt): Bravo! Was nur der Stumm über Sie gefabelt hat . . .

Naumann: Wir fordern ein starkes Heer . . .

Der Fabrikant (berauscht): Edler Mann. Haben Sie Ihre Mitgliedsliste bei sich?

Naumann: Und eine größere Flotte . . .

Der Fabrikant (ihn umarmend): Ich werde lebenslängliches Mitglied Ihrer Partei

Naumann: Coalitionsfreiheit und Organisation der Arbeiter . . .

Der Fabrikant (stuhig): Waas?

Naumann: Höhere Löhne

Der Fabrikant (erregt): Waaaaas?

Naumann: Achtstundentag . . .

Der Fabrikant (mit einer wütenden Handbewegung): Aber mein Herr, zum Teufel mit Ihrer Partei, Sie wollen mich foppen!

Sie versprechen mir, daß ich auf dem Weltmarkt meine Erzeugnisse mehr wie bisher absetzen soll, und machen mich durch Ihre social-demokratischen Arbeiterforderungen concurrenzunfähig. Wie kann ich mit höheren Löhnen und dem Achtstundentag auf dem Weltmarkt concurrenzen

Wir wählen einen besonders höflichen Fabrikanten. Unhöflichere Leute würden den national-socialen Grundwiderspruch derber benennen.

Man wird selten in der Geschichte Parteibildnern begegnen, deren gute Absichten, Willensenergie, Geschicklichkeit und Tapferkeit man so herzlich anerkennen kann, und deren Principien man doch wegen ihrer gefährlichen Unklarheit und Inconsequenz so schroff ablehnen muß. Die politische Hygiene erfordert es gebieterisch, daß die Wirrnis unserer Zeit nicht durch solche Zwitterbildungen noch gesteigert werde.





Gen Plötzensee.

Vorbemerkung 1901: In der Neujahtsnummer 1897 der damaligen Wochenschrift „Kritik“ veröffentlichte ich unter meinem Pseudonym „Cat-Cwam“ eine phantastische Betrachtung über den Ertrag des Jahres 1896. Dieser Artikel, betitelt „Ein undiplomatischer Neujahtsempfang“ verfiel der Anklage der Majestätsbeleidigung und der Confiscation.

In einem höchst rigorosen Verfahren, mit Hilfe zahlreicher Hausfuchungen, Beschlagnahmen u. s. w. gelang es nach Wochen mich als den Verfasser zu ermitteln.

Ende April 1897 wurde ich wegen Majestätsbeleidigung zu neun Monaten Gefängnis verurteilt. Die schweren Mängel der Urteilsbegründung erkannte selbst der Reichsanwalt an. Dennoch wurde das Urteil rechtskräftig.

Vom 1. November 1897 bis 1. August 1898 saß ich — 500 Kilometer von meinem Wohnort Marburg — bei Hülfssträfen und „Reichsanzeiger“ in Plötzensee.

Ich verließ das Gefängnis, wie ich es betrat, in der unerschütterten Meinung, der ich auch heute noch bin, daß ich zu Unrecht auf Grund falscher Deutungen, unrichtiger Behauptungen und unmöglicher Constructionen verurteilt worden bin.

Die preiswürdigen Einrichtungen meines Vaterlandes verbieten mir den einzig-möglichen Beweis für meine Behauptung zu führen (durch Wieder-Abdruck des bestrafteu Artikels). Ich muß mich begnügen, ein paar Begleitaufsätze wieder zu veröffentlichen, die immerhin genügen dürften, das Justizverfahren zu kennzeichnen.

K. E.

Criminelle Majestätsverherrlichung.

(Januar 1897.)

Als wir am Dienstag, den 19. Januar 1897, die Zeitungen musterten, die uns die Berliner Post gebracht, hatten wir eine Erscheinung, die wir gern der vierten Dimension zur Last legen würden, wenn es unser Gerechtigkeitsgefühl gestattete, nach berühmtem Vorbild den großen Unbekannten als den Generalschuldigen zu denuncieren. Plötzlich war es uns, als ob wir unsere eigene Todesanzeige sähen, wiewohl wir nötigenfalls zu beschwören bereit waren, daß wir lebten, als ob wir eine Recension über ein Cat-Twamsches Werk läsen, das wir nie geschrieben, oder die Höchster Farbwerke ein aus dem Leichengift gewonnenes Sterblichkeitsheißserum rühmend ankündigten, das unserer Genialität sein Dasein verdankte, die doch nie mit einer dividendefähigen Sache je etwas zu thun gehabt hat. Aber die Erscheinung war bössartiger: Was wir in der Zeitung fanden, war die Bezeichnung eines Verbrechens, von dessen Verübung wir bis dahin nicht das mindeste Bewußtsein gehabt hatten. Es war doch recht hübsch von dieser Zeitung, daß sie uns von einer Handlung benachrichtigte, die wir begangen haben sollen; das nennt man gute Information! Anfangs gedachten wir, sofort den § 11 in Bewegung zu setzen, dann glaubten wir an einen Doppelgänger, und schließlich, abseits gleitend auf der Bahn des Uebersinnlichen und Uebergeistigen, wähten wir den anderen in unserem Organismus zu beherbergen, der Schurkenthaten grausam lächelnd begeht, während das bessere Ich ahnungslos als sorgsamer Familienvater und Staatsbürger sein bißchen ideale Culturpflicht zu erfüllen bemüht ist. Wir schauderten, schauderten, schauderten. Erst als uns unser Weib einen bereits geöffneten Brief überreichte mit der listigen Frage, ob so etwas zu den Scheidungsgründen gehöre, gelang es uns, unsere Identität festzustellen und aus der transcendenten Ohnmacht in das Leben der realen Möglichkeiten zurückzukehren: Es ist so, wie die Zeitung

meldete! O Tat-Twam, was schreibst Du diesen „undiplomatischen Neujahrsempfang“, der doch — der Staatsanwalt sagt's und die Polizei bestätigt's — nichts ist als Ein großes crimen laesae majestatis! So schuf Deine Feder Unheil, vier Stunden wütete die Hausfuchung, daß Briefe sich öffneten und Documente emporswirbelten, und 875 schmucke schuldlose Druckhefte wurden in düsteres Criminalverließ geschleppt! O Tat-Twam, o Tat-Twam!

Alle Schuld rächt sich auf Erden, da wir ja eine Staatsanwaltschaft und eine Polizei haben. Warum liefen wir es uns auch heikommen, in diesem herrlich geeinten deutschen Reich in Freiheit Träume zu spinnen und Märchen zu sinnen, Träume und Märchen, die völlig wider die Grundanschauung unserer Erkenntnis gerichtet sind. Da wissen wir ganz genau, daß der Einzelne, und wäre es der Stärkste, niemals im stande ist, die Executive der Weltgesetze zu beschleunigen, und trotzdem lockt uns die Sehnsucht in der ernstesten, erfüllten Stimmung zwischen den Jahren, unsere Trübsal über den schleichenden, stockenden Gang der Entwicklung in einem Augenblick der von den Sylvestergeistern entfesselten Phantasie vergessen zu machen und die am fernen Horizont erstarrte Erfüllung unsere Wünsche zu erlösen, in beglückende Nähe zu zaubern. So gestalten wir uns denn träumend einen Menschen, der mitten aus dem System heraus, dessen Ueberwindung wir erstreben, hervorstößt, um es selbst zu zerstören. Wir gefellen zur größten staatsrechtlichen Machtvollkommenheit die tiefste Einsicht, den edelsten Willen und die gewaltigste Kraft und heischen dann von diesem Märchenprinz unseres sehnenenden Geistes die Lösung der Wunderaufgabe, die Jahrhundertarbeit der schleppenden leuchtenden Entwicklung in einem heldenstrahlenden Tage frühlingstürmisch zu verrichten. Und diese über alles Menschenmaß und nüchterne Vernunft hinausfliegende Verherrlichung des erhabenen Einzelnen wird von der Staatsanwaltschaft nicht nur für eine Modellarbeit gehalten — uns würde dieser Vorwurf byzantinischen Geschmacks bitter kränken — sondern, um das Unbegreifliche zu gipfeln, als ein beleidigendes Pamphlet angeklagt, das man confiscieren und dessen Verfasser man unter allen Umständen um der

Erhaltung des Staates Willen ermitteln müsse. Wir machen uns den Vorwurf, daß wir einmal wider unsere bessere Einsicht in den Irrtum eines phantastischen Heroencultus verfallen sind, und die Staatsanwaltschaft destilliert aus derselben Handlung das Vergehen einer Majestätsbeleidigung — wie ist dieser Widerspruch zu lösen?

Wir gestehen, daß uns fast mehr die Begleiterscheinungen der neuesten Haupt- und Staatsaction interessieren als uns die verteidigende Erläuterung unseres Provincialbriefs über den un-diplomatischen Neujahrsempfang am Herzen liegt. Seit geraumer Zeit gehören wir zu den sentimentalen Lobrednern der guten alten Zeit der Censur, nicht aus einer überflüssigen Neigung zur Paradoxie, sondern aus sehr triftigen litterar-hygienischen Gründen. Der Censor hatte die Verantwortung dafür, daß nur das in die Oeffentlichkeit gelangte, was das herrschende System vertragen konnte. Der Publicist konnte schreiben, was er wollte, der Censor besorgte die Redaction, der Autor selbst brauchte sich nicht um die Nervenösen Reizbarkeit der Gewalthaber zu kümmern. Wichtige Köpfe trieben dabei einen lustigen Schmuggel und dupierten den censurierenden Beamten, der an der Grenze zwischen Erlaubt und Staatsgefährlich die Gedanken revidierte. Der Censor allein hatte sich um die oft unberechenbaren Launen und Grillen seiner jeweiligen Herrschaft zu kümmern und bisweilen hatte er wohl selbst Sympathien mit den festen Ideenpaschern und ließ die verdächtigste Ware passieren. Jedenfalls ist z. B. die litterarische Production am Ende des vorigen Jahrhunderts weit kühner, wahrhaftiger und radicaler als die heute aus dem Zuchthaus der Pressfreiheit kommende. Heute trägt der Schriftsteller selbst die Verantwortung, er muß sich bei jedem Satz ängstlich fragen, welchen Eindruck er wohl auf die herrschende Gewalt machen wird, und sofern er nicht die Neigung hat, sein Leben hinter Kerkgittern zu beschließen, muß er Autor und Censor in einer Person sein. Daß bei dieser Zweiseelen-natur seines Schaffens der freie Schwung gelähmt wird, daß eine ängstliche, unwahre und schwachmütige Production entstehen muß, ist klar. Der Temperamentstil verkümmert, und jene Todsünde wider den Geist der Publicistik, jenes meineidige — denn der

Schriftsteller sollte stets wie unter dem Eid seine Meinungen aussprechen — jenes meineidige Verdecken und Verschweigen der Gedanken tritt an die Stelle der freien Aussprache der Wahrheit in dem heißen Stil der in inneren Erlebnissen schwingenden und singenden Psyche. Der Unsittliche freilich findet leicht einen Ausweg. Er bedient sich der frivolen Maskerade unfassbarer Anspielungen und prostituiert sich zum kitzelnden Späsmacher der vulgären Lüsternheit. Die politische Frivolität ist ebenso ekelhaft wie die seguelle, und es sollte eigentlich nicht Aufgabe der herrschenden Gewalten sein, die doch ein bißchen auch die erziehenden Gewalten sein müßten, diesen Gemeintrieb zur Zote zu fördern.

Auf der anderen Seite erschläft der ewige Zwang, sein eigener Censor zu sein, wider die publicistische Gewissenspflichten nach den Launen und Tücken eines verhaßten Systems zu spielen, die Ueberzeugungskraft des Schriftstellers. Allmählich verlernt er es, peinlich die Weisungen seines Bewußtseins zu vollführen, und von dem vorsichtigen Aengstling zu dem verächtlichen Verleger- oder Polizeiföldling ist kein weiter Weg. Daß aber diese Entmannung der Publicistik am wenigsten gerade dem herrschenden System nützt, das sollte eine seit Jahrhunderten feststehende Erkenntnis sein. Man beseitigt die gefährlichen Untiefen nicht dadurch, daß man die roten Tonnen unter das Wasser zieht, man läuft vielmehr auf, wenn die warnenden Weiser entfernt werden. Selbst in der rohesten Heß- und Schimpffreiheit ist ein Staat gesicherter, als in der Zwangscastration des freien Gedankens. Wenn die Begierden und Ideale unter Tage heimlich arbeiten müssen, dann drohen die schlagenden Wetter und Grubenbrände.

Mit unserer gegenwärtigen Preßgesetzgebung wäre nur dann möglich zu existieren, wenn unsere Richter noch jenen liberalen Sinn hätten, der ihnen der Legende zufolge einst eigentümlich gewesen sein soll. Des Liberalismus Herz aber ist die Preßfreiheit. Heute haben die Richter im allgemeinen nichts mehr von solchem Liberalismus. Im Gegenteil. Wer in den Gerichtssälen sorgsame Beobachtungen anstellt, der wird längst die Erfahrung gemacht haben, daß kein schwerer Verbrecher von Staatsanwälten und zuweilen

auch von den Voritzenden so feindselig und verächtlich behandelt wird wie ein Pressfunder. Einem Raubmörder widmen sie vielleicht noch ein wenig menschliches Empfinden; hat man aber schon einen Staatsanwalt gesehen, der für einen angeklagten Publicisten nur ein winziges sympathisches Gefühlchen übrig gehabt hätte? Die umstürzlerische Schriftstellerei, das ist das Schlechte an sich. Wie viel tödliche Ehrverletzungen haben sich schon die Officiere des Geistes in öffentlichem Gerichtssaal gefallen lassen müssen! Die Ersten sind so glücklich die Letzten in der gesellschaftlichen Rangordnung geworden.

Wenn wir bis zum heutigen Tage unter dem anarchischen Zustande leben, daß kein Strafvollzugsgesetz der Willkür in der Behandlung von Häftlingen Schranken setzt, so liegt das Klärlich daran, daß man sich scheut, die schneidigste Waffe gegen politische „Verbrecher“ aus der Hand zu geben; denn natürlich würde ein Strafvollzugsgesetz nicht die Schamlosigkeit wagen, messerstechende Zuhälter mit „beleidigenden“ Redacturen auf eine Stufe zu stellen. Deshalb hat man keine Lust, aus der doch sonst so verhassten Anarchie herauszukommen. Im Reichstag wurden kürzlich einige Fälle von entwürdigender Behandlung inhaftierter Journalisten erwähnt und mit Recht auf sibirische Gepflogenheiten hingewiesen. Die Liste ließe sich beliebig bereichern. So wurde vor einigen Jahren ein Redacteur, der in der Untersuchungshaft sich ein Stückchen Wurst zustecken ließ, mit Handfesseln versehen, mit denselben Handfesseln, die kurz vorher ein Raubmörder, dem mehrere Dienstmädchen zum Opfer gefallen waren, getragen hatte, nur mit dem Unterschied, daß sie für den Herren Dienstmädchenmörder gepolstert waren. Als man den Staatsanwalt, der inzwischen eine bedeutende Carrière gemacht hat, wegen seiner Verfügung öffentlich angriff, klagte er natürlich wegen Beleidigung, weil das Verfahren vollständig gesetzlich war, und zu den Acten gab der Mann des Gesetzes die Erläuterung, daß dem Redacteur deshalb ungepolsterte, dem Raubmörder aber gepolsterte Handfesseln angelegt wären, weil des letzteren Handgelenke zu fein waren. Alles durchaus gesetzlich!

Weil man also von der Rechtspraxis gegenwärtig nichts zu erhoffen hat, darum ist es an der Zeit, endlich die Anomalien des

Pressegesetz zu tilgen. Am wichtigsten wäre die Beseitigung des verantwortlichen Redacteurs. Man hat im Presserecht den Behörden das Handwerk außerordentlich erleichtert. Während die Polizei nach Spitzbuben und Mördern mühselig und häufig vergeblich suchen muß, hat man liebenswürdigerweise bei den Pressevergehen den Thäter zur Verfügung gestellt. That und Thäter sind von vornherein bekannt, nicht die kleinste Ermittlung ist mehr notwendig, der Verbrecher, der verantwortliche Redacteur, hat schon vor der That seine Adresse bei der Polizei aufgegeben. Wenn es aber nun ständige Praxis wird, den verantwortlichen Redacteur als den fictiven Thäter zu betrachten und nach einem zweiten Thäter, dem Verfasser zu suchen, so daß Pressevergehen stets zu Collectivdelikten werden; wenn man ferner, obwohl der Thatbestand dank dem Pressegesetz von Haus aus klar und zweifellos ist, sich die überflüssige Mühe nicht verdrießen läßt, durch grobe Haussuchungen bis in die innersten Privatangelegenheiten der Redacteurs einzudringen, und mit den Daumenschrauben des Zeugniszwangs neben dem Thäter im pressegesetzlichen Sinne noch einen anderen, der nicht Thäter, sondern Verfasser ist, zu ermitteln, — so ist die Institution des verantwortlichen Redacteurs, durch die gerade solche schwierigen Bemühungen entbehrlich gemacht werden sollten, völlig überflüssig und schädlich. Will man nicht den Redacteur, sondern den Verfasser als wirklichen Thäter gelten lassen, so gönne man diesem die Wohlthat, die jeder schwere Verbrecher genießt, daß ihm seine That bewiesen werde, und lasse jenen ganz aus dem Spiel. Es ist eine das Rechtsbewußtsein auf das schwerste verletzende Auffassung, daß der verantwortliche Redacteur gleichsam nur als Stellvertreter gepöfert wird, weil man den eigentlichen Thäter nicht erwischen kann. Entweder gibt der Redacteur als der wirkliche Thäter oder er verschwinde überhaupt aus der Gesetzgebung. Alsdann werden auch Haussuchungen und Zeugniszwang legitime Mittel der criminellen Recherche sein, während sie jetzt wie mittelalterliche Barbarei wirken, da sie ja überflüssig sind, weil der Thäter von Anfang an feststeht.

Wie empörend wirkt heute insonderheit solche Haussuchung! Man dringt in der Abwesenheit eines Redacteurs in seine Wohnung

ein, erbricht die Schlösser, durchstöbert alles, die zartesten und individuellsten persönlichen Erinnerungszeichen werden brutal untersucht, nicht einmal der geschlossene Brief ist ihnen heilig, das sorgsamst gehütete Geheimnis wird hervorgezerrt, das feine psychische Leben, das in dem für-uns-allein-Sein der Gegenstände liegt, wird erbarmungslos vernichtet — und alles das, um etwas zu erfahren, das die Behörde gar nichts angehen sollte, weil das Preßgesetz ihr That und Thäter ohne jede Nachforschung zur Verfügung stellt. Denn welches Interesse kann es für sie haben, den Namen eines Schriftstellers zu erfahren, der sich nicht nennt, vielleicht aus dem nicht verächtlichen Grunde, weil er in der Stille zu schaffen wünscht, unberührt von dem Lärm einer zudringlichen Oeffentlichkeit, und dessen Ermittlung den gesetzlichen verantwortlichen Thäter nicht im mindesten entlasten würde! Der Schriftsteller, der für eine periodische Druckschrift arbeitet, lehnt nicht die Verantwortlichkeit ab, weil er feig und ängstlich ist, sondern weil ihn das Gesetz zwingt, die Verantwortlichkeit dem Redacteur zu cedieren. Die Selbsterhaltung des publicistischen Berufs nötigt dazu, zu verhindern, daß das Preßgesetz so gehandhabt werde, daß für eine Handlung zum mindesten zwei Opfer zur Strecke gebracht werden. Bereits haben wir ja erlebt, daß man auf dem Wege der Beihilfe-Construction die Zahl der Thäter ins Unermeßliche zu steigern sucht.

Man unterschätze auch nicht die Folgen, die ein derartiges gewaltsames Eindringen in den allerpersönlichsten Besitz von Staatswegen haben muß. Welche Achtung sollen wir vor der Unantastbarkeit des an sich gleichgiltigen gemünzten Eigentums haben, wenn es dem Staate gestattet ist, ohne genügenden Anlaß unseren intimsten und eigensten Besitz anzutasten. Ist der Schutz unserer Briefe nicht einmal einbruchssicher, nicht unser Heim geschützt vor allen Angriffen von außen, was liegt da an den schmutzigen Goldstücken, die als das gefährlichste Produktionsmittel unserer freien Verfügung entzogen werden sollen! Der Staat giebt ein schlechtes Beispiel hinsichtlich der Heilighaltung des Eigentums.

War insbesondere in unserem Falle ein Anlaß zu solch rigorosem Thun? Wir verstehen die meteorologischen Ursachen des

scharfen Windes, der gegenwärtig weht. Der große Spitzelproceß — einige Monate früher, und Herr v. Tausch hätte die Haus- suchung vorgenommen! — hat allzu sehr die Gemüther unserer Ordnungsmannen verletzt. Er richtete seine Schärfe gerade gegen die Elemente, die im Kampfe für Religion, Ordnung und Sitte voranmarschirten und sonst gewohnt waren, mit frohem Behagen die Stäupung der Anderen zu schauen. Was ist verständlicher, als daß man sich der ausgleichenden Gerechtigkeit bedient, um die Befränkten dadurch zu versöhnen, daß man wiederum unter ihren Gegnern Musterung hält und sichtet, wen man verschlinge. Aber hätte man nicht wenigstens in solcher löblichen Bethätigung der ausgleichenden Gerechtigkeit warten sollen, bis sich eine einigermaßen günstige Gelegenheit darböte? Wir halten zu unserm Bedauern die jetzige Gelegenheit nicht für günstig.

Man beschuldigt uns, daß wir in unserer Jahresrevue „Ein undiplomatischer Neujahrsempfang“ eine oder mehrere Majestäts- beleidigungen begangen haben. Nun wird auch eine zwölfstündige Haussuchung nicht eine einzige Nennung oder Andeutung des Kaisers in dem Artikel zu ermitteln vermögen. Es handelte sich mithin höchstens um die berüchtigte indirecte Majestätsbeleidigung. Oder mit anderen Worten, man schiebt uns die kränkende Absicht unter, daß wir selbst jene frivole Handlung begangen hätten, die wir so oft als unsittlich bekämpft haben, daß wir in mehr oder minder un- faßbaren Andeutungen unseren beleidigenden Wit an der Majestät des deutschen Kaisers zu üben versucht hätten. Warum hat man behördlich nur den einen Artikel der Beachtung gewürdigt und nicht auch die früheren? Im Zusammenhang hätte sich leicht der wahre Sinn auch des verdächtigen Briefes ergeben, und der staats- anwaltliche Mißgriff wäre unterblieben. Dann hätte man gesehen, wie sehr wir jene unzüchtige Stichelmanier verschmähen, deren man uns jetzt beschuldigt.

Wenn wir an Handlungen des deutschen Kaisers Kritik üben wollen, so thun wir dies direct ohne schützenden Gesichtskorb. Wir sagen unsere Meinung, wie es unsere Gewohnheit ist, ernst und aufrichtig. Wir leugnen auch nicht, daß, wenn wir uns mit der

Person des Kaisers beschäftigen würden, dies wohl stets in kritischer Weise geschehen würde. Fürstenlob ist wohl die compromittierteste Sache der Weltgeschichte. Gerade die unbedeutendsten und verächtlichsten Menschen auf Thronen haben die größten Bewunderer gefunden; denn sie bedurften natürlich am meisten der Bewunderung, und was der Mächtige wünscht, erlangt er leicht in Fülle. Schon deshalb sollten bedeutende Persönlichkeiten auf alles Huldigen und Byzantinern verzichten. Es ist die Gewohnheit der liberalen Schranken in Stadt- und anderen Parlamenten, am lautesten zu preisen, wenn in ihrem Busen auch nicht die leiseste Empfindung sich rührt. Gerade das schlechte Gewissen des unmonarchischen Gefühls veranlaßt die lautesten Gefühlsausbrüche. Das einzige gesunde Verhältnis zwischen Fürst und Volk besteht in der offenen kritischen Auseinandersetzung. Zum mindesten verrät es einen schlechten Geschmack, den durch die Geschichte prostituierten Monarchenpreis zu üben und zu — dulden.

Wir persönlich empfinden aber wenig Neigung zu solcher Kritik. Wir haften nicht an Persönlichkeiten, weil wir für Ideen streiten, und wir überlassen es gern den hochpolitischen Sprößlingen der Wilhelmine Buchholz, sich darüber aufzuregen, daß der deutsche Kaiser mit Herbert Bismarck nicht zusammenzutreffen wünscht, wie uns auch die Schwächen und Tugenden der Minister kalt lassen. Das Problem des Monarchismus selbst ist längst entschieden. Wir wissen, daß es mit den eigentlichen Lebensfragen der Gesellschaft nicht zusammenhängt. Deshalb hat der Radicalismus auch längst den Kampf gegen die Monarchie eingestellt. Seit der Revolution von 1866, wo unter dynastisch-feudal-bürgerlicher Führung alte Monarchien gestürzt wurden, bedroht niemand mehr die Kronen, am allerwenigsten der Radicalismus, der an der Geschichte gelernt hat, sich nicht für die Fürstenhege zu begeistern. Die Frage nach der besten Staatsform im äußerlichen Sinne fesselt nur noch die oberflächlichen Köpfe und politischen Kinder.

Höchstens wäre der mystische Monarchismus noch ein Problem, wenn nicht darüber vollständige Einmütigkeit herrschte. Auch der deutsche Kaiser weiß, so gut wie ein anderer modern gebildeter

Mensch, daß es einen unmöglichen Rückfall in das mythologische Zeitalter, eine Leugnung der seitherigen Geistesarbeit der Menschheit bedeuten würde, einen anderen als den staatsbürgerlichen Monarchismus anzuerkennen. Deshalb ist es auch in dieser Hinsicht nicht von nöten, sich in dem Prophetenmantel des Fürstenerziehers zu spreizen.

Dergestalt ist es von vornherein ausgeschlossen, daß wir das Vergehen begangen haben, dessen man uns beschuldigt. Wir haben den deutschen Kaiser nicht nur nicht genannt, sondern ihn auch nicht gemeint. Hätten wir ihn aber selbst gemeint, so würde unser Aufsatz keine Beleidigung, sondern eine ungewöhnlich schwärmerische Verherrlichung darstellen, denn wir hätten romantisierend den Monarchen mit jenen Wunderkräften ausgestattet, die ihm mythologische Kindgläubigkeit dereinst verlieh. Und, in der That von dem Vorwurf sprechen wir uns nicht frei, daß wir mit jenem neujährlichen Phantasiestück einen Ritt ins alte romantische Land unternahmen, das aber natürlich nicht das Berlin oder Potsdam der Gegenwart ist.

Zweierlei wollten wir in unserem Aufsatz verrichten: Einmal eine gedrängte Jahresrevue geben, und dann in scharfem Contrast das Ideal mit der Wirklichkeit zusammenprallen lassen. Zu diesem Zwecke schufen wir nach dem Vorbild jenes mythologischen Herrschers eine Traumgestalt, der wir die Zauberkraft verliehen, unserer ungeduligen Begehrlichkeit die rasche Erfüllung zu bringen, welche die träge Entwicklung uns versagt. Der Contrast wurde aus künstlerischer Absicht dadurch verschärft, daß wir den Menschheitsretter als einen plötzlich Bekehrten in dramatischer Wandlung darstellten. Es ist unvermeidlich, daß diese Phantasiegestalt deutsche Züge trägt; denn eine deutsche Jahreschau wollten wir ja geben. In dem Sinne der Phantasie, die auf eine Erlösung der Menschheit hindeuten will, ist es weder eine deutsche, noch sonst irgend eine national figurierte Figur, auch nicht ein Monarch nach modernem Bilde, sondern ein weltlicher Erlöser, der die größte staatsrechtliche, historisch überkommene Machtvollkommenheit mit der gewaltigsten Genialität des Geistes und der That vereint. Unser leidenschaft-

licher Idealismus schuf sich in dem erleuchteten Kritiker der Gegenwart einen Vollstrecker seiner Sehnsucht. Die lockende Versuchung, jenen blassen Schemen der Phantasie reicher und lebendiger zu gestalten, indem wir ihn mit Zügen aus dem heutigen Leben schmückten, haben wir mit Fleiß vermieden, um nicht mißverstanden zu werden. Es ist eigentlich auffällig, daß dieser Herrscher, der sich selbst überwunden und erhöht hat, nicht in der leisesten Andeutung auf den Monarchen hinweist, der uns am nächsten steht. Wir strebten eben darnach, richtig verstanden zu werden.

Unsere Schuld, die wir nicht leugnen, ist, daß wir in schwärmender Stimmung scheinbar einer Renaissance des übermenschlichen mystischen Monarchismus das Wort geredet haben. Bestehen wir, daß diese Anschauung einer lyrischen Augenblicks-Stimmung, nicht unserer Ueberzeugung entspricht. Strafbar aber im criminellen Begriff ist, so viel wir wissen, eine solche Verherrlichung der Majestät nicht.



II.

Herrn Schönes Triumph.*)

(Februar 1897.)

In den letzten Wochen habe ich den letzten Rest von Vertrauen zu der politischen Polizei eingebüßt. Sie hatte die Aufgabe zu lösen, den Verfasser allwöchentlich pseudonym erscheinender Artikel zu ermitteln.

*) Herr Schöne war der leitende Criminalcommissar in dem gegen mich arrangierten Verfahren.

Man sollte glauben, daß das nicht so schwer sei, um so weniger, als das Geheimnis, wer hinter dem Sanskrit-Namen steckte, von Seiten des Autors selbst wenig gehütet wurde. Trotzdem bedurfte die löbliche Polizei neun Hausfuchungen, um ihr Ziel zu erreichen, und sie hätte es wohl überhaupt nie erreicht, wenn ihr nicht der Zufall und eine gutmütige Unterstützung von mir aus zu Hilfe gekommen wäre. Einen Rat möchte ich wenigstens der Polizei für künftige Fälle geben: Wenn sie einmal eine Hausfuchung vornimmt, so fahnde sie niemals nach Manuscripten, sondern halte sich lieber gleich an die Geschäftsbücher, da ist eher etwas zu finden.

Als die Belästigungen der „Kritik“ nicht aufhörten, war ich mehr wie einmal geneigt, dem garstigen Spiel ein Ende zu machen und dem Herrn Commissar mich selbst zu denuncieren. Aber ich hatte keinen Anlaß, die Geschäfte der politischen Polizei zu besorgen, und jene principiellen Erwägungen, die ich in dem Provincialbrief über criminelle Majestätsverherrlichung darlegte, hielten mich davon zurück, meiner Neigung zu folgen. Daß ich bei dem ersten Verdacht, der auf mich fallen würde, sofort die Wahrheit gestehen würde, davon hatte ich den Herausgeber der „Kritik“ unmittelbar nach der Confiscation des schrecklichen Artikels verständigt, also noch bevor eine Handschriftprobe in die Hände der Polizei gefallen war. Ich hatte ja ein gutes Gewissen, und außerdem bin ich, wie es jeder publicistisch Thätige sein mußte, stets darauf gefaßt, daß mich in unserem ungesunden Klima einmal jene Berufskrankheit befällt, für die es nur eine Heilung in Plözenssee und ähnlichen staatlichen Curorten geben soll. Das sind Schicksalsschläge, die man nicht wünscht und nicht herbeiführt, die man aber mit fatalistischer Ruhe ertragen muß. Wir Publicisten hängen nicht von unserem Rechtsbewußtsein ab, sondern von dem der Richter.

So wartete ich geduldig des Tages, da auch ich eine Hausfuchung zu bestehen hätte. Man wird mir zugeben, daß ich Zeit genug gehabt hätte, mich auf das Ereignis würdig vorzubereiten. Sämtliche Briefe konnte ich vernichten oder verbergen, und ebenso wenig brauchte eine Zeile von meiner Hand auffindbar zu sein.

Im Gegentheil hätte ich listig an geeignetem Ort ein paar Handschriften placieren können, die nicht von mir stammten, aber so aussahen. Ich that nichts dergleichen. Ich ließ alles, wie es war. Ein zwingender Beweis, daß gerade ich den „Andiplomatischen Neujahrsempfang“ geschrieben hätte, war ja überhaupt nicht zu erbringen. Aber ich hatte gar nichts zu verhehlen, ich verschmähe jeden Winkelzug, wenn es sich um mich selbst und nicht etwa um die Deckung eines Anderen handelt.

Und der Tag kam! Es war, wie es sich zu solch heiliger Handlung geziemt, ein Sonntag. Ich war an demselben Tag auswärts und lauschte dem sechsten Beethovenschen Quartett aus op. 18, als der Polizeicommissar des Ortes in meiner Wohnung erschien. Der Mann besaß das natürliche Feingefühl, das es als peinliches Geschäft empfinden läßt, in dem Privatbesitz anständiger Menschen zu wühlen. Als ich dann heimkehrte, machte ich dem Spectakel schnell ein Ende. Eine Handschriftprobe hatte er mit Unterstützung meiner Frau gefunden, auch sein Begehren nach einem Brief Dr. Wredes konnte ich erfüllen, indem ich glücklicherweise aus Hunderten ungeordneter Briefe einen erwischte. Außerdem erklärte ich, daß ich dem Untersuchungsrichter gegenüber zu jeder Auskunft bereit wäre. Mit diesem indirecten Geständnis glaubte ich fürs erste dem polizistischn Bedürfnis genügt zu haben. Die Procedur war damit beendet. Die Frage selbst, wie man auf meine Spur gekommen, hatte für mich kein erhebliches Interesse. Ich war froh, daß ich eine Gelegenheit hatte, den polizistischn Actionen ein Ende zu bereiten.

Für ein Persönchen aber war die Haussuchung ein großes Ereignis. Während der heiligen Handlung saß mein kleiner Bube unbeweglich zu Füßen des Beamten, freute sich über seinen schönen Kittel mit den blanken Knöpfen, spielte mit seinem Säbel und wahrte energisch die Rechte des abwesenden Vaters: „Du Onkel, Du darfst nicht kramen; Papa schimpft!“

Ich war der Meinung, daß die Action zu den fröhlichsten Erlebnissen seines kurzen Daseins gehörte. Wie entsetzte ich mich aber, als der Bube am nächsten Tage auf meine Frage, ob der Onkel wiederkommen solle, die entschiedene Antwort gab — er hatte in-

zwischen über den Fall weder etwas gesprochen noch gehört — „Nein, soll totgeschlagen werden!“ . . . Um der Götter willen, woher hatte das Kind diesen instinctiven Haß, er, der um eine tote Krähe bitterlich weint, und ihr Kuchen in den Schnabel steckt, damit sie wieder fliegen könne . . .

Es scheint, als ob die Tat-Twams nicht aussterben werden . . .



III.

Dolus eventualissimus.

(Mai 1897.)

Wegen Majestätsbeleidigung wurde am Dienstag gegen den Herausgeber der „Kritik“, Dr. Wrede, und den Verfasser eines Artikels der „Kritik“, betitelt „Ein undiplomatischer Neujahrsempfang“, den Schriftsteller Kurt Eisner in Marburg, verhandelt. Der Gerichtshof war der Ansicht, daß der betreffende Artikel den Zweck hatte, den Kaiser in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, und erkannte gegen Eisner auf 9 Monate Gefängnis, gegen Dr. Wrede auf 6 Monate Festungshaft.

(Zeitungsmeldung.)

Der deutsche Kaiser soll in einem Telegramm an seinen jüngeren Bruder die Reichstagsmehrheit, die der Regierung zwei geforderte Kreuzer nicht bewilligte, als „vaterlandslose Gesellen“ bezeichnet haben. Das Wort ist gewiß nicht glücklich gewählt, es ist aber verständlich; denn es entstammt jener Bismarckschen Anschauungs- und Agitationsphäre, in der jeder widerspenstige, den jeweiligen Machthaberwünschen nicht erbunterthänige Politiker als undeutsch oder reichsfeindlich bezeichnet wurde. Der deutsche Kaiser ist schließlich,

trotz aller persönlichen und vielleicht auch grundsätzlichen Gegnerschaft zu dem Napoleon des ostelbischen Junkertums, in der Luft jenes politischen Systems aufgewachsen, und es ist keineswegs verwunderlich, daß er die Merkmale der Schule zeigt, aus der er hervorgegangen ist. Hatte er früher nur die socialdemokratische Rotte als unwert des deutschen Namens gebrandmarkt, so kehrt er jetzt vollends zur Bismarckschen Praxis zurück, die der gesamten Opposition mit derartigen Charakteristiken zu begegnen suchte.

Es ist das Menschenrecht des Kaisers, seine Ueberzeugungen auszusprechen, und wenn er es in temperamentvoller Form thut, so können nur Leute daran Anstoß nehmen, die gewöhnt sind, im Gerichtssaal jedes wichtigere Wort mit hohen Geld- und Freiheitsstrafen zu belegen, oder die sich als modische Nestoriden berufen fühlen, die angeblich guten alten Traditionen des preußischen Royalismus zu wahren. Die ungeschminkten Meinungen des Kaisers kennen zu lernen, hat für jeden Politiker hohes Interesse, und es scheint, als ob es fast wichtiger ist, zu erfahren, wem wir die Uebermittlung jenes doch immerhin privatim geäußerten Urteils verdanken, als nach Wendungen zu suchen, mit denen sich die von dem Urteil Betroffenen höchst mannhaft wehren könnten, ohne doch die Gefahren des fünfundneunzigsten Paragraphen des Reichsstrafgesetzbuchs heraufzubeschwören. Wie alles in der Presse zum Elichierten und Stereotypischen hindrängt, so hat man auch für solch schwieriges Werk eine heitere Formel gefunden. Man stellt sich erstaunt, hält die Nachricht für unmöglich und erwartet eine Richtigstellung im „Reichsanzeiger“. In Wahrheit sind die guten Leute gar nicht erstaunt, sind im Gegenteil fest von der Richtigkeit überzeugt und wissen wohl auch zumeist, daß eine officiële Richtigstellung nicht erfolgen wird und nicht erfolgen kann. Sie haben aber das dringende Bedürfnis, den Fußangeln des Majestätsbeleidigungs-Paragraphen auszuweichen und bedenken dabei weder, daß es im Grunde doch recht unsittlich ist, die Offenherzigkeit des Kaisers mit einem derartigen Trugspiel verhüllter Meinungen zu beantworten, noch sehen sie, daß auch die Unterstellung der Unmöglichkeit eines kaiserlichen Wortes in dem Augenblicke eine Majestätsbeleidigung wird, in dem

es feststeht, daß der Kaiser es wirklich gesprochen hat; denn dieser geheuchelte Glaube an die Unmöglichkeit ist die schärfste Kritik, die denkbar ist, sofern man sich den Inbegriff dieses Urteils vergegenwärtigt. Die Presse, die doch ein: Weltmacht sein will, sollte den ernstesten Versuch wagen, aus dem Elend der Zweideutigkeit und Unwahrhaftigkeit herauszukommen. Wahrheit gegen Wahrheit, Offenheit gegen Offenheit! Wir dürfen dem Kaiser nicht verwehren, seine Persönlichkeit zu bethätigen und dem Nebelland der liberalen Verfassungsfiction zu entslichen, wir müssen andererseits auch für uns die völlige Freiheit der Kritik und Abwehr verlangen. Das ist die unvermeidliche Forderung der Sittlichkeit wie der gesunden Vernunft. Ist diese Freiheit gewonnen, das Strafgesetz angemessen geändert und der Richterstand in dem läuternden Feuer der öffentlichen Controle aus seinem Niedergang emporgehoben, dann wird nicht die Freiheit der Unflätigkeit und Zügellosigkeit beginnen, sondern vielmehr die klägliche Zeit des schmachenden Behagens am Persönlichen, der starken Wirkung frivol und lüstern figelnder Anspielungen enden. Heute wirken Nadelstiche tödlich, weil die Kerkerluft unserer Verhältnisse mit giftigen Eitererregern geschwängert ist. In der reinen Luft der Freiheit werden selbst schwere Verwundungen unschädlich, und wenn man sich erst wieder darauf besinnt, daß es nicht Aufgabe der Menschheit, des Volks, des Staats ist, Güter zu schützen, sondern Güter zu schaffen, dann wird man auch nicht mehr das schmutzige Handwerk treiben, immer und immer wieder den billigen Wit und den kleinlichen Zorn heuchlerisch verlarvt an dem Thun eines Einzelnen zu wehen, und man wird wieder eifriger ringen mit den schweren Ideeu und Idealen, die der Erkenntnis und dem Handeln als Aufgaben gesetzt sind. Die Kritik des Persönlich-Einzelnen, des Zufällig-Vergänglichlichen wird auf die Ausübung ihres Rechts im Wesentlichen thatsächlich verzichten, sobald es ihr grundsätzlich zugestanden ist

An demselben Tage, an dem die Blätter ihren Unglauben hinsichtlich der vaterlandslosen Gefellen feierlich beteuerten, meldeten sie aus Moabit, daß der Herausgeber der „Kritik“ zu sechs Monaten Festung und der Leitartikler dieser Wochenschrift zu neun Monaten

Gefängnis wegen Majestätsbeleidigung verurteilt wären. Obwohl schon aus dem kurzen Referat des Berichterstatters leicht zu erkennen war, daß allerlei Merkwürdiges in der unöfentlichen Verhandlung sich ereignet haben müsse, glossierten die Blätter der vaterlandslosen Gesellen dieses sicherlich höchst unwichtige Geschehnis mit keinem Wort, wie sie auch eine öffentliche Erklärung des Hauptangeklagten ignorierten, der offenbar bei ihnen hinreichend verdächtig war, die günstige Gelegenheit für eine ausgiebige Selbstreclame zu benutzen. In dem gleichen Augenblicke, in dem man selbst mit ängstlichen Mienen den § 95 umflatterte, ging man über ein Opfer dieses Paragraphen trotz der Seltsamkeit des Falles gleichgiltig zur Tagesordnung über. Die Gleichgiltigkeit der Tagespresse ist ein Grund mehr für mich, persönlich, so ungewöhnlich dies sein mag, den Kampf gegen ein Gerichtsurteil zu führen, das ich in jeder Hinsicht für falsch und bedenklich halte. Es ist ein offenes Geheimnis, daß heute niemand mehr unbedingtes Vertrauen zu unseren Richtern hat, und es ist nützlich, an einem eclatanten Beispiele zu zeigen, wie dringend die Notwendigkeit ist, im Wege der Gesetzgebung die Möglichkeit von Irrthümern zu vereiteln oder doch zu vermindern, denen leider unsere heutige Rechtspraxis nicht zu entgehen versteht. Daß ich selbst Verurteilter und Ankläger in Einem bin, soll mich nicht verhindern, über den Fall so kühl zu urteilen, als ob er einen Fremden beträfe. Ich bin ja der Einzige, der zugleich die Intentionen jenes incriminierten Artikels und die Verhandlungen des Gerichts kennt. An meinem persönlichen Geschick liegt mir wenig, hier fühle ich mich als Mitglied eines Berufs, dessen ehrliche Existenzmöglichkeit bedroht ist, und als Gegner eines Systems, das durch das Uebermaß von Erbitterung, die es unablässig hervorrufft, die richtige Stetigkeit einer gesunden Vorwärtsentwicklung ernstlich in Frage stellt.

Um das Material vollständig zu geben, sei zunächst die Erklärung veröffentlicht, die in der Berliner „Volkzeitung“ abgedruckt wurde:

In meinem Majestätsbeleidigungsproceß ist leider die Oeffentlichkeit ausgeschlossen worden, obwohl der Staatsanwalt trotz einer Anregung des Gerichtshofs keinen Antrag in dieser Richtung gestellt hatte. Ich bin durch die Nichtöfentlichkeit

des Verfahrens in eine schlimmere Lage gebracht worden, als selbst Koschemann, der wenigstens die öffentliche Meinung als höheren Richter über seinen Fall anrufen durfte. Aus der öffentlichen Urteilsbegründung gewinnt das Publicum keine Klarheit, wie sie denn übrigens den Beteiligten selbst nicht ganz verständlich geworden ist. Ich hätte gewiß keine Neigung, dem Urteil zu widerstreben, wenn ich wirklich eine Wendung oder Andeutung in dem incriminierten Artikel gebraucht hätte, die geeignet war, in den Schlingen des § 95 hängen zu bleiben. Das kann Jedem begegnen, und man müßte solch' Geschick mit fatalistischer Würde tragen. In meinem Fall liegt die Sache aber anders. Ich habe einfach das Delict nicht begangen, und die künstlichste Interpretation vermag es nicht zu deducieren. Die Anklage beruhte auf zwei Annahmen: der Phantasiredner meiner Ansprache sollte erstens der Kaiser sein, zweitens sollte der Sprecher, das heißt der Kaiser, durch die Ansprache beleidigt sein. Es wurde nun unwiderleglich nachgewiesen, daß beide Annahmen falsch seien. Es wurde erwiesen, daß unmöglich der Kaiser mit der Idealfigur gemeint sei, und daß, wenn er gemeint wäre, das eine ungehörig starke Verherrlichung sei. Der ganze Artikel war außerdem keineswegs eine Satire, noch weniger ein Pamphlet, sondern ein durchaus ernstes, fast feierlich gehaltenes Phantasiestück. Nachdem nun stundenlang über die beiden Anklagepunkte verhandelt war, wurde plötzlich in der Urteilsbegründung die ganze Deduction fallen gelassen, und es trat eine neue, höchst überraschende Argumentation an die Stelle. Jetzt war der Sprecher nicht mehr der Kaiser, und der Sprecher war auch nicht beleidigt. Jetzt wurde umgekehrt angenommen, daß ich die Absicht gehabt habe, den Leser zur Confrontierung der Idealfigur, die übrigens weder die Züge, noch die Contrastzüge des Kaisers trägt, auch keinen deutschen, sondern einen universalen Charakter hat, mit der Person des Kaisers zu veranlassen, und das sei die Majestätsbeleidigung. Das Gericht nahm als selbstverständlich an, daß

die Vergleichung der Idealgestalt mit dem Kaiser ein Ergebnis haben würde, das eine Majestätsbeleidigung darstelle. Ich aber kann doch unmöglich verantwortlich gemacht werden für die Urteile, die andere aus einer Vergleichung ziehen mögen, die ich auch nicht durch die kleinsten Andeutungen der Identität oder des Contrastes veranlaßt habe. Ich habe mein Ideal mit der Wirklichkeit zusammenprallen lassen, d. h. ich habe eine Phantasiefigur den Ereignissen, Stimmungen, Strömungen und Strebungen des Jahres 1896, und zwar ohne Beschränkung auf Deutschland gegenübergestellt. Das ist meine Majestätsbeleidigung, die ich mit neun Monaten Gefängnis zu büßen habe. Das Gericht hat mir sogar concediert, daß ich in allen anderen Artikeln stets die Methode des directen Angriffs angewandt, daß ich mich stets mit den schärfsten Worten gegen die frivole Stichel- und Andeutungsmanier gewisser Publicisten gewandt habe, es hat aber „angenommen“, daß ich in diesem einen Falle gethan habe, was ich sonst bekämpfte, und das war sogar für mich erschwerend. Meine sonstigen löblichen Ansichten über die Verwerflichkeit des indirecten Angriffs wirkten strafverschärfend, gleich als ob einem Verbrecher der Umstand zu Ungunsten angerechnet würde, daß er sich bisher eines tugendhaften Lebens befleißigt. Ich weiß heute noch nicht, warum ich verurteilt bin, aber ich weiß, daß ich mich wehren werde, und zwar so direct und unzweideutig, wie das Gericht es wünscht. Das soll an anderer Stelle geschehen.

Hochachtungsvoll

Kurt Eisner (Tat-Twam).

Diese, von dem mitverurteilten Herausgeber der „Kritik“ übrigens vor der Veröffentlichung gebilligte Erklärung faßt in der durch den Raum gebotenen Zuspißung meine Beschwerden über das Urteil zusammen. Was ich noch zu sagen habe, wird im Wesentlichen eine Ausführung der Erklärung sein, die ja auf der mündlichen Urteilsbegründung beruht, während die schriftliche wohl in mancher Hinsicht anders lauten dürfte.

Ich will von vornherein bekennen, daß ich auf die Schwere der Strafe gefaßt war, gerade weil — ich mir bewußt war, in keiner Hinsicht gegen die Paragraphen des Strafgesetzbuchs verstoßen zu haben. Da ich nicht einmal die Möglichkeit einer Anklage einzusehen vermochte, rechnete ich von Anfang an mit Mißverständnissen, die für einen Angeklagten von schlimmeren Folgen zu sein pflegen als selbst seine Schuld. Mit mir waren alle juristischen Sachverständigen, die sich über den Fall mir und Freunden gegenüber äußerten, der Meinung, daß mein Artikel „Ein undiplomatischer Neujahrsempfang“ in keiner Hinsicht eine Handhabe zu einem Majestätsbeleidigungsverfahren biete. Zwar wurde der eine oder der andere beim ersten flüchtigen Lesen an einzelnen Stellen wegen der Schroffheit der Systemkritik stutzig, niemand aber, der das zweite Mal die paar Seiten mit Aufmerksamkeit und Verständnis durchlas, hatte noch den mindesten Zweifel, daß das gegen den Artikel eingeleitete Verfahren unverständlich wäre. Nur schlossen sie daraus zuerst auf Einstellung des Verfahrens, sodann auf Freisprechung, weil sie im Gegensatz zu mir in der Psychologie der heutigen Rechtsprechung nicht genügend bewandert waren.

Welche Absichten verfolgte meine Neujahrphantasie für jeden Unbefangenen und Einsichtigen? Ich hatte an der Jahreswende die Bilanz des Ertrags der verflossenen zwölf Monate gegeben. Ich hatte die Geschehnisse, welche die Öffentlichkeit am meisten erregt hatten, zusammengestellt, und zwar nicht nur die deutschen. Das Ganze sollte in der inneren Tendenz einen universalen Charakter tragen, wenn auch aus äußeren Gründen die Entwicklung Deutschlands zumeist erörtert wurde. Daß es durchaus nicht meine Absicht war, meine Kritik auf deutsche Verhältnisse zu beschränken, erhellt schon aus den ersten Sätzen unzweideutig. Ich ging aus von den officiellen Neujahrbotschaften, die Jahr für Jahr der telegraphischen Verbreitung für wert gehalten werden, obwohl sie stets dieselben wesenlosen Phrasen wiederholen. Ich mußte natürlich als bekannt voraussetzen, daß gerade in Deutschland derlei officielle Ansprachen an die Diplomatie niemals üblich gewesen sind. Dann fiel mir ein, die Jahrestrevue selbst in die Form einer Neujahrbotschaft, wie

ich sie wohl wünschte, zu gießen. So gestaltete ich einen über Zeit und Raum schwebenden Phantasieherrscher, gewissermaßen einen Universalfürsten, der nicht zu einem Volk, sondern zu den Völkern der Erde sprechen und eine Kritik des überall herrschenden Systems „mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands“ geben sollte. Diese besondere Berücksichtigung Deutschlands wurde mein Verhängnis, um so mehr, als das Geschöpf meiner Phantasie u. a. auch über jenen gefährlichen mystischen Monarchismus sprach, dessen Wiederbelebung gewisse Kreise eifrig betreiben, um die Monarchie unter dem Vorgeben, sie zu schützen, im Volk zu discreditieren, dann in der Unsicherheit und Verwirrung sich als Retter darzubieten und — Beute zu raffen. Es liegt in der Natur aller Phantasien, daß sie sich der buchstäblichen Ausdeutung in Einzelfällen leicht entziehen, daß an dunklen Stellen die peinlich-nüchterne Interpretation versagt. Ich betrachtete es als einen glücklichen Zufall, daß in diesem Fall die Schöpfung durchaus einheitlich geraten war und wie durch ein Wunder frei war von gefährlichen Unklarheiten. Ich überzeugte mich sofort, daß ich aus der Tendenz des Ganzen jedes Wort und jeden Satz zwanglos zu erklären vermochte. So sah ich in gelassener Spannung der Anklage und dem Gerichtstag entgegen.

Die Anklage enttäuschte mich. Welch ganz unmöglicher Versuch, den Phantasieredner aus Wolkenkuckucksheim mit dem deutschen Kaiser zu identifizieren! Die Anklage suchte den Zusammenhang aus der Erwähnung etlicher Ereignisse zu deducieren, bei denen der Kaiser durch persönliche Kundgebungen eingriff. Diese Vermutung konnte leicht durch Thatfachen widerlegt werden. Die Ereignisse waren nicht etwa geflissentlich und willkürlich herausgesucht, sie bildeten auch nicht die Mehrzahl, sondern sie mußten erwähnt werden, weil sie starke Erregungsmomente des verflossenen Jahres darstellten. Der Zahl nach verschwanden die „Kaiser-Ereignisse“ völlig unter den anderen Geschichtsthatfachen, die nicht die geringste Beziehung zu dem Monarchen hatten. Zudem fehlte auch der leiseste persönliche Charakterzug des Kaisers. Da war nichts — ich bin gezwungen einige Züge Kaiser Wilhelms II. zu erwähnen, mit denen sich der öffentliche Klatsch zumeist beschäftigt — da war nichts von

Reisen, Jagden, Paraden, von Ueberraschungen und jähen Entschlüssen, von der zum Hohen strebenden Bethätigung als Zeichner, Musiker, Kunstfreund, Publicist, nichts von Kirchenbauen und Ordenslisten, wie denn im Stil der Neujahrsansprache nichts an den Inhalt, den Gedankengang, die schwärmenden Bilder und den leidenschaftlichen Schwung der kaiserlichen Trinksprüche und Festreden erinnerte. Doch halt! Eine Aehnlichkeit hatte man doch glücklich ermittelt: „wir konnten telegraphieren und Reden halten.“ Zwar war das „wir“ überhaupt nicht der Sprecher der Rede, der stets „ich“ sagt, wenn er sich selbst meint, während unter dem „wir“ abwechselnd die öffentliche Meinung, die Regierungen, bestimmte Parteien, die herrschenden Classen, der Geist des Systems offensichtlich zu verstehen ist. In dessen zu solcher peinlichen Aufmerksamkeit auf stilistische Unterschiede war der Verfasser der Anklage gewiß nicht verpflichtet. Das aber mußte ihm immerhin klar sein, daß das Reden und Telegraphieren eine internationale Uebung ist, begann doch gerade meine Ansprache mit dem Hinweis auf inhaltslose Reden und Telegramme des — Auslandes.

Jeder, der den Artikel mit Verständnis las, mußte die Unmöglichkeit einsehen, daß ich die Absicht gehabt haben sollte, dem Kaiser die Ansprache in den Mund zu legen. Jedenfalls hätte ich meine Absicht recht ungeschickt ausgeführt; man hätte mir ebenso schlagend nachweisen können, daß ich den Mann im Monde hätte treffen wollen.

Wichtiger als dies Argument war für mich, daß die Ansprache keine Beleidigung enthielt, selbst wenn mein Redner der Kaiser hätte sein sollen. Unter dieser Annahme war es in der That eine Majestätsverherrlichung, und ich verstehe noch heute nicht, wie irgend jemand auch nur einen Augenblick eine entgegengesetzte Meinung haben kann. Ist es wirklich eine Beleidigung, wenn ich einen Monarchen in stolzer Bescheidenheit von sich sagen lasse: „Ich will ein Arbeiter sein mit den Arbeitern, ich will vor allem lernen, diese wunderthätige Maschine staatsrechtlicher Machtvollkommenheiten zu bedienen, die ein gütiges Geschick mir zur Verfügung gestellt; denn jetzt gewahre ich, daß ich mit dem glitzernden Zauber nur gespielt habe. Fortan

sollen die funkelnden Räder zum Schaffen kreisen, und der Zähler soll die Werke in froher Neujahrsbotschaft alljährlich verkünden.“ Sind solche Wendungen überhaupt mißzuverstehen, wenn man den Sinn des Ganzen zu umfassen vermag? Dieser Monarch bricht jäh mit dem System, in dem er bisher verschmachtete, er weist mit schrillum Hohn das ekle Gefinde der Schmeichler und Heuchler von sich, und um sie zu züchtigen, geißelt er das schwülstige Anbeten und Anbetteln der Byzantiner und bekennt im Gegensatz zu den verlogenen Schmarozern, die ihn verhimmeln, sein schlichtes Menschentum, sich erhebend, indem er sich erniedrigt. Einzelne Wendungen vermochte die Anklage als beleidigend nicht hervorzuheben, nur eine Stelle schien ihr besonders tückisch. Und gerade sie war ganz harmlos und ganz — mißverstanden, sie wiederholte unter dem vertiefenden Firnis einer neuen Form die alte Gassenweisheit, daß Schmeichelei in Wahrheit Verachtung sei.

Kurz, die Anklage zerfiel in Staub und Asche, sobald man sie berührte. Unter anderen Zeitumständen hätte ich nach kurzer Beratung meine Freisprechung erwartet. Wie sich die Dinge nun einmal entwickelten, mußte ich zwar die Freisprechung fordern, um der Gerechtigkeit willen, ich erwartete sie aber nicht.

Gleich der Anfang der Gerichtsverhandlung, die am 27. April vor der neunten Strafkammer des Landgerichts I Berlin stattfand, bestärkte mich in meinem Pessimismus. Der Vorsitzende des Gerichtshofs fragte den Staatsanwalt, dessen Sachlichkeit ich übrigens sehr dankbar anerkennen muß, ob er hinsichtlich der Öffentlichkeit einen Antrag zu stellen habe. Der Staatsanwalt stellte keinen Antrag, der Gerichtshof aber schloß — ein durchaus ungewöhnlicher Vorgang — die Öffentlichkeit trotzdem aus, weil durch sie die öffentliche Ordnung gefährdet werden könnte. Mein armer Prinz aus Nürtingen wurde für fähig gehalten, durch seinen sehnsüchtigen Idealismus die Ordnung zu gefährden!

So waren wir denn ganz unter uns. Niemand hörte uns zu, und die Angeklagten hätten sich mit ihrer Rechtfertigung doch so gern in die Öffentlichkeit geflüchtet. Ich freilich konnte mich nun andererseits um so ungestörter dem psychologischen Studium des Ver-

fahrens widmen, das mich fast vergessen ließ, daß es sich just für mich um eine folgenschwere Entscheidung handle. Meine erste Wahrnehmung war: die beiden Richter, die allein sich an der Debatte activ beteiligten, der Vorsitzende und der Referent, waren von Anfang an felsenfest von der Notwendigkeit meiner Bestrafung überzeugt. Es sei dem Gericht keinen Augenblick zweifelhaft gewesen, daß ich eine Majestätsbeleidigung begangen habe, hieß es in der Urteilsbegründung. In der That, keinen Augenblick! Es wurde mir jedoch erst im Laufe der Verhandlung klar, wie jene unerschütterliche Ueberzeugung, die doch auf einem Mißverständnis beruhte, psychologisch zu erklären sei.

Wer noch nie in einem Gerichtssaal gewesen ist, der nimmt leicht an, daß die Justizbeamten mit einer gewissen hohenpriesterlichen Würde ernst und tief ergriffen das Gesetz wider die Frevel richteten, ohne Haß und Voreingenommenheit, mit einem starken Gefühl menschlichen Mitleids für die Sünder, die unter der Schärfe des unbeugbaren Rechts zusammenbrechen, milde Vollstrecker der thränenlos waltenden Notwendigkeit der gesellschaftlichen Gesetze, Werkzeuge nur der abstracten Idee, nicht Rächer, die umfassen sind von allen Schwächen und Begierden irdischer Menschlichkeit. In der Wirklichkeit finden solche Richter sich nicht. Wäre selbst der eine oder der andere von Haus aus in dieser Richtung veranlagt, in dem Massenbetrieb der modernen Rechtsprechung muß solch Idealismus absterben. An einem Tage werden ein Duzend und mehr „Sachen“ erledigt, wie soll da das Interesse an dem einzelnen Fall rege bleiben und jenes tiefinnerliche Verantwortungsgefühl das Urteil lenken, dessen schwaches Surrogat das allgemeine Pflichtbewußtsein des Beamten ist? So muß die Rechtsprechung an sich von ihrer Würde verlieren, üben selbst Classenleidenschaft, Nervosität, persönliche Neigungen und Abneigungen nicht ihren unheilvollen Einfluß. Es scheint aber, als ob wir allgemach das Gefühl dafür verlieren, wie eine ideale Rechtsprechung beschaffen sein müsse. Immer mehr wird in manchen Gerichtssälen ein höchst peinlich wirkender Ton salopper Geschäftsmäßigkeit üblich, als ob sich die Richter gar nicht mehr bewußt sind, daß Menschenschicksale in ihrer Hand liegen.

Viel niederdrückender als selbst das Urteil waren für mich einzelne Neußerlichkeiten der Verhandlung. Insonderheit ward ich durch die Art, in welcher der incriminierte Artikel verlesen wurde, erregt, ja erbittert. Ich denke gewiß nicht hoch von meinen flüchtigen Tagesarbeiten, aber ich schreibe sie in ehrlichem Eifer, um zu wirken und zu wecken, so gut ich es vermag, und ich fordere von einem, der über mich zu Gericht sitzt, daß er mein Werk achtet, selbst wenn er überzeugt ist, daß es gegen das Gesetz verstößt. Der Richter hat das Recht zu wahren, nicht seiner persönlichen Abneigung gütlich zu thun. Gerade der incriminierte Artikel hat bei Männern Anerkennung gefunden, deren Urteil die gebildete Welt hochschätzt, da braucht sich wahrlich ein richterlicher Beamter nicht zu scheuen, ihn ernst zu nehmen. So aber wurde der Aufsatz heruntergelesen, nicht nur mit allen Druckfehlern, sondern auch mit recht vielen Lesefehlern, in einem fast verachtend-ironischen Ton; das Zusammengehörige wurde auseinandergerissen, die Accente falsch verteilt, bis zur völligen Unverständlichkeit. War es angesichts dieses Verfahrens für mich möglich, die Zuversicht zu gewinnen, daß der Referent sich bemüht habe, meinen Absichten gerecht zu werden? Der Referent las zugleich aber auch als Staatsanwalt, indem er an den paar gefährlichen Stellen plötzlich aus der Gleichgültigkeit erwachte und einzelne aus dem Zusammenhang gezerrte Worte oder Sätze scharf accentuierte und wiederholte. In welcher Weise der Referent gleich das Belastungsmaterial gegen mich sammelte, dafür ein Beispiel: Er stößt bei der Verlesung auf das Wort „Cäsarenwahnsinn“, unterbricht sich und ruft halblaut mit triumphierendem Blick seinen Mitrichtern zu: Caligula! Und wirklich hatte ich mich nachher ausführlich gegen die Argumentation zu wehren, daß ich bei jenem Wort nur an Herrn Quידde und seinen Caligula habe denken können, daß ich damit die gleichen oder ähnlichen Tendenzen meines Phantasiestückes angedeutet habe, und ich wurde sogar gefragt, ob ich etwa die Quידdesche Schrift für eine rein historische Studie hielt. Dieses isolierte Wort Cäsarenwahnsinn aber bildete eines der hauptsächlichsten Schuldbeweise gegen mich! Nach dem Zusammenhang wurde nicht gefragt.

Die Vernehmung selbst drehte sich fast ausschließlich um die Frage, ob der Kaiser als der Sprecher der Ansprache gemeint sei oder nicht. Die Verständigung zwischen dem Vorsitzenden und mir gestaltete sich etwas schwierig. Der Schriftsteller redet naturgemäß eine andere Sprache als der Jurist, und die Interpretation eines litterarischen Werks gehört nicht zu den gewöhnlichen Obliegenheiten eines Richters, der sich sonst nicht über den Sinn von Werken und Sätzen zu vergewissern hat, sondern über die Schuldfragen in den landläufigen Thatsachen des criminalistischen und civilen Rechtslebens. Die Hinzuziehung litterarischer Sachverständiger müßte in allen Preßprocessen obligatorisch sein. Der Richter ist häufig gar nicht im Stande, das Wesen einer litterarischen Arbeit vollständig zu erkennen, und das ist so wenig ein Vorwurf für ihn, wie ein juristischer Irrtum eines Laien für diesen demütigend ist.

Ich bemühte mich, die einzelnen Stellen sinngemäß zu interpretieren. Da aber die Richter gewöhnlich mit Spitzbuben und ähnlichen Herren zu thun haben, die von ihrem Recht, die Unwahrheit zu sagen, ausgiebigen Gebrauch machen, so hielt das Gericht offenbar auch meine Erklärungen für Ausreden. Ich sah bald ein, daß alle meine Bemühungen vergeblich waren, nachzuweisen, daß weder das „ich“ noch das „wir“ der Ansprache der Kaiser sein könne. „Wir haben uns über Transvaal aufgeregt“ — der Vorsitzende hält mir den Satz entgegen; ich deute das „wir“ auf die öffentliche Meinung und gewisse nationale Kreise, das Gericht geht über meine „Ausrede“ zur Tagesordnung über, und als ich auf den unmittelbar folgenden Satz verweise: „wir haben vor schauderhaften Türkengeueln uns entsetzt,“ wo doch das „wir“ angesichts der türkenfreundlichen Politik unserer Regierung schlechterdings nicht der Kaiser sein könne, versucht der Staatsanwalt auch dies „wir“ für die Anklage zu retten, unsere Regierung habe doch für die Armenier Partei genommen. Ich verweise einfach auf die gewaltthätige Unterdrückung der armenischen Agitation in Deutschland. Selbst die bloße Systemkritik wird im Sinne der Anklage benutzt. Der Kaiser ist lebhaft für Heer- und Flottenwesen interessiert, darum ist jede abfällige Bemerkung darüber — Majestätsbeleidigung. Nach dieser Deduction freilich

hätte ich mich wirklich strafbar gemacht, dann hörte aber überhaupt jede Möglichkeit einer Kritik auf, wir befänden uns wieder im Zeitalter des Absolutismus, und nicht einmal des aufgeklärten, das ja die Gazetten nicht geniert wissen wollte. Der Vorsitzende war geschickt genug, auf dieses Argument der Anklage nichts zu geben. Sonst erledigte er meine Rechtfertigungsversuche, nachdem ich mich redlich mit der aufklärenden Interpretation abgequält hatte, stets durch die Schlußwendung: Nun, darüber wird das Gericht befinden!

Da der Staatsanwalt sich auf die allgemeine Tendenz meiner Artikel berief — sie seien staats- und monarchiefeindlich, meinte er —, so ahmte ich sein Beispiel nach. Von seiner wie von meiner Seite wurde der Antrag gestellt, sämtliche von mir geschriebenen Provinzialbriefe zu verlesen. Ich wollte dadurch beweisen, daß ich mich jederzeit gegen die heimtückische, frivole Methode des indirecten Angriffs auf den Kaiser mit den stärksten Worten erklärt habe, und daß ich also wohl jetzt nicht selbst gethan haben würde, was ich sonst verurteilt. Wäre der Antrag angenommen worden, so würde z. B. die folgende Stelle aus dem Heft vom 29. August 1896 zur Verlesung gelangt sein, in der ich von den „fortschritten der imperialistischen Legende“ und dem Zustand tiefinnerlicher Unwahrhaftigkeit sprach und dann fortfuhr: „die zugleich lüsterne und feige Frivolität freilich findet gerade in diesem abscheulichen Dualismus eine unversiegliche Quelle anregender Kitzelungen, jene Frivolität, die auch im Politischen das Geschminzte, Decolletierte und Kurzgeschürzte, das geistige Maskenspiel mit halben Enthüllungen und versteckten Andeutungen, der edlen Nacktheit und hellen Wahrheit vorzieht.“ Und jetzt beschuldigte man mich selbst dieser ekeligen Zoterei!

Beide Anträge wurden abgelehnt, der des Staatsanwalts als unerheblich, mir wurde zugestanden, was ich durch den Antrag beweisen wollte. Das Gericht schloß plötzlich nicht aus der allgemeinen Tendenz auf den Einzelfall, sondern zweifelte eben „keinen Augenblick“ daran, daß ich in einem Artikel gethan, was ich in dreißig verdammt.

Die trefflichen Plaidoyers der Anwälte ließen nichts, gar nichts von der Anklage übrig. Das mühsam aufgeschichtete Gebäude wurde

durch die zwingende Logik umgeblasen. Alles vergeblich! der Herr Vorsitzende, der nur ein freundlicheres Gesicht machte, wenn eine durch den Gerichtsdiener überbrachte Botschaft eine Unterbrechung darbot, fand die Sache wohl allmählich langweilig, sah fortwährend nach der Uhr, — er war ja keinen Augenblick im Zweifel. Dann kam das Urteil, das mir einen Monat Gefängnis über den Antrag des Staatsanwalts hinaus brachte. Ich habe es in der Erklärung der „Volkszeitung“ kurz charakterisiert. Ich wurde in der mündlichen Begründung dafür verantwortlich gemacht, was das Publicum und anscheinend auch das Gericht urteilen würde, wenn es meinen Idealherrscher mit dem Kaiser, wie es mein Wille gewesen sein soll, in Vergleich zöge. Ich habe bisher nicht gewagt, dieses Urteil psychologisch auszudenken. Es liegt ein sehr merkwürdiges, wenn auch ungewolltes Geständnis des Gerichtes in ihm. Jedenfalls ist mit dem Urteil der Begriff des *dolus eventualissimus* in die Rechtspflege eingeführt. Ein zweiter neuer Rechtsgrundsatz liegt darin, daß mir meine früher geäußerten, durchaus zu billigenden Grundsätze hinsichtlich des politischen Totentums straffschärfend angerechnet wurden, Grundsätze, denen ich ja auch diesmal treu geblieben zu sein glaube. Keine Vorstrafen würden darnach straffeigernd wirken.

In gewissem Sinne ist mein Unfall tragikomisch. Während jene zahlreichen „unfaßbaren“ Kaisersatiren bisher dem Strafrichter entschlüpft sind, wurde ich, der schroffste Gegner dieser Manier, unter der Anschuldigung, das Beispiel jener Pamphletisten nachgeahmt zu haben, zu schwerer Strafe verurteilt, büße ich für die Sünden der anderen. Man sah nicht den Unterschied, ja den directen Gegensatz ein zwischen meinem idealen ernsten Phantasiestück und den üblichen ironisch-satirischen costümierten Modellstudien. Die Brücke zu dem fast unglaublichen Mißverständnis schlug der Umstand, daß ich in meiner Jahrschau natürlich auch der Fortschritte jener imperialistischen Legende gedachte, die ich in dem oben angeführten Brief aus dem August v. J. wie folgt erläuterte: „Gerade die überzeugten Verfechter des monarchistischen Principis sollten dem bösen Spiel der monarchistischen Speculanten offen und tapfer Einhalt gebieten. Diese Speculanten können keinen anderen Zweck verfolgen, als die Per-

sonlichkeit des Monarchen mit einem Macht- und Größenbewußtsein zu erfüllen, in dem er das sichere Richtungsgefühl verlieren und sich vielleicht den selbstfüchtigen Begierden seiner Schmeichler gefügiger zeigen möchte.“

Oder irre ich mich? Erklärt sich das Urtheil nicht daraus, daß das Bewußtsein der Richter durch die öffentlichen und noch mehr die privaten, auch in ihren Kreisen beliebten zweideutigen Erörterungen über den Lenker des neuen Curses dazu disponiert ist, in jeder Phantasie eine Satire auf den Kaiser zu erblicken, und schon allein aus der Wahl dieser litterarischen Form die tendenziöse Absicht zu schließen? Ist vielleicht doch meine, gerade m e i n e Systemkritik in ihrer rücksichtslosen Wahrheitsliebe als — Majestätsbeleidigung empfunden worden?



Zweiter Teil
Litterarisches



Volkstheater — eine sociale Ehrenpflicht Berlins.*)

Randglossen zu dem Vortrag des Freiherrn von Maltzan: „Die
Errichtung deutscher Volksbühnen eine nationale Aufgabe“.

(1889.)

Am 1. Mai 1889 wurde von 1/29—1/210 Uhr abends im Saale der Hochschule für Musik zu Berlin vor einer Handvoll von Zuhörern wieder einmal Volkserrettung getrieben. Der Vortragende Freiherr Hermann von Maltzan, dessen edles Wollen die Achtung wenn auch nicht die Zustimmung jedes Einsichtigen verdient, entwickelte seine Gedanken über die Errichtung von Volksbühnen als eine nationale Aufgabe. Man hörte gar viel von „Nationalgefühl“, „Deutschheit“, auch ein Hymnus auf die Hofbühne und Wildenbruchs Quixows drang zu den Ohren der paar Menschen, welche die Teil-

*) Anm. 1901: Die spätere Gründung der freien Volksbühne in Berlin hat diese im Mai 1889 niedergeschriebenen und bald darauf veröffentlichten Anschauungen, die teilweise zu einem noch recht naiven Ausdruck gediehen sind, bestätigt und zu wesentlichem Teil — erfüllt. Meine damalige Polemik zeigt, daß wir in den 12 Jahren, die seitdem ins Land gegangen, doch ein wenig weiter gekommen sind. Heute würde Herr von Wolzogen nicht mehr die künstlerische Aufnahmefähigkeit der proletarischen Massen bezweifeln.

nahme für die Sache in Verbindung mit dem freien Entree nach der Potsdamer Straße geführt hatte. Plötzlich war es aus, die wohlherzogene „Menge“ Matschte. Nach etlicher Zeit erhob sich eine Discussion, in der u. a. Herr von Wildenbruch erklärte, er wüßte nicht, wozu er eigentlich da sei. Schließlich ging man daran, einen Verein zur Ausführung der Idee zu gründen, — und so besitz Berlin, das, glaub' ich, doppelt so viel Vereine wie Einwohner hat, einen Verein mehr!

Inzwischen hatte ich mich still davon geschlichen, ohne das Ende abzuwarten. In meinem Kopfe führte Nationalgefühl und Deutschtum ein wildes Pas de deux auf, daß ich am Ende meinen Gedankenbehälter für die Hofbühne hielt, auf der hinter dem Rücken des gestrengen Intendanten der verfehmten Balletkunst gefröhnt wurde. Das Nationalgefühl hatte stattlich ausgestopfte Waden und die Deutschtum war recht tief ausgeschnitten, damit man ihr tugendhaftes Herz, oder wenigstens die Gegend, wo es so brav für Gott, König und Vaterland klopfte, ordentlich sehen könnte. . . . Endlich aber vermochte ich es, den tollern Spul zu bannen und ernsthaft über das Schauspiel, dessen Zeuge ich gewesen war, nachzudenken.

Vielleicht lesen diejenigen die folgenden anspruchlosen Ausführungen, die befähigt sind, diese Ausführungen wirklich — auszuführen. Da mir nichts an meiner Persönlichkeit, alles an der Sache liegt, so will ich mich gern bescheiden, wenn man gegen meine Gründe mit ehrlichen und scharfen Waffen zu Felde zieht. Alles, was ich vor der Hand wünsche, ist, daß die Angelegenheit mit möglichster Sachkenntnis und Begeisterung erörtert wird und nicht in den ewigen Schlaf so mancher idealen Fragen versinkt. Ist einmal die Teilnahme zu einer Macht geworden, so wird die Frucht nicht ausbleiben.

Wir haben in Berlin ein merkwürdiges Geschick dafür, große geistige Strömungen auf dürrern auffaugenden Boden abzuleiten. Wie jämmerlich verpfuscht erschien bei uns die schöne Sittlichkeitsbewegung des Nordens! Dort, der edle, hochgesinnte Weckrufer des Göttlichen im Menschen: Björnson, hier ein Stöcker, der neben dem Sittlichkeitsverschleiß Abonnentenjagd für ein antisemitisches Heftblatt betrieb, bis dann das Ganze, vom Fluch des „Mkigen“ getroffen,

täglich zusammenbrach. So sollte man sich hüten, in das Volkstheaterproblem die nationale Frage, als das Wesentliche an der Sache hineinzutragen. Fast schien es, als ob der Freiherr von Malhan und seine Anhänger die heiß ersehnte Zukunftsbühne als Patriotenaufpöppelungsanstalt benutzen oder vielmehr mißbrauchen wollen, an welcher nur Stücke aufgeführt würden, die aus lauter Szenen beständen, welche dem Huldigungsact der Quikows — das Urtheil der richtenden Nachwelt über diese Szenen dürfte nicht allzu günstig lauten! — ähnlich wären! Unsere Szenen leisten in diesen patriotischen Bemühungen leider schon so übermäßiges, daß denkende und wahrheitsliebende Schüler leicht ganz den Sinn für die eingeschränkte schwarz-weiß-rote Tugend verlieren!

Nationalgefühl ist gewiß etwas Hohes! Aber ebenso gewiß ist dieser Begriff zur Modedphrase geworden, die jeder im mehr oder minder großen Munde führt, ohne sich das Geringste dabei zu denken. Es wäre wohl ein recht dankbares Unternehmen, Wurzeln und Bedingungen des Nationalgefühls (Liebe zur Familie, zu Land und Leuten, zur Sprache, Kunst, Geschichte, Zufriedenheit mit den socialen Verhältnissen und zuletzt und zumindest Anhänglichkeit an die gegenwärtige Staatsform und Regierung) darzulegen, aber für den vorliegenden Fall genügt es, darauf hinzuweisen, daß die Bühne wohl das Nationalgefühl zu heben vermag, daß jedoch dieser Erfolg auch ohne sie hinlänglich erreicht wird, und daß schwerlich jemand durch ein gutes deutsches Stück zu jenem Gefühl bekehrt werden wird, den die anderen täglich und stündlich einwirkenden factoren nicht zu gewinnen vermochten. Wie verkehrt die ganze Anschauung über das Nationalgefühl ist, zeigt die eine Erscheinung, daß nationales Bewußtsein vielfach als identisch mit Feindschaft gegen andere Nationen gilt. Gegenseitiges Ringen nicht Kämpfen ist der Segen des Nationalgefühls, gleichwie das Individuum strebt gegenüber den Mitmenschen.

Unsere Frage ist keine nationale, sondern eine lediglich sociale. Die Kunst soll nicht den Deutschen, sondern den Menschen machen, der ja dann wohl auch ein Deutscher sein wird.

Diese Seite wurde in dem Vortrag des Herrn von Malhan ganz nebensächlich berührt, höchstens, daß er in dem Theaterbesuch

ein Mittel gegen socialistische Verführungen anpries. Erst als Herr von Wolzogen die Frage aufwarf, was denn der Vortragende sich unter dem Sammelnamen „Volk“ dachte, betonte Herr von Malgán, daß er alle Schichten der Bevölkerung in seinem Theater vereinigt sehen möchte — als Vergleichsbild wählte er das Publicum der Pferdebahn! — wodurch er die Klüfte zwischen den einzelnen Gesellschaftsclassen ein wenig auszufüllen hoffte.

Ernst von Wolzogen musterte auch das jetzige Theaterpublicum und kam zu dem Resultat, daß außer den Reichen nur diejenigen die Theater besuchten, welche die Reclamsche Universalbibliothek sich anschafften, und daß für diese Bevölkerung der obersten Ränge genügend gesorgt wäre. Die ganze übrige Masse des Volkes käme überhaupt nicht ins Theater und — also die skeptische Meinung des bekannten Humoristen! — würde auch schwerlich die genügende Bildung besitzen, welche das Verständnis der dramatischen Kunstwerke erforderte.

Gehen wir von dieser Bemerkung aus.

Es ist wahr, daß nur die reiche Bourgeoisie die teuren Plätze unserer Theater füllt; auch jener Vergleich mit der Reclamschen Universalbibliothek ist zutreffend, abgesehen davon, daß für viele strebsamen Käufer der kleinen röllchen Hefte auch die olympischen Preise viel zu hoch sind, weil es eben keine Reclampreise sind. Der Verneinung aber der künstlerischen Genußfähigkeit des niederen Volkes will ich zunächst die Frage entgegenstellen: Wie verhält es sich denn in dieser Beziehung mit den gebildeten und, was noch mehr sagen will, wohlhabenden Zuschauern, die jetzt Parkett, Logen und die ersten Ränge inne haben?

Diese Frage schließt einen beleidigenden Zweifel ein, und dieser Zweifel wird durch die eine Thatsache zur Gewisheit: Die schlechten, ja nichtsnützigen Stücke erhalten sich dauernd auf dem Repertoire, während die guten — die mit dem Aichungszeichen des Classicismus versehenen Werke gehören als notwendiges Inventarium der sogenannten Bildung nicht hierher, da man diesem Gößen Bildung, wenn auch unter arger Langeweile, einmal dienen muß — die guten

Stücke, sage ich, verschwinden sehr bald wieder, sofern jemand den Mut hat, solche zu bringen.

Man gestatte mir eine Illustration dieser traurigen Erscheinung. Ich ging neulich zum erstenmale in das Lessingtheater, um mir Anzengrubers *Meineidbauer* anzusehen. Ich freute mich über den sehr hübschen, freundlichen und bequemen Raum, wiewohl die seltsame Dampflust mich unablässig an eine Badeanstalt erinnerte und ich den fatalen Gedanken nicht loswerden konnte, daß die Musen in diesem luxuriösen Theater der lebenden Bilder ihren Erdenstaub abwaschen. Die bis auf den vielleicht etwas conventionellen Schluß einfach großartige Dichtung des österreichischen Poeten wurde schlecht und recht gegeben, und hätte alle aufs tiefste erschüttern müssen, wenn unter dem eleganten, sehr zahlreichen Publicum sich Menschen gefunden hätten, die zu dieser Anstrengung geneigt gewesen wären. Ich wunderte mich über den geringen Beifall, und die allerdings ausnahmslos eintretende Erscheinung, daß die guten Zuschauer in den Zwischenpausen so frohgemut plauderten, lachten, witzelten, coquettierten und Galanterien austreuten, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, übte auf mich die immer wieder verblüffende Wirkung. Aber die Symptome wurden bedenklicher. Das verehrte Publicum verstand offenbar nicht, wie man von einem lumpigen *Meineid* so viel Aufhebens machen könnte: als der Großbauer mit jener erschütternden unheimlichen Sophistik des Gewissens erzählte — eine psychologische Meisterleistung des Dichters! — wie er zum *Meineid* sich verführt habe, ging wiederholt ein behagliches — Lachen durch den Saal! Nur an zwei Stellen zeigte sich das Publicum gepackt: einmal, als der jüdische Hausierer einen hebräischen Witz zum besten gab, dann, als der Vorhang sich erhob, und ein durch elektrisch beleuchtete Glasröhren flutender Sturzbach in grauser Gebirgslandschaft effectvoll hinabrauschte. Ich weiß nicht, ob ich die technische Herstellung richtig beschrieben habe, ich weiß aber, daß man diese Scenerie beklatschte, und daß ich über dieses Kunstinteresse dermaßen entrüstet war, daß meine Nachbarin erschrocken in mein wutverzerrtes Antlitz starrte! Die Wut wandelte sich allmählich in Schmerz. Ich sah damals mit unumstößlicher Sicherheit,

daß unser Theaterpublicum für die Kunst verloren ist. Es ist froh, wenn es hübsche Bilder sieht, häßliche Wiße hört und hübsche Darstellerinnen und Darsteller angaffen kann. Wie viele Herren würden wohl noch ins Theater gehen, wenn die Damenrollen, wie ehemals, von Männern gespielt würden!?

Ins Lessingtheater gehe ich freilich nicht wieder, und es wird wahrscheinlich auch ohne mich fortbestehen. Denn es ist mit den Theatern, wie mit manchen Weibern: Sie fallen in die — — Höhe! Vergleiche den Fall Clemenceau! Uebrigens möchte ich dem Herrn Director raten, wenn er durchaus keine neuen Stücke findet, zu den altbewährten zu greifen; er wird nicht im mindesten dadurch seinem Programm untreu werden, denn die Decorateure leben ja noch. Nur frisch angekündigt:

Faust

der Tragödie erster Teil,

ganz neu aus dem Atelier der Gebr. Falk

(mit Text von Goethe).

Spiegel-Schöne . . .

eine preisgekürzte, völlig nackte Schönheit!

Es ist nicht nur die Bourgeoisie, welche für die Kunst verloren ist. Vor Jahr und Tag sah ich bei glänzend leerem Hause und guter Darstellung die trotz aller Litteraturgeschichten schönste deutsche Komödie, Anzengrubers Kreuzelschreiber. Etliche Officiere neben mir äußerten am Schluß laut ihr Mißvergnügen über den verpfuschten Abend; ihr Urtheil war kurz und schneidig: „unglaublich fade!“

Unsere Theaterbesucher wollen eben nur die paar Stunden totschlagen, die zwischen den reelleren Vergnügungen, über welche man Goethes Vorspiel auf dem Theater nachlesen mag, liegen und den mühevollen Stunden der Arbeit, welche die Mittel zu jenen reelleren Vergnügungen schaffen sollen.

An jenem Lessingtheaterabend nun pachte ich mein Ideal von der allgemeinen Wirksamkeit der Kunst sorgfältig in den großen Kasten, wo meine übrigen Ideale unter Schloß und Riegel ihr ungefährlisches Dasein verträumen: Wir müssen uns einmal zu der

traurigen Resignation entschließen, daß die Kunst wie die echte Wissenschaft auf einen exklusiven kleinen Kreis hochgebildeter, verständnisvoller, genugs und urteilsfähiger Menschen sich beschränken muß. Allerdings findet diese kleine Gemeinde trotz der vielen Theater nicht das, was sie sucht; für diese Bedürfnisse aber wird durch die „freie Bühne“ gesorgt werden, und so können wir Kunstenthusiasten, sofern wir 30 Mark zur Verfügung haben, völlig zufrieden sein und den Dingen ihren Lauf lassen, den wir ja doch nicht zu hemmen vermögen . . . Das waren meine höchst vernünftigen Betrachtungen, als ich das lästige Ideal eingeschlossen hatte.

Aber im Stillen brannte noch der Zorn, daß die Kunst so nackt und bloß in unserer reichen Welt dasteht, entweder gar nicht beachtet oder gröblich mißbraucht. Ein guter Freund versuchte mich zu trösten: Das ist nie besser gewesen, wozu also die Aufregung! Es ist mit Deinem Theater, wie z. B. auch mit den Museen. Die Menschen gehen überhaupt nicht hinein, oder aber sie suchen picante Genüsse. Der Durchschnittsmensch sieht an der Venus nichts als — die Teile, die man gemeiniglich zu verhüllen pflegt.

Sehr geistreich, sehr wahr, sehr gemein, brauste ich auf. Ein schöner Trost dieses: Das ist immer so gewesen! Dann docierte ich würdevoll: Wenn wir etwas Neues wünschen und ins Werk setzen wollen, so müssen wir in die Zukunft, nicht in die Vergangenheit blicken. Wer immer und immer den Staub der Geschichte einatmet, dessen Lunge vermag nur noch schwächlich und zaghaft zu atmen. Wo es gilt, Fortschritt zu schaffen, atme man die stählende Waldluft des Idealen. Peinliches Rechnen und Wägen hat niemals etwas Großes bewirkt!

Bravo! lachte der Freund. Du verdirbst ja den armen Historikern ihr ganzes Geschäft! Anstatt Dich mit solchen unedlen Bemühungen abzugeben, komm lieber mit mir zum Fall Clemenceau ins Lessingtheater: Die Petri ist reizend und originelle Einfälle haben diese Franzosen in Hülle und Fülle, das muß man ihnen lassen: Sie hat so langes Haar, daß man darauf tritt, wenn man mit ihr zu Bette geht — das Wasser läuft einem im Munde zusammen, wenn man es hört! Daß ich bei der Venus Kallipygos eben nur jene unaus-

sprechlichen Teile sehe, wirst Du begreiflich finden, ohne daß Du mich zu den Kunstbarbaren rechnest.

Brr! sagte ich, und der Freund ging ohne mich. Als er fort war, legte ich noch ein Schloß vor den Idealkasten, und das half: ich hatte Ruhe vor allen derartigen Anwandlungen. —

Ich bin dann am dritten Osterfeiertag nach der „Zibbe“, der plebejischen Schwester des Spandauer Bocks, hinausgepilgert, um das Volk bei seinen Vergnügungen aufzusuchen. Das endlose Läuten einer sehr unmelodischen Glocke veranlaßte mich, der Kinderschar zu folgen, die plötzlich in eine bestimmte Richtung forteilte. Bald stand ich vor einem Puppentheater, wehmütig denkend an die frohen puppentheatralischen Genüsse meiner Kindheit. Kasperl erschien, jubelnd von den Kindern, unter denen sich auch nicht wenig Erwachsene befanden, begrüßt. Er war recht heiser, was er dem Bockbier zur Last lege. Und nun ging der groteske Spaß von statten. Wie glänzten die Augen der Kleinen, wie fröhlich lachten sie, gaben sich einander Aufklärungen und rieten auch dem lieben Kasperl zum Guten, wenn er es gar zu wild trieb! Das war ein Publicum, wie man es sich nur wünschen kann, das selbst vor dem strömenden Regen wacker stand hielt. Ich selbst mußte über die drolligen Späße des grausamen Kasperle so herzlich lachen, wie ich das bei modernen Lust- und Trauerspielen nicht vermag. Eine herrliche Schöpfung des Volkshumors, dieser Kasperle, der so ausgelassen-spaghast, mit so erhabenen unverschämter Verwegenheit spielt, und der zugleich gegen die zusehenden Kinder sich so liebevoll und gutmütig benimmt! Die Sonne des Humors scheint hier in die Abgründe des Lebens, sie durchleuchtet und aller Schrecken beraubend. Und was ist der Kasperle dabei für ein Dramaturg und Regisseur! Mit einem mächtigen Stock bewaffnet, löst er alle Schwierigkeiten der Inszenierungskunst.

Ja, der Kasperle und sein Publicum hatten es mir angethan, und als ich nach Hause kam, ging ich an meinen großen Kasten und nahm das große Ideal heraus. O, wie glänzte und strahlte es, daß alle Resignation aus meinem Busen schwand, und ich ganz deutlich den Tag vor Augen sah, an welchem mein Ideal nicht mehr in dem öden Kasten sondern in einem großen Gebäude, in

welchem begeisterte Menschen hohen Dichterworten andächtig lauschten, in einem — Volkstheater wohnte!

Die Idee des Volkstheaters war für mich zuerst eine kunst-soziale. Aus allen den Menschen, die jetzt nicht in das Theater gehen, sollte ein neues, wirkliches Publicum für die Kunst geschaffen werden. Und es schien mir möglich. Gesunde, nicht blasierte Gemüther, Menschen, die fähig sind zu genießen, was sich erhebt über den Magen, die — — Liebe und ähnliche Sportsgebiete, diese sind fähig zum Kunstverständnis, ohne daß irgend eine andere Eigenschaft als Vorbedingung von nöten wäre.

Selbst wenn man an diesem Verständnis der breiten, ungebildeten Volksmasse zweifelt, so muß man sich doch darüber klar sein, daß die Verständnislosigkeit überhaupt nicht größer sein kann, als bei unsern Gebildeten.

Wir lesen in den Biographien von Theaterschwärmern z. B. E. Tiecks, daß sie schon als Kinder von classischen Stücken die gewaltigsten, bis in das höchste Alter frisch bleibenden Eindrücke empfangen. Was ein Kind vermag, wird auch der ungebildete Mann von gesundem Geist können! Außerdem blicke man einmal in die für Arbeiter bestimmten Organe, und man wird finden, daß sie weit höhere Anforderungen an die Leser stellen als der Durchschnitt der für die gebildeten Kreise zurecht gemachten Familienblätter!

Und ferner: Wir verlangen, daß das Volk die metaphysischen Rätsel, die tieffinnige oder auch aberwitzige Symbolik der dogmatischen Religion begreifen soll, und die unendlich durchsichtigeren Gebilde der Kunst sollte es nicht fassen können? Ich meine, man lasse diese Frage auf sich beruhen und versuche einmal! Noch eines aber ist zu beachten: Völliges Begreifen von Kunstwerken ist nicht einmal notwendig, ja manchmal gar nicht möglich. Es genügt ein gewisses Ahnen, und diese Fähigkeit besitzt jede gesunde Seele. Ich erinnere mich, als Kind mit dem größten Eindruck Bücher gelesen zu haben, die ich aus bestimmten Gründen gar nicht ganz verstehen konnte. Gerade das Dunkle, Geheimnisvolle erhöht die Wirkung. Außerdem sind nicht alle Dichtungen von der Sonnenklarheit der Lessingschen Werke. Hier freilich scheint der Verstand des Dichters

in die entferntesten Winkel der Schöpfungen, und vielleicht ist es eben dieser Umstand, der Lessings Werken einen Hauch von unpoetischer Nüchternheit verleiht. Wer aber vermag Faust, Hamlet in allen Falten durchaus zu verstehen! Es war allerdings ein verhängnisvoller Irrtum der Romantiker, daß sie im Unverständlichen das Poetische an sich sahen und als Kunstwirkung ein mystisch-verworrenes, unklares Fühlen verlangten. So viel jedoch darf man von jener übertriebenen Lehre sich aneignen: Das ahnende Fühlen erscheint als Bundesgenosse, wenn der Intellect im Stiche läßt. — Vielleicht wird man dieses Princip auch der Religion gegenüber aufstellen, aber hier liegt die Sache anders: Auf den religiösen Anschauungen sollen nicht künstlerische Eindrücke basieren, sondern praktisches Glauben und Handeln. Der Untergrund des Handelns aber kann nicht fest und sicher genug sein.

Diese Möglichkeit des Verständnisses nun vorausgesetzt, betrachten wir die vorliegende sociale Frage nicht von der Kunst, sondern von dem genießenden Volk aus.

Jede geistige Bethätigung erweckt die lebhaftesten, reinsten und zugleich dauerndsten Lustgefühle, deren der Mensch überhaupt fähig ist — ein Satz, der so selbstverständlich ist, daß ich ihn gar nicht aussprechen sollte. Man redet von geistiger Nahrung in bildlichem Sinne, und doch ist offenbar in diesem Ausdruck mehr als ein Bild enthalten: Das Geistige nährt in der That, es entlastet die leiblichen Bedürfnisse. Die Weisen sind von jeher im höchsten Grade bedürfnislos gewesen. Die fast fabelhafte Lebensweise des Spinoza ist das glänzendste Zeugnis für diese Erscheinung. Nun ist freilich und soll nicht jeder ein Spinoza sein, jener jüdische Denker zeigt doch die Möglichkeit, einen herrlichen Weg, auf dem jeder zu gehen im stande ist, wenn er auch nicht so weit kommen kann, will und soll. Die Beschäftigung mit dem Geistigen lindert den Unmut über die mangelhafte Befriedigung der materiellen Wünsche, die andern im größten Ueberflug zu teil wird. Und da, bis jetzt wenigstens, noch nicht der erleuchtete Mann erschienen ist, der diese sociale Frage der materiellen Ungleichheit nach allen Seiten befriedigend gelöst hat, so muß jedes Mittel willkommen sein, welches die Unzufrieden-

heit zu lindern vermag, und welches ausführbar ist, wenn man nur Eust und Liebe hat. Der Verein zur Massenverteilung guter Schriften (unter denen nur die wissenschaftlichen nicht ganz fehlen müßten) wird in diesem Sinne äußerst Segensreiches leisten.*) Die Krone dieser Bestrebungen ist ein Volkstheater.

Man wird mir nun die Richtigkeit der letzten Betrachtungen gern zugeben, aber darauf hinweisen, daß die Kirche, die Religion diesen Wünschen vollkommen Rechnung trägt, daß man nur das Volk zur alten Frömmigkeit (aus welcher Zeit??) zum festen Glauben zurückführen und vor allem mehr Kirchen bauen müsse. Der Ruf nach Kirchen erschallt in der That sehr laut, und nicht nur bei den Protestanten, sondern z. B. auch bei den Juden, die lebhaft für die Errichtung neuer Synagogen agitieren. Ich zweifle nicht, daß die Mittel da sein werden, sobald man ernstlich sich bemüht.

Da die Lösung der Volkstheaterfrage nun innig mit der Kirchenfrage zusammenhängt, muß ich ein wenig auf dieses vielleicht heikle Thema eingehen.

Daß die dogmatische Religion heute nicht mehr die alle beherrschende Macht ist, darüber besteht kein Zweifel, man mag dieser Thatfache nun zjubeln oder zürnen. Wer geht heutzutage in die Kirche? Es fehlen leider darüber statistische Angaben, aber ich glaube außer Confirmandinnen und älteren unverehelichten Damen besuchen nur gewisse Teile des Kleinbürgertums, Angehörige einer neuerdings frommen Aristokratie sowie alle diejenigen, welche der Not gehorchend nicht dem eigenen Triebe gehen müssen, den sonntäglichen Gottesdienst, die meisten mehr aus lieber Gewohnheit als aus innerem Drange. Schließlich ist es auch eine Art Vergnügen, hübsch angezogen in die schönen Kirchenräume zu pilgern, aber ich möchte doch nicht die Undächtigen nach dem Inhalt des Gehörten fragen, es würde sich wohl oft herausstellen, daß die guten Leute die Ant-

*) Vergl. G. Freytags Lebenserinnerungen. Die wunderbaren Wirkungen des von ihm zu Dresden begründeten Arbeitervereins schildert hier ein liberaler Mann, der aber über den Verdacht ultrademokratischer Anschauungen erhaben ist. Eben da findet man auch lehrreiche Betrachtungen über das Benehmen des „Pöbels“ im Gegensatz zu dem der „Gebildeten“.

wort schuldig bleiben, weil sie nicht zugehört. Käme man vollends auf den Einfall, Entree zu fordern, die Frömmigkeit würde plötzlich auf ein noch weit tieferes Niveau sinken.

Die Gründe dieser Thatsache sind so sonnenklar, daß jeder, der sehen will, sie sehen muß. Aber diesen Willen besitzt man leider nicht, man jammert statt dessen über den Verfall des Glaubens, ruft vergebens Arbeiter, junge Kaufleute, Studenten zum Kirchgang auf und bemüht sich um das undankbare Geschäft, den hinabstürzenden Strom mit den machtlosen (wenn auch hochherrschaftlichen) Händchen empor zu drängen.

Die Religion ist heute nicht mehr, was sie war. Sie ist nicht mehr der Inbegriff unserer Wünsche, unseres Denkens, Wollens und Handelns. Wir wünschen auf Erden ein Paradies, nicht ein himmlisches. Die Wogen der neuen Gedanken sind über alle gestlutet, unser Wissen ist über das der Bibel hinausgewachsen, wir haben andere staatliche und sociale Ideale. Das alte Gefäß ist zu eng, weil der Inhalt zu groß geworden ist. Aber wir haben das Gefäß noch nicht auf den Kehrichthaufen geworfen, sondern bemühen uns all das Neue hineinzuschütten, obwohl es einmal nicht mehr fassen will, anstatt ein größeres Gefäß zu schaffen, in dem sowohl das wertvolle Alte wie das Neue Platz findet. So lebt die biblische Religion noch, aber sie lebt ein byzantinisches Scheindasein.

Und wo sind die neuen Ideen zu finden? In der Wissenschaft und der Kunst. Es wäre ein Ziel, innigst zu wünschen, daß alle Menschen im Stande wären, philosophisch zu denken. Auch die Wissenschaft läuft schließlich auf Glauben hinaus, aber auf einen Glauben, der weniger der Skepsis ausgesetzt ist, als der biblische Dogmatismus. Selige Zeit, da Weltanschauung, nicht Bibelglaube die Menschen beherrschen wird, aber dieses goldene Zeitalter liegt schwerlich so nahe, daß wir es noch erleben werden. Die Wissenschaft ist für den Geist der Masse noch zu schwer. So bleibt die Kunst als letzte Rettung übrig. Auch in ihr pulst und wogt die neue Zeit (und sie wird in steigendem Maße von dem Geist des Modernen erfüllt werden, je weiter sie, vom Banne des Conventionalismus befreit, aus der Kinderstube in die gewaltige Welt hinauswandert), aber der

Gedanke ist in Poesie getaucht, daß er fast dem Kinde verständlich wird. Die Kunst ist die Mittlerin zwischen Religion und Wissenschaft. Wir glauben zwar nicht an die Gebilde der Dichter, aber sie führen zu einem Glauben, und selbst wenn die Kunst nicht diese Wirkung hat, so besitzt sie jene zauberhafte Macht, von der ich oben geredet habe; und von aller geistigen Nahrung ist das lebendige Drama die stärkendste.

So setze ich denn dem Ruf nach Kirchen, die schwerlich den Massen Glück und Zufriedenheit bringen werden, den Ruf nach einem Volkstheater entgegen.

An wen richtet sich dieser Ruf? Man hat die Hoffnung ausgesprochen, daß sich eine Gesellschaft finden würde, welche die Mittel aufbrächte. Ich glaube das nicht, und wünsche es auch nicht. Der Hinweis auf die großen Erfolge der Urania ist verkehrt. Die Urania ist ein Institut ohne Concurrenz, das auf das Interesse einer zahlungsfähigen Menge rechnet. Und überdies würde die aufopferungsfähigste Gesellschaft die Eintrittspreise nicht so niedrig stellen können, wie sie für ein Volkstheater sein müssen. Den Berlinern soll niemand ein Theater schenken, sie sollen es sich selber bauen, wie sie sich selber Kirchen errichten, ganz auf dieselbe Art und Weise. Berlin teile sich in Theatergemeinden, wie es in Kirchengemeinden bereits geteilt ist. Die Gemeinden bauen (oder mieten) in Verbindung mit der Stadtverwaltung alle zusammen ein Volkstheater. Das Verfügungsrecht über die Plätze geht in einem Turnus abwechselnd von Tag zu Tag an die verschiedenen Gemeinden über. So wird Ueberfüllung vermieden. Die Preise sind natürlich minimal. Für die tüchtigsten Schüler der Fortbildungsschulen, die Lehrer und Lehrerinnen der Volksschulen, die verschiedenen Hochschüler wird eine bestimmte Zahl von Freibillets reserviert. Auch Fabrikbesitzern werden Freikarten zur Verteilung an die Arbeiter und deren Familien überlassen, sofern diese, meist doch reichen Herren nicht geneigt sind, gegen Bezahlung täglich eine Anzahl zu übernehmen.

Die Ausgaben unseres Theaters müssen selbstverständlich möglichst beschränkt werden. Keinerlei Ausstattungsluxus, damit das neue Publicum nicht erst an diesen alles Kunstinteresse überwuchernden

Unfug gewöhnt werde! Keine Pracht der Costüme! Für historische Stücke reichen einige wenige geschmackvolle Idealtrachten aus; die Albernheit der historischen Treue ist ebenso kostspielig wie zwecklos. Es kommt vor allem auf eine tüchtige Darstellung an. Und hier richte ich eine Aufforderung an Künstler und Künstlerinnen, die Idealismus genug besitzen, um lediglich der Kunst und dem Volke zu dienen, die ohne aufdringliche Eitelkeit und verschwenderische Habsucht bei auskömmlichen aber nicht übertrieben hohen Gagen alles in die Ehre setzen, in dem ersten Volkstheater der Welt zu spielen. Insonderheit muß diese Bühne so beschaffen sein, daß jedes talentvolle reindenkende Mädchen hier wirken kann, ohne durch den Schmutz waten zu müssen, der so oft hinter den Couliissen anhäuft ist.

Der leichteste Teil dieses Problems ist die Repertoirefrage. Man hüte sich nur, zu ängstlich die Stücke auf ihre Volkstümlichkeit zu prüfen. Nichts ist gefährlicher als zu geringe Anforderungen an das Verständnis zu machen. Man spiele nur alles munter durcheinander, Gutes und Mittelmäßiges, Classisches und Modernes, Tragisches und Komisches; mit Ausschluß natürlich von allem Gemeinen, doch sei man in diesen Dingen nicht allzu ängstlich: Das deutsche Volk hat sich im Kot der Fastnachtsspiele gewälzt und war dennoch fähig und gewillt, die Kämpfe der Reformation durchzuführen. — Von ernsten Dramen besitzen wir so viele, so gute, daß der Vorrat schier unerschöpflich ist. Auch die Dichter der Gegenwart werden Schönes leisten, wenn sie einen Schauplatz für ihre Thätigkeit finden. — Was das Komische anbelangt, so mangelt es am feineren Lustspiel. Scheint es, daß auch dieses nicht fehlen dürfe und dem allgemeinen Geschmack behage, so entleihe man ruhig ein oder das andere von den Culturovölkern, die auf diesem Gebiete größere Begabung und Fruchtbarkeit besitzen. Feste Stützen der Volksbühne müssen die beiden Oesterreicher Raimund und Anzengruber sein. Die ältere Berliner Posse (Kalisch) darf nicht fehlen, vielleicht regt sich dann auch die neue sehnlichst erwartete Weltstadtposse. Versuche mit dem älteren deutschen Singspiel könnten gemacht werden, eine Wiederbelebung des überaus lustigen Holberg dürfte Erfolg

haben. Wie gesagt, die Repertoirefrage macht keine Schwierigkeiten . . .

Wir lesen jetzt mit wachsender Bewunderung die Berichte über die Ausstellung in Paris. Der Glanz der alten „Weltsonne“ ist doch nicht so ganz erloschen, wie wir uns in eitler Selbsttäuschung einzureden beliebten. Da den übrigen Culturländern die Teilnahme in der — russischen Luft jämmerlich erfroren ist (stehen doch selbst Künstler wie Reinhold Vegas ganz im Banne der Knute!*), so füllen die Franzosen, also vornehmlich die Pariser, aus eigenen Kräften

*) Die Weltgeschichte erscheint dem Nachdenkenden oft wie ein ungeheurer Kinderspielplatz, auf dem die Menschen die läppischsten Narreteien treiben. Nur ab und zu, wenn ihnen das Spielen zu langweilig wird, schlagen sie sich gegenseitig tot. Ein unangenehmes aber bequemes Mittel zur Fabrication von Geschichte, wozu nicht mehr als das Ingenium eines Zuhälters gehört. Von all den furchtbaren socialen Rätseln hat die Geschichte noch keines gelöst, kaum daß sie sich mit ihnen befaßt hat. Das Interesse an diesen Dingen ist zwar in unseren Tagen viel lebhafter geworden, dennoch beanspruchen sie nicht soviel Zeit, als daß die Regierenden nicht Muße fänden, sich über höchst wichtige Etiquettenfragen die Hirne zu erhitzen. „Mit der kann ich nicht umgehen, denn sie ist fisch mit dem Messer! Und damit die Verschmähte mir nicht die Augen austragt, bitte ich zu meinem Schutz um etliche Millionen, damit die Armee verstärkt werde.“ Zu den alten Weibern gehören natürlich auch die lieben Tiere, die trotz oder wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an ihre Futtergeber einen wenig schmeichelhaft klingenden Namen führen. Und dabei fällt mir ein, daß die obige Klammerbemerkung vielleicht nicht von jedem verstanden wird: Also: Die Zeitungen veröffentlichen die Namen etlicher wackerer Künstler, die trotz der officiellen Nichtbeteiligung in Paris ausstellten. Unter ihnen ward auch Reinhold Vegas genannt. Das war aber für den Schöpfer des Vegasbrunnen eine zu große Ehre. Ein kurzes aber äußerst deutliches Dementi erschien, in dem die Seelenangst des um seine höfische Huld besorgten Mannes aus jedem Strich sieghaft hervorleuchtete, eine Thatsache, die nur in dem Glut- und Wutheil eines Schert nach Gebühr gewürdigt werden könnte. Die spätere Zeitungsnachricht, daß jenes prächtige Dementi mehr dem Wunsch als der Wahrheit entspräche, würde dieses Zeitbildchen von 1889 in eine höllische Beleuchtung rücken, wenn man das Unglaubliche zu glauben wagte. Widerrufen ist diese Verleumdung meines Wissens bisher nicht.

die Lücken aus . . . Sollte das stolze, reiche,*) mächtige Berlin nicht etwas Aehnliches leisten können? Es ist wahr: Berlin hat saubere Straßen, gute Canalisation, helle Beleuchtung, treffliche Schulen usw. Dieses stolze, reiche, mächtige Berlin hat aber bisher noch nichts geschaffen, das neu und unerhört, vorbildlich für die ganze Welt wäre. Markthallen gab es zuvor in Paris, Stadtbahnen in London, aber ein Institut, welches die Seelen der Armen erhebt, stärkt und tröstet, das wäre ein ewiger Ruhmestitel unserer Stadt. Der Mensch lebt nicht von Brot allein, Berlin würde die erste Stadt sein, welche jenes andere selbst denen giebt, für die nicht einmal genügend Brot vorhanden ist . . .

Und wären dies alles schon Träume, Phantasieen eines Idealisten, hat das stolze, reiche, mächtige Berlin nicht das Geld übrig, um einen Versuch zu wagen, der doch kaum so große Einbußen veranlassen würde, wenn er auch mißlänge? Es ist das herrliche Recht des Mächtigen, Neues prüfend zu wagen! Berlin mache von diesem Rechte Gebrauch!

Das war es, was ich sagen wollte. Sind diese Worte ein Schrei in das unendliche Nichts?

*) Die Unsummen, welche bei feierlichen Gelegenheiten für Momentanausschmückung der Stadt verausgabt werden, zeigen, wie viel Geld Berlin für den idealsten (wenn man so will!) Luxus übrig hat, für die Repräsentation! Man führe doch statt dessen die zu ehrende Persönlichkeit in das Volkstheater, die Huldigung wäre weniger fitterhaft und kostspielig; dafür würde sie aber um so lauter den Ruhm der Stadt verkünden. Wem die Mittel nur Kartoffelnahrung gestatten, der wird nicht elegant gekleidet gehen, sofern er nämlich kein Narr ist!





Aus dem Nachlaß eines Lebenden.

(1892.)

Der Ruhm, den er so tief verachtete, hat es gnädig gemeint mit Friedrich Nietzsche. Nicht bis zu einem Todes- oder Geburtsjubiläum hat er gewartet mit seinem Erscheinen — er ergriff die Gelegenheit, als einer der feinsten Geister unserer Zeit in ewige Nacht entfloß und nur den lebensfüchtigen Leib noch dem Tage zurückließ; da kam der Ruhm und ließ ihn nicht mehr los.

Es war bis zu den letzten achtziger Jahren nur immer eine kleine geistige Tafelrunde, die sich darum kümmerte, wenn der große Einsame des Gedankens ein neues Werk auf den Markt warf. Jetzt ist das anders. Der Name Nietzsche ist zum Inventar der allgemeinen Bildung „hinaufgesunken.“ Eine große Litteratur hat sich um die Erscheinung des Wundermannes angesiedelt, ein Heer von Nachahmern, dieser Marodeurs geistiger Feldherrnzüge, hat sich zusammengefunden, Romanciers und Essayisten schmücken mit seinen Sentenzen ihre Titelblätter, und die Zeitschriften hungern nach ungedruckten Briefen, Gedanken und sonstigem Nachlaßwerk. Man kündigt Neuerscheinungen im voraus an, als ob es sich um irgend ein allerneuestes Premierenfutter handelte — kurz Nietzsche ist „gefragt“ — mehr vielleicht noch im Ausland als bei uns, der angestammten Heimat der — einsamen! — Denker und Dichter, dieser Könige ohne Land und Leute. So werden jetzt, wo nach mancherlei verzögernden Hemmnissen von Nietzsches Hauptwerk vom

Zarathustra endlich der vierte und letzte Teil erschienen*) ist, viele Hände begierig nach dem Bande greifen — viele Hände und wie wenig Seelen! Der Ruhm hat sich gerächt an seinem Verächter, er schleppt ihn hinein, wovor ihm am meisten graute: in schlechte Gesellschaft.

Wie sieht diese schlechte Gesellschaft aus? Da sind die psychiatrischen Spürsüchtigen, die in dem Buche nach den ersten Anzeichen des drohenden Wahnsinns schnüffeln werden, mit jener Schwärmerei, die junge Medicinbessene besetzt, wenn sie ihr Seciermesser zum ersten Mal in dem reinlich präparierten Arm einer Wasserleiche weiden lassen dürfen. Da sind ferner die schlimmen, schwächlichen Jünger, eine Art geistiger Zinnsoldaten, die auf heißem Gedankenherd zu marschieren unternehmen. Die Blut schürft aus der dünnen, bunten Lackschicht ein paar zuckende Flammen, und dann zerfallen die weichen Figürchen in ein Häufchen Nichts. Eine Weile mag man wohl diese bedingungslosen Anhänger und Annehmer selber für Feuergeister halten, bis man ihre Zinnsoldatennatur erkennt. Weiter die „Verständigen“. Die werden mitleidig die Achseln zucken über die seltsamen Phantastereien, die keinen Hund vom Ofen locken, wenigstens keinen verständigen Normalkund. Verständig sind die Leute, die ihre Welt verstehen und sich in ihr zurechtzufinden wissen. Aber wie klein und eng ist diese ihre Welt! Wie würden sie schwanken und taumeln, wenn sie auch nur ahnten, wie groß die Welt ist, wie voll von Sphingen und Gespenstern. Und endlich die furchtbarste Sorte der Gesellschaft: die Sittlichen, die Specialanwälte des wunderbaren Volkes der Söhne und Töchter, für deren „sittliche Unberührtheit“ sie Tag und — wenn es gestattet ist, auszusprechen — Nacht zu sorgen sich abmühen, die die schwere Aufgabe übernommen haben, stubenreine Dichter und Denker fürs deutsche Haus zu erziehen. O, wie werden diese Leute entrüstet sein, und wie werden ihre keifenden Reden in runder Vollendung dahinrollen! Jedes

*) Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen. Von Friedrich Nietzsche. Vierter und letzter Teil. Leipzig. Verlag von C. G. Naumann. 1891.

„realistische“ Drama der Bühne und des Lebens, das ihnen die Obhut über ihr Volk der Söhne und Töchter erschwert, wird ihnen die Zunge wehen gegen den unglücklichen Philosophen, dessen moralauflösende Lehre an allem schuld sei. . . .

Nicht als willkommenes Object thatenfrohen Scharffsinns soll man Nietzsche ausnutzen, man soll ihm nicht knieend Weihrauch streuen, ihn nicht überlegen belächeln und vor allem ihn nicht plump und unwissend beschimpfen — nein, in aufrechter Ehrfurcht soll man zu ihm treten, seine Liebe, aber zugleich seine Zweifel bekennen. Gerade an der Eigenart und dem Eigensinn Nietzsches könnte das gelernt werden, was Alle, die sich um die Volksseele mühen, so schmerzlich vermissen: Tolernanz. Wir verlangen Tolernanz unbedingt in religiösen Dingen, auch auf politischem Felde fordern wir sie, ob schon nur schüchtern und nicht mit vollem Ernst. Aber in höheren geistigen und künstlerischen Fragen hört jede Tolernanz auf. Der, der meine Ansicht teilt, besitzt alle sittlichen und intellectuellen Tugenden, der andere ist ein für das Gefängnis reifes Individuum, zum mindesten aber ein schlechter oder dummer Mensch. Wir sollten doch endlich aufhören, die Dinge nach einem einzigen Attribut zu werten, wie wir verlernen müßten, von der Tugend der Frau zu reden, statt von Einer Tugend. Wir sollten den Dünkel der Ansichten aufgeben. Nur die Schöpfer neuer Ansichten sind verdienstvoll, bei den Nachsprechern ist es an sich ethisch und intellectuell gleichgiltig, ob sie sich auf diese oder jene Seite schlagen. Das „Liebe Deinen Feind“ sollte zu allermeist im geistigen Leben gelten. Und schließlich: Denker und Künstler, sofern sie diese Namen verdienen, werden doch so schaffen, wie sie müssen, unbeirrt durch das kritische Publicum, und im Grunde verliert dieses am meisten, wenn es sich durch seine beschränkte Intolernanz um all die erlesenen Genüsse bringt, die aus großen Schöpfungen strömen, mögen sie auch große Irrtümer sein.

Es war notwendig, diese methodologischen Betrachtungen für das Studium Nietzsches voranzuschicken. Denn nur, wenn man jene Mahnung zu starker, selbstsicherer Tolernanz befolgt, wird man mit verehrender, freudiger Liebe Nietzschescher Gedankenfülle und Ideentiefe sich weihen, ohne sich slavisch zu ergeben.

Die Grundanschauungen Nietzsches dürften bekannt sein. Er geht von der Vorstellung aus, daß unsere Cultur in völliger Decadence begriffen sei: körperlicher und geistiger Verfall, Muskelerschaffung und Seelenerweichung. An alle Erscheinungen des politischen, socialen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens legt er lausend sein Ohr, und überall vernimmt er verdächtige Rasselgeräusche, die den heftischen Charakter unzweifelhaft beweisen. Nietzsche ist ein überaus genialer Diagnostiker, aber er ist ein einseitiger Aetiologe und ein phantastischer Heilarzt. Mit unheimlichem Scharfblick erkennt er überall die Schwächen, die kranken Stellen, aber er irrt sich in der Aufdeckung der Ursachen und er verliert sich in magische Zauberdorei bei seinen Heilversuchen.

Daß der Zweifel der Anfang philosophischer Tugend ist, wird, seitdem es der Ahnherr des modernen Geistes, Descartes, ausgesprochen, nicht mehr bestritten. Und Nietzsche ist hierin von ausgiebigster Tugendhaftigkeit. Vor keiner, noch so festen und lieb gewonnenen Anschauung macht er Halt, auch vor sich selbst nicht! Wo die extremsten Bekämpfer der conventionellen Lügen aufhören, fängt er erst recht eigentlich an. Er verfolgt den Menschen auf den heimlichsten Schleichwegen seiner Täuschungs- und Selbstbelüsungslust. Seinem boshaften dolchspitzen Blick entgeht nichts. Besonders spürt er mit einer Art Schadenfreude über sich selbst jenes geheime Leiden der geistig Schaffenden auf, jene Unwahrhaftigkeit wider Willen, jenes Komödiantentum, das immer wieder nach bunter Maskentracht und schönem Faltenwurf strebt, wie oft auch Draco Wahrheit diese Lügenhaftigkeit, die fast Instinct scheint, auf der That ertappt und auf den Nichtblock schleppt. Es entsteht so ein ewiges erregtes Duell zwischen dem unbewußten, aber auch unverbesserlichen Komödianten, der auf das alte schöne Truggold herkömmlicher Idealgedanken und Idealgefühle nicht verzichten will, und dem wilden Lügenjäger, der aus den versticktesten Höhlen, dem undurchdringlichsten Dickicht, dem abgelegenen Röhrdicht das lichtscheue, aber künstliche Beleuchtungseffecte liebende Getier auffscheucht. Und die weitere Folge dieses rühelosen Zweikampfs mit sich selbst ist ein nervöser Denkkampf, die Berufskrank-

heit der Hirnarbeiter, die keinen Gedanken mehr festhalten läßt. Daher bei Nietzsche das unläste Fallenlassen eben erst erworbener Erkenntnisse und Anschauungen! So kommt Nietzsche schließlich zu seinem absoluten Nihilismus. Für eine dürre Steppe hielt er unsere Cultur, und er warf die Funken seines Geistes hinein und wählte schon, den jagenden Brand zu sehen, das wütende Heer der Flammen, das Raum schaffen sollte für neuen Aufbau. Aber das Feuer frigt nur trockene Stellen aus und ersticht dann am saftstarken Wesen des Grünenden: der Weltbrand wird nicht entstehen.

Mit der Erkenntnis, daß die ganze Entwicklung der Menschheit einen verhängnisvollen Irrweg eingeschlagen, nahm Nietzsche zugleich die edel-größenwahnsinnige Aufgabe auf sich, die Verblendeten und Verirrten auf die Bahn des Heils und der Rettung zu leiten. Zu dem Ende mußten die Hirne revolutioniert, alle Werte der Menschheit umgewertet, die Götzen gestürzt und neue Götter auf den Thron der Welt gesetzt werden. Er, ganz allein, unternahm es, die Arbeit von Jahrtausenden und von Milliarden Menschen zu zertrümmern und zu ersetzen — und das nur durch die sieghafte Macht der Idee, die in Wahrheit doch stets nur neue Amalgame, nie neue Elemente zu erzeugen vermag, die nur Eine Stimme hat in dem Kriegsrat der zahllosen Gewalten, die über die Menschheit entscheiden. Während aber der Verwegene also Titanenträume erfann, ging eine kleine leise Veränderung in dem Gehirn des Mannes vor sich — der geistige Tod schlug dem kühnen Umwerter mitten in seiner Arbeit den Hammer mit boshaft-gewandtem Griff aus der Hand, zur Lehre den Fürwitzigen, daß dem Menschen die Ohnmacht, nicht die Allmacht eignet.

Woher nun jene Decadence mit ihrer Begleiterscheinung des müden, welken Pessimismus? Nietzsches Antwort lautet: Das Christentum trägt die Schuld, jene Ethik des Mitleids, die in der Lehre der Evangelien ihre idealste Gestaltung gefunden. Der „Sclavenaufstand in der Moral“ hat zur Herrschaft des Böbels geführt, des Böbels, der krank ist, häßlich und mürrisch und schlecht riecht. Nur die Religion mitleidloser Härte, die Herrenmoral, kann die Menschheit retten vor dem Verfall, vor geistigem

und physischem Asteekentum. Und indem er den Heroencultus eines Carlyle befruchtet mit der darwinistischen Lehre vom Kampf ums Dasein, der zur Auslese und Vervollkommnung führt, gewinnt er sein aristokratisches Princip, ein Princip, dessen Erfüllung er nicht etwa in der Herrschaft irgend welcher heute vorragenden Stände sieht — denn für ihn sind alle Stände von heute Pöbel —, sondern das erst seine Zukunftsmenschen erkämpfen sollen.

Diese Zukunftswelt wird in zwei scharf getrennte Casten gesondert: Unten die Masse der Vielzudrielen, des Menschengewürms, regiert von den Aristokraten oben, die ihrerseits in reinem Anarchismus ihren Individualitäten leben und, was sie von despotischen Gelüsten verspüren, an den Arbeitsclaven auslassen. Unten ein dumpfes, licht- und freudloses Vegetieren — Nietzsche hat vergessen hinzuzufügen: mit drängender Sehnsucht nach einem neuen Slavenaufstand — und oben das lichte Lachen der Starken, der Weisen, der Gesunden . . . Das Gedächtnis der Geschichte gliedert die Menschheit etwa so wie Nietzsche. Es hält nur die wenigen Ersten fest, und alles, was sonst gelebt und gelitten, verschwimmt in ein dunkles Chaos. Aber das ist nicht die Kraft, sondern der Mangel der geschichtlichen Erinnerung; sie ist zu arm, zu schwach, zu eng, als daß sie alle Schätze in ihren Scheuern bergen könnte. Und jene Vergessenen können sich nicht mehr wehren gegen die gedächtnislahme Geschichte. Was brauchen sie es auch! Ein Tröpfchen von Jedem ist hineingeflossen in das Schicksal der Dinge; Einen, wenn auch winzigen Factor hat jeglich Menschenwesen zu der gewaltigen Summe der Welt beigesteuert. Das Gesetz der Erhaltung der Kraft gilt auch für das historische Leben. Nichts, das war, kann verloren gehen. Das heißt: Unsterblichkeit der Seele. Nietzsche verkennet den Wert und die Stärke des Unendlich-Kleinen und er übersieht das Anschwellen der Einzelschwächen zu einer mächtigen Gemeinkraft. Dieser Cumulationsproceß mit seinen influencierenden Wirkungen auch auf die Herrschenden würde sich mit Notwendigkeit auch dann vollziehen, wenn wirklich eine Gestaltung der Menschheit

vorhanden wäre, wie sie Nietzsche träumt, und man braucht nicht einmal auf den sehr realen Freiheitswillen der einzelnen Massenglieder hinzuweisen, der sich zur Wehr setzen würde gegen eine Ausführung aristokratischer Artistenphantasieen à la Nero, um jene irrealen Vision von der Herrenmoral zu zerstören. Während Nietzsche so reich und oft so treffend ist in seiner negativen Kritik wird er arm und unwahr in seinem positiven Aufbau — erstarrt gleichsam vor dem Medusenblick seines Zukunftsgeichts. In der Schärfe des Blickes, Universalität der Anschauung, an kritischem Radicalismus, in der quellenden Fülle seines Witzes — ein wahrhaftes perpetuum mobile! — und auch in der poetischen, üppigen Gestaltung seiner Zukunftsträume übertrifft er alle Culturrevolutionäre der Zeit, aber in seinem Verführerischen liegt nichts Führendes, auf dem Wege zur Zukunft werden andere die Leiter sein, die nach realen Gefilden weisen, nicht nach bunten flimmernden Luftspiegelungen.

Die Unhaltbarkeit der positiven Anschauung Nietzsches ist für jeden unschwer zu erkennen, der sich nicht durch die Blendkraft dieser zu märchenhaftem Glanz geschliffenen Edelsteine Nietzsche'scher Gedanken hypnotisieren läßt. Wenn es überhaupt möglich gewesen ist, daß diese Traumbilder für erreichbare Wirklichkeiten gehalten wurden und noch gehalten werden, so liegt das daran, daß jene poetischen Visionen einem tiefen Gemütsbedürfnis unserer Zeit entsprechen.

Die alte Menschheitschlange will sich wieder einmal häuten. In solchen wirren Zeiten erstehen Erscheinungen wie die Nietzsches. Die Natur fiebert, und ihre phosphoreszierenden Wahngebilde werden Fleisch und Blut in Sehern und Propheten. Man denke an Rousseau, an die Männer der Renaissance, an die Phänomene der römischen Kaiserzeit. Die hypertrophische Entwicklung dreier menschlicher Bethätigungen: Politik, Handel und Industrie, Technik hat einmal zu einer Vernachlässigung derjenigen menschlichen Bethätigungen geführt, die man unter dem Namen „Seele“ zusammenzufassen gewohnt ist. Unser Gemüt ist leer und hungrig. Wenn heute ein mit allem Comfort der Neuzeit ausgestatteter

Culturmenschen seinem Geschäftsfreund telephonisch mitteilt, daß irgend eine südamerikanische Ministerkrisis einen Coursdruck auf diese und jene Papiere herbeigeführt habe, so mag er wohl, wenn anders er Zeit zur Selbstbefinnung hat, mit einem gewissen mitleidigen Stolz an jene Zeit zurück denken, allwo es weder Telephon noch Großhandel, noch eigentlich auch Politik bei uns gab, aber sein Gemüt wird durch diese Erkenntnis nicht wärmer, nicht reicher werden. Die seelische Bilanz des Lebens hat sich durch alle diese Fortschritte nicht gebessert. Statt der paar großen Glücksposten der früheren Culturepochen haben wir eine unendliche Zahl kleiner Bequemlichkeiten, die addiert vielleicht nicht einmal die Höhe jener wenigen Glückswerte erreichen, ganz abgesehen von der Vergrößerung des Debetcontos. Und wenn die Unterbilanz immer noch nicht zur Liquidation führt, so rührt das daher, daß wir in der Thatsache des Lebens an sich, des Lebendigseins, ein Grundcapital besitzen, das so leicht nicht zu erschöpfen ist. Jedenfalls aber empfinden wir etwas wie eine Abnahme dieses Capitals und verlangen nach neuen Seelenwerten. Zu dieser aus unserer Culturentwicklung hervorgehenden Seelenfrage, die gewissermaßen eine Proletarisierung, eine Enterbung des Gemüts darstellt, gesellt sich die aus denselben Ursachen entspringende Magenfrage. Nietzsche nun glaubte in einer sonderbaren Verwirrung, anstatt in beiden Fragen ein in einer gemeinsamen Lösung entgegenguführendes Problem zu erblicken, in dem einen die Hemmnis des anderen zu sehen. Er sah in der Lösung des socialen Problems nur den Erfolg, daß die Menschheit in ein allgemeines behagliches Verdauungsieber versinken würde und damit alles höhere Leben verloren ginge. So erwuchs ihm aus der ungestümen Sehnsucht seines verfeinerten Seelenlebens die neue Religion von den freien Geistern, die, in starker Gesundheit des Leibes auf den Höhen sich leben, fessellos genießend des grenzenlosen Reichthums ihrer ungehemmt entwickelten Menschlichkeit. Man sieht: nachdem der absolute Skeptiker in der Wollust des Zerstörens eine Zeitlang seine seelische Sehnsucht betäubt hat, strömt er sie dann aus in seinen Poetengebilden. Der Skeptiker wird zum Dichter, zum Propheten, er

kehrt zu dem zurück, wovon ihn erst die Steppis losriß, zum Cultus des höheren Menschen. Aber die Geschöpfe seiner Verehrung sind nicht mehr die großen Künstler des Denkens und Schaffens, nicht mehr die Schopenhauer und Wagner. Seine Verehrung erhebt sich aus der andächtigen Ruhe religiöser Anbetung sichtbarer Götter, sie geht auf die Wanderung, ruhelos, rastlos, weit hinaus über die Grenzen des Jetzt — zum Tempel der fernen Zukunft. Nietzsche schafft ein Epikuräertum erhabensten Stils, das alles Menschliche in höchster Steigerung umschließt, das mit bacchantischem Lachen den Rausch aller Leidenschaften und Begierden des Leibes wie des Geistes trinkt. Es ist nicht die Philistosität des ruheliebenden Genüßlings, sondern das wilde, allerschöpfende Ringen um Sturmgluck und Flammenlust. Das heiße Blut der Renaissance pulst in diesen farbenlodernden Dichtungen einer sehnsuchtsfiebernden Seele. — Dichtungen: Damit haben wir das rechte Verhältnis zu dem Bejaher Nietzsche gewonnen. Der Kritiker, der Skeptiker gehört der Wissenschaft, der Kunder eines neuen Glaubens der Dichtung. Und als Dichtung giebt sich auch Nietzsches Hauptwerk: „Also sprach Zarathustra.“

Der Zarathustra ist das Evangelium Nietzsches. Der persische Religionsstifter wird zum Antichrist, zum Träger der neuen Religion der Mitleidlosigkeit. Der Bergpredigt des neuen Testaments wird hier eine Art Abgrundspredigt zur Seite gegeben. In einer rhythmisch bewegten Prosa — hier hat die Sprache nicht für den Dichter gedichtet, hier hat der schöpferische Genius die Sprache geboren! — ergießt Nietzsche seinen Haß gegen die Welt der Gegenwart und seine Sehnsucht nach dem kommenden Zeitalter des Uebermenschen aus. Mit der Geißel des Flagellanten schlägt er, was ihm verächtlich ist, und die Keinen Narrenheiten treibt er mit der Schellenpritsche des Welthumoristen aus. Dazwischen ertönen ernst und feierlich in magischen Bildern die Dithyramben der Zukunft, voll des tiefen Schmerzes des Einsamen, des Freud- und Glücklosen, und der ekstatischen Sehnsucht nach Freude und Lebensfülle.

Von den Liedern des Zarathustra sind 1885 drei Bücher herausgekommen. 1885 entstand der vierte und letzte Teil. In einem aufschlußreichen autobiographischen Fragment aus dem Jahre 1888 spricht Nietzsche von diesem Schlußband: „. . . ich habe als „Versuchung Zarathustras“ einen Fall gedichtet, wo ein großer Notschrei an ihn kommt, wo das Mitleiden wie eine letzte Sünde ihn überfallen, ihn von sich abspenstig machen will. Hier Herr bleiben, hier die Höhe seiner Aufgabe reinhalten von den viel niedrigeren und kurzfristigeren Antrieben, welche in den sogenannten selbstlosen Handlungen thätig sind, das ist die Probe, die letzte Probe vielleicht, die ein Zarathustra abzulegen hat — sein eigentlicher Beweis von Kraft.“ — Es ist denen, die das juristische Recht auf Nietzsches Schöpfungen haben, Dank abzustatten, daß sie uns den letzten Band des Zarathustra, seine „Versuchung“ nunmehr zugänglich gemacht haben. Daß der weitere Nachlaß bald folgen möge, ist dringend zu wünschen. Das deutsche Schrifttum hat ein Recht darauf, alle Documente dieses sublimen Geistes zu besitzen. Mögen da nicht Kleinliche Bedenken die Erfüllung einer Ehrenpflicht vereiteln! Wie man neuerdings hört, soll nach dem kürzlich erfolgten Tode des orthodoxen Gegenwärtigen des Nietzsches die Veröffentlichung einer größeren Anzahl Nachlasschriften zu erwarten sein.

„Neun Gestalten“, so skizziert der ungenannte Herausgeber des vierten Buches des Zarathustra, „in denen verschiedene Seiten der europäischen Cultur typisch verkörpert sind, erheben den Notschrei über ihr Ungenügen an sich selbst, verlangen nach Steigerung und Vollendung ihres Wesens; Zarathustra widersteht dem Mitgefühl mit ihrem Jammer, ihrer Seelennot, — an seiner Härte und Unbeirrtheit richten die Verzweifelnden sich wieder auf; sein Blick aber sucht nach heroischeren, wohlgerateneren Helfern zum Plan einer Menschheitserhöhung.“

Tauchen wir tiefer — unter das Meer, auf dem die Sonne liegt. Und nun öffnen wir unter dem Wasser die Augen — verwandelt in verwandelter Welt. Eine Welt von glühenden Farben ist's, die in trunkenem Reigen schwärmen, Geister von brennen-

dem, leuchtenden Krystall, steigend und sinkend in eiligem Auf und Ab; bis auf den Grund ihres Wesens wähnt man den lichten, durchsichtigen Flattergeistern zu blicken, und doch bleibt alles unfassbar Indes nicht zu lange dürfen wir diesem Zauberspiel zuschauen, wir heben das Haupt wieder über das Meer, daß wir nicht ersticken. Und da ist wieder unsere alte vertraute Welt. Da ist das Badehaus, das unsere täglichen Kleider wahr't, und der alte, kluge und gutmütige Bademeister, der gesunde Menschenverstand, atmet erleichtert auf. Wir blieben so lange unter dem Meerespiegel, daß er fast fürchtete, wir kämen nimmer wieder empor

Zarathustra ist alt geworden; in ruhvoller Heiterkeit haust er in seiner Höhle und harret des Reiches des Uebermenschen, das kommen wird. Da erscheint der Wahrsager bei ihm, der lehrte: „Alles ist gleich, es lohnt sich Nichts, Welt ist ohne Sinn, Wissen würgt.“ (Man mag die zerfließenden Conturen dieses Typus der Weltverachtung verschärfen, indem man den Namen Schopenhauer einsetzt, des' abtrünniger Jünger Nietzsche=Zarathustra ist.) Zarathustra erschrickt über das verwandelte Antlitz des Gastes: „so viel schlimme Verkündigungen und aschgraue Blicke liefen über dieses Gesicht.“ Er bringt auch schlimme Verkündigungen dem „vergnügten alten Mann“. Die Wellen großer Not und Trübsal steigen, sie wollen den Nachen Zarathustras von seiner Berghöhe heben und den stillen Einsiedler davontragen, daß er der Menschheit ein Heiland, ein mitleidiger Heiland sei: „Hörst Du noch nichts? fuhr der Wahrsager fort, rauscht und braust es nicht heraus aus der Tiefe? Zarathustra schwieg abermals und horchte: da hörte er einen langen, langen Schrei, welchen die Abgründe sich zuwarfen und weitergaben, denn keiner wollte ihn behalten: so böse Klang er.“ Der höhere Mensch ist es, der nach Dir schreit, belehrt ihn der Wahrsager. Zarathustra eilt dem Notschrei nach, dieweil der Wahrsager, der „seufzende Trauersack“, der an kein Glück, an kein Gelingen glaubt, in der Höhle bleibt, auf Zarathustras Wiederkunft zu warten. Zwei Königen begegnet Zarathustra zunächst, die einen Esel vor sich hertreiben; sie jagt die

Sehnsucht nach dem höheren Menschen. Sie sind *Décadents*: sie sind nicht die Ersten — und müssen es doch bedeuten. Es ist ihr Fluch und ihr Ekel, mit dem „vergoldeten, falschen, überschminkten Pöbel zu leben — ob er sich schon gute Gesellschaft heißt — ob er schon Adels heißt. Aber da ist alles falsch und faul, voran das Blut, dann alten schlechten Krankheiten und schlechteren Heilkünstlern. Das Beste und Liebste ist mir heute noch ein gesunder Bauer, grob, listig, hartnäckig, langhaltig: das ist heute die vornehmste Art. . . . Pöbel aber, das heißt: Mischmasch“. (Man erkennt: Rembrandt, der Erzieher spielt, ist in Wahrheit ein Zögling!) Das Glück ihrer Väter wühlt in diesen zu spät gekommenen Königen, das Glück der Könige, „wenn die Schwerter durcheinanderliefen gleich rotgefleckten Schlangen,“ — und sie selber sind doch sehr friedfertige Könige mit alten und feinen Gesichtern. Zarathustra aber lädt die müden Unzufriedenen in seine Höhle ein, auf ihn zu warten: „Und der Könige ganze Tugend, die ihnen übrig blieb, — heißt sie heute nicht: Wartenkönnen?“, und er selbst wandert weiter dem Notschrei nach. Der „Gewissenhafte des Geistes“ ist der nächste Mensch, dem er begegnet. Am Sumpfe liegt er, um das Hirn des Blutegels zu erforschen, und die Blutegel saugen das Blut seines Leibes. Es ist der Vertreter der exacten Specialforschung: „Mein Gewissen des Geistes will es so von mir, daß ich Eins weiß und sonst Alles nicht weiß: es eckelt mich allen Halben des Geistes, aller Dunstigen, Schwebenden, Schwärmerischen.“ Vom Gewissenhaften des Geistes wandelt Zarathustra zum „Büßer des Geistes“, dem pessimistischen Künstler, der in geißelnden Rhythmen die Welt und den Henker-Gott verflucht und den Schmerz preist. Aber er ist ein Komödiant, ein Falschmünzer, ein Mann der begehrliehen Entfagung und der wollüstigen Askese. In seinem tiefsten Weh, ja in seinem aufrichtigsten Selbstbekenntnis ist stets Lüge: „Deine Krankheit würdest Du noch schminken, wenn Du Dich Deinem Arzte nackt zeigtest“, spricht Zarathustra zu ihm. Der aber erwidert dem unbetrügbaren Erkennen mit der einzigen ehrlichen Wahrheit, deren er fähig ist: „O Zarathustra, ich bin's

müde, es ekelt mich meiner Künste, ich bin nicht groß, was ver-
stelle ich mich! Aber, Du weißt es wohl — ich suchte nach
Größe!“ — Hinter der Maske des Büßers des Geistes, des alten
Zauberers birgt sich Richard Wagner, mit dessen Vergötterung
Nietzsche begann, mit dessen Verwerfung er endete.

Der „letzte Papst“ ist die folgende Begegnung Zarathustras.
Schweremütig trägt er sein Los, „außer Dienst“ zu sein. Er hat
dem alten Gotte gedient treulich bis zu seiner letzten Stunde.
Ach, er war sehr alt und weich und mürbe und mitleidig ge-
worden, der Gott, der in seiner Jugend so hart und rachsüchtig
war und sich eine Höhle zum Ergötzen seiner Lieblinge erbaute;
da erstikte er eines Tages an seinem allzu großen Mitleiden und
nun ist er „gründlich tot“. Der schwermütige Außerdienstliche
aber ahnt in Zarathustra den neuen aufrichtenden gottlosen Gott
und geht, wie der Gewissenhafte und der Büßer des Geistes, zu
Zarathustras Höhle. — Die melancholische Ironie des deca-
denten Halbmenschen, der schmachtet, ein Ganzer zu sein, und
der überlegene heroische Humor des neuen Heiland, der die
Gebeugten, die Versunkenen durch das Segfeuer harter Mit-
leidlosigkeit zur Genesung führen will — das gab den bisher
nachgezeichneten Bildern trotz aller düstren Klage und schrillen
Hohn einen Zug keck lustiger Teufelei. Ein Bild des tiefsten
Grauens reiht sich an jene Zwielfichtgebilde von Verfall und
Gesundung, ein Nachstück des Entsetzens, entworfen von einer
dämonischen Phantasie, die mit einer unheimlichen Gestaltungs-
kraft ihre Visionen wiederzugeben versteht: „Zarathustra trat in
ein Reich des Todes. Hier starrten schwarze und rote Klippen
empor: kein Gras, kein Baum, keine Vogelstimme. Es war näm-
lich ein Thal, welches alle Tiere mieden, auch die Raubtiere;
nur daß eine Art häßlicher, dicker, grüner Schlangen, wenn sie alt
wurden, hierher kamen, um zu sterben. Darum nannten dies
Thal die Hirten: Schlangen-Tod“. Hier haust der „häßlichste
Mensch“, der Mörder Gottes; denn am Mitleiden mit ihm ist
— wie schon im vorigen Bild angedeutet war — Gott gestorben.
Wie Zarathustra Den sieht, da befällt ihn die Scham, daß er

so etwas sehen mußte, und dann das Mitleid mit dem Unausprechlich-Scheußlichen. Aber er stirbt nicht an diesem Mitleid, wie der alte morsche Gott, sondern er rafft sich auf und weist dem Geschöpf den Weg zu seiner Höhle. Das Entsetzen, das über diesem Phantasiestück liegt, steigert sich noch durch das Vieldeutig-Undeutbare der symbolischen Beziehungen. Auch die Absichten des Dichters sind hier in Nacht versponnen. Man empfindet, daß Unausprechliches hier ausgesprochen ist, aber man dringt zu keiner hellen festen Erkenntnis. Der „freiwillige Bettler“, der vom Pöbel unten und vom Pöbel oben geflohen ist und fern den Armen sowohl wie den Reichen — Sträflinge des Reichthums nennt sie der angebliche „Philosoph des Capitalismus“ — bedürfnislos bei den Kühen weilt, um von ihrer wiederkäuenden Behaglichkeit das Glück zu lernen*), und endlich der „Schatten Zarathustras“, der ruhelose Alhasperus des Gedankens, der alle Wahrheiten als Fügen erkannt hat und doch nach Wahrheiten in ewig unbefriedigter Qual sucht — diese beiden Gestalten schließen die Begegnungen Zarathustras ab und damit zugleich den ersten Teil des Buches: die Wanderung Zarathustras, der den höheren Menschen sucht und statt dessen Uebergangs- und Untergangsmenschen findet.

Ein herrliches Idyll leitet zum zweiten Teil über. Es ist mittags. Zarathustra streckt sich zur Ruhe aus, und der Schlaf will ihn umfangen. Ein paar Verse mögen die unvergleichliche

*) Der freiwillige Bettler predigt: „So wir nicht umkehren und werden wie die Kühe, so kommen wir nicht in das Himmelreich. Wir sollten ihnen nämlich Eines ablernen: das Wiederkauen.“ Man hat aus diesem Satz geschlossen, daß mit dem freiwilligen Bettler Jesus Christus gemeint sei. Das ist indes irrig. Harmlose Periffage und lebenswürdiger Spott ist die Grundstimmung dieses Bildes. Die weltstoriische Bedeutung Christi hätte die Phantasie Nietzsche anders gestaltet, größer, wichtiger, glühender. Vielmehr verbildlicht der freiwillige Bettler anscheinend die modernen Christapostel, die weltföchtig die Lehre Christi rein zu erfüllen trachten, indem sie ihre entsagende Bedürfnislosigkeit mit allerlei Prophetentum verbrämen: heiter kindliche Seelen mit vegetarischen Mägen und naturgemäßer Bekleidung.

Anmut dieses fein beobachteten und vollendet wiedergegebenen Stimmungsbildes zeigen, das den Uebergang von wacher Müdigkeit zu lösendem Schlummer malt: „Still! Still! Ward die Welt nicht eben vollkommen? Was geschieht mir doch? Wie ein zierlicher Wind, ungesehen, auf getäfeltem Meere tanzt, leicht, federleicht, so — tanzt der Schlaf auf mir. Kein Auge drückte er mir zu, die Seele läßt er mir wach. Leicht ist er, wahrlich! federleicht. Er überredet mich, ich weiß nicht wie? er betupft mich innwendig mit schmeichelnder Hand, er zwingt mich. Ja, er zwingt mich, daß meine Seele sich ausstreckt . . .“ Es fällt schwer, mit dem Citat abzubrechen. Die Sprache erscheint in diesem Gesang wie verzaubert, sie hat neue Klangfarben und fremde Melodien und eine ätherische Leichtigkeit, die sich sonst nicht finden läßt. Mit dem Waldweben in Wagners Siegfried mag man dieses Mittagsweben zusammenhalten.

Der zweite Teil führt die Scenen in der Höhle vor. „Der letzte Rest Gottes unter Menschen, das ist: alle die Menschen der großen Sehnsucht, des großen Ekels, des großen Ueberdrusses“ — so schildert der Wortführer der Gäste die kleine Gemeinde, die ehrfürchtig von Zarathustra die große Hoffnung lernen wollen. Zarathustra aber sieht nach kurzem Irrtum ein, daß dies nicht die höheren Menschen seien, auf die er gewartet, die als Krieger zu seinem Kriege taugten. Sie sind nur Brücken, Stufen, auf denen andere in die Höhe schreiten werden. Zarathustra wartet „auf Höhere, Stärkere, Sieghaftere, Wohlgemutere, Solche die rechtwinklig gebaut sind an Leib und Seele: lachende Löwen müssen kommen!“ Wer zu ihm gehört, „der muß von starken Knochen sein, auch von leichten süßen, — lustig zu Kriegen und Fessen, kein Dusterling, kein Traumhans, bereit zum Schwersten wie zu seinem Feste, gesund und heil.“ Aber sind es auch nicht die Krieger der Zukunft, so sollen sie doch von dem Glück der Zukunft einen Vorglanz genießen. Zarathustra rüstet den Gästen das „Abendmahl“, bei dem er ihnen vom höheren Menschen predigt und sie den Tanz und das Lachen lehrt: „Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: Euch, meinen

Brüdern, werfe ich diese Krone zu! Das Lachen sprach ich heilig, ihr höheren Menschen, lernt mir — lachen!" Das ist nicht das bierheilige Lachen des Optimus, es ist das Lachen des Pessimus, der überwunden hat, der jenseits steht von Glück und Leid, der sich das höchste und schwerste Gut, das quellklare Lachen unter bösen Kämpfen und zehrenden Schmerzen errungen hat. Und wie ergreifend klingen diese Hymnen auf den Tanz! Wen je aus schwerer Stimmung ein farbenflirrendes Tanzpoem erlöst hat, wem es nicht die plumpe Sinnenlust, die der Unreine sich errafft, sondern die lautere, helle Sinnenfreude, die den Reinen Terpsichores Gaben spenden, gewährt hat, — der vermag tief zu fühlen, was Nietzsche, der arme Atlas, auf dem die Welt seines schweren Grübelgeistes lastete, mit seiner Tanzsehnsucht gemeint hat. . . Und Willis sind seine Gedanken, die leidend-leidenschaftlichen Tänzerinnen, die ewig schwärmen, weil sie bräulich, unerfüllter Sehnsucht schwer, ins Grab sanken, unvermählt — der Wahrheit. In unserer sorgengebungen Zeit, da man überall den bangen Massentritt eines nationalen oder socialen Krieges zu hören vermeint, klingen diese Hymnen auf die Leichtfüßigkeit des Tanzes so erschütternd, wie die Sonnensehnsucht des nordischen Gespenstersehers. Nebenbei: der Pythien von Kaffeefasses Gnaden männliche Concurrenten, die aus der „Blutmischung“ tiefe Weisheiten zu ergrübeln verstehen, mögen daran denken, daß Nietzsche polnischen Edelleuten entstammt, daß also das Blut des Tanzvolkes *κατ' ἔξοχην* in ihm lebt.

So ernten die siechen Gäste Zarathustras Genesung und neues lachendes Leben. Aber ihr böses Leiden ist nicht völlig zerstört. Kaum hat sich der Wirt aus der Höhle entfernt, um einsam in reinen Lüften sich von der lauten ausdünstenden Geselligkeit zu erquicken, da lassen sie sich verführen von den schwülen Liedern der Schwermut, die der alte Zauberer anstimmt, und werden wieder traurig und schwer. Und ein zweiter schlimmer Rückfall führt zu dem „Eisfest". Sie sind Alle wieder fromm geworden, haben den Esel zum Gott gemacht, und knieend beten

sie zu ihm, inbrünstig und zerknirscht — eine Scene voll kühnen Humors und blasphemischer Verwegenheit. Doch schnell werden sie wieder fröhlich nach dem „Meinen tapferen Unsinn.“ Sie sind genesen. — Nach dem tosenden Fest gehen sie Alle hinaus in die feierliche Stille der Mitternacht. Seliger Friede kommt über sie, selbst der häßlichste Mensch ist zum ersten Male zufrieden, daß er das ganze Leben lebte. In geheimnisvoller Mystik wie Ahnung aufkloppender Zukunft, rauscht das Lied der Mitternacht, das Nachtwandler-Lied, — aus dem dritten Teil des Zarathustra — paraphrasisch durch das weihevollen Schweigen:

Oh Mensch! Gib Acht!
Was spricht die tiefe Mitternacht?
„Ich schlief, ich schlief —
„Aus tiefem Traum bin ich erwacht: —
„Die Welt ist tief,
„Und tiefer als der Tag gedacht.
„Tief ist ihr Weh —,
„Kust — tiefer noch als Herzeleid:
„Weh spricht: Vergeh!
„Doch alle Kust will Ewigkeit —,
„— will tiefe, tiefe Ewigkeit!“

In dieser Stunde haben die Gäste Zarathustras die höchste Entwicklung erreicht, die ihnen vergönnt ist. Hier verläßt sie Zarathustra. Er hat seine letzte Sünde überwunden, das Mitleid mit den höchsten und zugleich unglücklichsten Menschen, die die Cultur der Décadence hervorzubringen vermocht hat. Ein Zeichen kündigt ihm, daß die große Zukunft, der große Mittag, nahe ist. Er verläßt seine Höhle, „glühend und stark, wie eine Morgensonne, die aus dunklen Bergen kommt.“ Das sind die Schlussworte von: „Also sprach Zarathustra“. Der Dichter führt bis an die Pforte des Uebermenschenreichs, aber das „Sesam, öffne dich!“ wird nicht gesprochen . . .

Eine geistige Leidenschaft glüht in diesen Gedankenrhythmen, in diesen Liedern der Sehnsucht nach einer Wiedergeburt der Menschheit, wie sie in dem Schrifttum aller Völker ihresgleichen

sucht. Wie sanft erscheint neben dem ringenden Zarathustra die gelehrte Unbefriedigtheit des Faust im ersten Teil, wie behaglich der Chatendrang Faustens im zweiten Teil. Zarathustra will auch viel Höheres. Erkenntnisdurst und Chattenhunger liegen hinter ihm, das sind überwundene Nichtigkeiten, er will, ein neuer Gott nach dem alten Mythos, ein junges, schöneres Menschengeschlecht schaffen, nach den gewaltigen Plänen seines übermenschlichen Geistes. Man fühlt, daß in den Zarathustra ein unendlich reicher Geist alles ausgeströmt hat, was in ihm an Kraft war, daß hier die Schöpfung den Schöpfer vampyrisch ausgezogen hat. Für Goethe, um gleich den Größten zum Vergleich heranzuziehen, war sein Schaffen eine Befreiung, Eine Lebensäußerung, eine von vielen. Er war daneben ein kluger Minister, ein glücklicher Liebhaber, ein vielgeschäftiger Weltmann, ein gesunder Mensch, der sich durch keine seiner Bethätigungen ausplündern ließ, dem seine Werke gaben, nicht nahmen. Er besaß neben seiner geistigen auch materielle Universalität, nicht nur die Gedanken, sondern auch die Dinge der Welt vereinigten sich in ihm zum treuen Abbild des Makrokosmos; er dachte und lebte, er gab sich in geistigen Werken und realen Thaten aus. Daher entstand das Ausgegliche, Harmonische seines Wesens, darum befreit er, und knechtet nicht, wie der disharmonische, schwerpunktlose Schwarmgeist Nietzsche, der sich seinem Werk verschreibt mit Leib und Seele, dessen Lebensäußerungen Lebensentäußerungen sind. Er giebt alles hin, damit die Geschöpfe seines Geistes sich entfalten. Er besitzt nicht einmal den Egoismus der Selbsterhaltung, des Gesundseinwollens. In diesem starren Doctrinär des Egoismus steckt der opferfähigste Mensch, der sich denken läßt, der stirbt, damit sein Werk lebe. Wie die Verengung des Stofflichen zum Specialismus die Unart der gelehrten Steinklopfkunst ist, so ist die Erhöhung der Intensität zur Manie, zur Besessenheit, zu einer Art Nervenspecialismus, den modernen Tiefgeistern eigen. Daher häufig visionäres Gedankenschauen in ungeahnte Tiefen — aber überall dringt in das Geschaffene der Krankheitszustand der Schaffenserregung, der geistigen Wehen, und diese

Stimmungsfärbung teilt sich auch den Genießenden mit, versetzt sie in einen Marterrausch, stachelt sie auf zu heller Begeisterung, die alsbald in drückende lähmende Angst, ja Verzweiflung umschlägt. Wer Nietzsche liest, muß in der Freude auch die Qual lieben. Er ist nervös und macht nervös. Ja, aus der Sensibilität seiner Nerven läßt sich ein gut Teil seiner intellectuellen Anschauungen erklären. Goethe machte es sich früh zur Lebensweisheit, den Ekel zu überwinden, die Idiosynkrasien der Seele. Er stieg auf das Straßburger Münster, um sich vom Schwindel zu befreien, er ging in die Anatomie, um seine Blutscheu zu verlieren. So ward er ein Mensch, der alles Menschliche ruhig und gelassen betrachtet. Nietzsche bildete umgekehrt sein Ekelgefühl zum Cultus aus. Seine widrigen Empfindungen waren für ihn nicht etwa subjectiv zu überwinden, sondern vielmehr die objectiven Erreger dieser Empfindungen. Die nervöse Ueberreiztheit, die mit bohrenden Ekel Schmerzen auf jeden üblen Geruch, jeden scharfen Ton, jedes häßliche Bild reagiert, ward ihm zur Quelle seiner neuen sehnächtigen Weisheiten. Man erzählt von einem berühmten Wagner-Capellmeister, daß er halb wahnsinnig wird, wenn er einen unschönen Menschen sieht; man weiß von Grillparzer, daß er alles „widrig“ fand, und man kennt genug Menschen, die fähig wären, ihr Gegenüber im Gasthaus zu erdroffeln, weil dieses den ästhetisch gebildeten Sinn des Tischgenossen durch die Art seines Essens martert. Es handelt sich überall um übergroße Empfindlichkeit der Nerven, und man wird lieber mit Goethe sich selbst abhärten, als mit Nietzsche die „Ekelhaften“ zu vernichten wünschen. — Und noch einmal zurück zum Faust: Goethes Titan vergißt sein Leid am Herzen eines holden, schlichten Kindes. Menschlich, allzu menschlich, deshalb erschütternd! Zarathustras Gretchen heißt — Ewigkeit. Das ist kosmisches Pathos, das die Seele in der erhabenen Stimmung erbeben läßt, die die Anschauung des Grenzenlosen erweckt; es erzeugt aber nicht die blutwarme, innige Ergriffenheit, die das Menschliche anregt. Es fehlt in ihm das Element des Rührenden, gewissermaßen Kleinbürgerlichen, das ein notwendiger Bestandteil jeder menschlich er-

schütternden Poesie ist. Dafür eignet ihm ein weltbürgerliches Ingrediens, das das Gemüt sehnsüchtig ins Unendliche zerfließen macht.

Der Vergleich Nietzsches mit Goethe war willkürlich herangezogen, um einige Wesenszüge des Zarathustradichters durch den Contrast klarer auszuheben. Sachlich wäre Nietzsche am ehesten mit Stirner, dem Verfasser von: „Der Einzige und sein Eigentum“, dem in J. H. Mackay neuerdings ein Jünger und Erwecker erstanden ist, zusammen zu nennen. Sie stimmen nicht nur in der Doctrin des philosophischen Anarchismus, in der unerschrocken vordringenden, zerstörenden Kühnheit des Denkens, in der weltfernen Einsamkeit ihres Leids überein, sondern auch ihrer beider Stil weist überraschende Aehnlichkeiten auf. Gemeinsam haben sie die zuckenden, nervösen Sphingfragezeichen und als Gegensatz die pathetisch dehrenden Gedankenstriche, die den Sinn eines Satzes oder eines Wortes beschweren, vertiefen; beide lieben sie die Verzauberung gewöhnlicher Worte zu volleren Werten. Und beider Gedanken sind Spußgebilde des tropischen Zauberklimas, das im Hirnhergenland Illusionien waltet und wirrt. Greifbare Unbegreiflichkeit, heißfarbige Wesenlosigkeit, starkblütige Blutcere, kurz Schein, der Wirklichkeit lügt, ein Nichts, das das All heuchelt — das ist der logische Nicht-Sinn dieser Denker, die um so abstracter sind, je sinnlicher die Form ihrer Phantasmagorien ist . . .

Der Band, der den 4. Theil der Lieder Zarathustras bringt, enthält noch zwei wertvolle Beigaben: ein schönes Portrait Nietzsches und Dionysus-Dithyramben, die aus dem Herbst 1888 stammen. Das Bild ist ein Kampfbild. Es empört auf den ersten Blick den Beschauer und es entläßt ihn in verehrender Liebe. Ein buschiger Schnauzbart überschattet den vorgebauten Mund und das breite Kinn, das mehr einen schneidigen Streber als einen tiefen Denker zu verraten scheint: der Typus roher, rücksichtsloser Energie. Dann aber verändert sich der Eindruck. Unter starken Brauen blickt aus grundloser, einsamer Tiefe das Auge, das die weitesten Fernen in seine Abgründe zu ziehen strebt. Die Stirn ist nicht hoch, aber da, wo der edelste Teil des Gehirns liegt, am unteren Rande kräftig entwickelt. Von der Wurzel der scharf vorspringenden Nase zieht sich oberhalb

des Mundes eine klaffende Furche voll Bitternis und Weh. In einer seltsamen Erweichung erscheint, je länger man das Bild betrachtet, die brutale Entschlossenheit, die anfänglich so grell hervorstach. Es ist wie der halb stolze, halb demütige Gramblick eines einsamen Kindes, das anders ist, wie die anderen, und das deshalb Schmerzen duldet, ohne daß es sich doch zu ändern vermöchte. Das Anderssein, das Größersein ist ihm unabwendbares, lastendes Geschick. Zuletzt glaubt man noch schlimme gespenstische Schatten über das Gesicht huschen zu sehen, die auch in den Winkeln der gebrochenen, früher so festen Handschrift zu nisten scheinen. Aus welcher Zeit stammt das Bild und dieses zitternde Autogramm: „Dr. Friedrich Nietzsche Prof.“?

Die Dionysus-Dithyramben brausen die Sehnsucht Nietzsches nach seiner Zukunfts-Heimat, dem lachenden, tanzenden, starken Zarathustra-reich aus, im Einzelnen schwer ausdeutbar, zerrissen, zerflatternd, irre Ausbrüche der Qual und Verstörung. In einem Lied: „Zwischen Raubvögeln“ singt er:

Aber du, Zarathustra,
liebst den Abgrund noch,
thust der Tanne es gleich? —
Die schlägt Wurzeln, wo
der Fels selbst schauernd
zur Tiefe blickt —
die zögert an Abgründen,
wo alles rings
hinunter will:
zwischen der Ungeduld
wildem Gerölls, stürzenden Bachs
geduldig duldend, hart, schweigsam,
einsam

Der Sturm hat die Tanne in den Abgrund geworfen. Da liegt sie nun zersplittert, aber grünend noch, scheinlebig, in Wahrheit tot, und die Nadeln fallen langsam, langsam,





Parteikunst.

(1896.)

Der Professor, der gleichwohl ein tiefer Denker, vielleicht sogar der tiefste, wenn auch nicht der bekannteste, der gegenwärtig im deutschen Lande wirkt, der Professor war aus Berlin zurückgekehrt. Er liebt Berlin, denn es ist die Heimat seiner hoffnungsüppigen Lehrjahre, seiner jungen Arbeitsbegeisterung und ersten Erfolge gewesen, und in schmerzhafter Isolierung trösten ihn jetzt Besuche in Berlin. Wir wandern die Allee entlang, die im ersten Lenz prangt, und er erzählt allerlei, frisch und angeregt. Plötzlich spricht er vom Theater, und ich merke an seiner Art, daß er mich, den er für einen schlimmen Fanatiker der neuen Richtung hält, zu bekehren wünscht und im voraus gegen meinen erwarteten Widerspruch gerüstet ist. Er erzählt mir also, daß ihn sein Freund, der socialdemokratische Abgeordnete — auch der Professor ist überzeugter Socialist — ins Deutsche Theater geschleppt habe, um ihm das Beste neudeutscher Kunst, „die Weber“, zu zeigen. Die Enttäuschung nach den Verheißungen seines Gewährsmannes war grausig, sie ward mehr als Empörung, sie ward Verachtung, und der Professor setzte mir auseinander, warum es ihn erstaune, daß selbst verständige Leute derlei Machwerke für große Kunst ausgeben. Das war auf den Freund und zugleich auf mich gemünzt. Der Professor ist nicht nationalliberal, sondern im Gegenteil gewöhnt, sehr deutlich und entschieden ja oder nein zu sagen, und in diesem Falle sagte er nein.

Ich schwieg und dann benutzte ich eine Pause, um ihm — Recht zu geben. Er war sichtlich überrascht über die schnelle Capitulation, ich aber begründete diese unerwartete Uebereinstimmung zwischen dem in Shakespeare wurzelnden Alten und dem jungen Weggenossen der Modernen: Ja, wenn Sie eine große socialistische Weltanschauungskunst erwarteten, dann mußten Sie von Gerhart Hauptmann enttäuscht sein. Wir haben in unserer neuen litterarischen Sturmzeit in der That bisher keine Persönlichkeit, die mit gereiftem und gefestigtem Bewußtsein die univervale Idee der Welt künstlerisch erobert und gestaltet, wir haben nur geniale Fragmentarier von unzuverlässiger Intelligenz, brüchiger Bildung, keine wahrhaft führenden Geister, die auf der Höhe der modernen Weltanschauung diese Welt in all ihrer Erhabenheit und ihrer Erbärmlichkeit, in all ihren Zuckungen und Strahlungen poetisch umfassen, wir haben Decadenten- und Litteratenkunst, wir haben nicht die gewaltige bejahende Kunst, die aus der Götterdämmerung den neuen Kosmos schafft, aber — wir haben doch wenigstens in Deutschland wieder eine ernsthafte Kunst, seitdem uns die lärmenden Polemiker am Anfang der achtziger Jahre, die die krasse Undankbarkeit der kleinen productiven, durch sie erst möglich gewordenen Talente jetzt so gern verlästert und geringschätzt, aus den Fesseln der Publicumschriftstellerei und Gute-Stuben-Dressur erlöst und von der bourgeoisen Wohlansständigkeit, der heuchlerischen Prüderie und der verlogenen Feigenblattcultur befreit haben. Jetzt dürfen wir wieder frei reden, wir haben unser künstlerisches Menschenrecht zurückerobert, und wenn sich auch die Emancipation von der Convention der Mädchenpensionate mißverständlich unter der platten und falschen Formel des Naturalismus vollzog, so hat sie uns doch Dichter gewonnen. Sie dürfen es nicht den Großen entgelten lassen, weil er kein Ganzgroßer in Ihrem Sinne ist. Gerhart Hauptmann ist gewißlich nicht der erfüllende Prophet der neuen Weltanschauung, es fehlt ihm alles das, was Sie von einem Classifier verlangen, aber er ist ein innerlich bedeutender Dichter im Kleinen und Engen. Er ist der große Lyriker, der nur deshalb Dramatiker geworden ist, weil er die wundersame Fähigkeit besitzt, statt seines eigenen Erlebens das der anderen lyrisch auszulösen. Dieser Drama-

titer ist eigentlich ein Lyriker der zweiten Person. Sie mögen es nur als eine manuelle Geschicklichkeit erachten, daß er Zeitstimmungen in blutwarmen Gestalten, fein und wahr zum Reden bringt, daß er ein scharfes Ohr für die Subtilitäten individueller Sprachform besitzt, daß er mühelos in verschwenderischer Fülle Menschen der Gegenwart nachschafft, Sie mögen ihn einen Coloristen nennen, einen Panopticumskünstler, weil ihm die Tiefe und die Macht allbeherrschender Ideen fehlt, indessen das haben wir doch wenigstens jetzt, und weil wir es nicht hatten, so müssen wir dankbar sein. Hauptmann hat uns in Deutschland die Kunst für das öffentliche Leben zurückerobert.

Jetzt widersprach der Professor nicht, und so schieden wir im Einklang, nachdem er noch ein wenig von der neunten Symphonie geplaudert.

* * *

In Siebleben, dem Dorfe Gustav Freytags, hat zum erstenmale eine politische Organisation öffentlich über die Kunst, ja mehr, über die moderne Kunst debattiert. Noch nie haben wir in unseren Parlamenten, auf unseren bürgerlichen Parteitagungen solche Töne vernommen, höchstens, daß im bayrischen Landtag die schwarze Teufelsgarde den Zorn Gottes und des Ministeriums auf die sündige moderne Kunst herabzeterete, die in wüstem Materialismus versunken, im Schmutze wühlend und vom Gestank sich mästend, schweinisch und keckerisch, bestimmt einen der vielen sittlichen Weltuntergänge zur Folge haben müsse, die in den frommen Laboratorien jederzeit vorrätig zu haben sind oder nach Maß angefertigt werden können. Die größte deutsche Partei hat einen erheblichen Teil ihrer Jahresversammlung der Erörterung von Kunstfragen gewidmet, und ob dieses unerhörten Vorgangs wohl hat die Tagespresse diesmal die verächtlichsten Urteilscliques herausgesucht, die man in allen Gattungen und Graden des Mißfallens seit 25 Jahren in den Bleikammern der Journalistik angesammelt hat. Niemals war der Parteitag der Socialdemokratie so ergebnislos, flach, unbedeutend, widerlich als heuer. Gewiß, ihr Herren, hat man doch sogar über die Kunst debattiert! Wie flach, unbedeutend und widerlich!

Doch ernsthaft. Die Kunsterörterung in Siebleben war ein bedeutames Ereignis. Es handelt sich nicht nur um die Erziehung der Socialdemokratie, also des Proletariats, der Volksmasse zur Kunst, sondern es handelt sich ebenso sehr um die Erziehung der Kunst zur Volksmasse. Bisher ist es ein Feuilletonistenwahn gewesen, daß die Kunst irgend eine beträchtliche Rolle im modernen Culturleben spiele. Das Premierenpublicum ist keine Kunstgemeinde, und die paar Litteraten auch nicht. Wir hatten im günstigsten Fall Litteraturvereine, eine Volkskunst gab es ebenso wenig wie ein Kunstvolk. Außerhalb der Schöngeistercclubs kümmerte man sich kaum um diese Strebungen, die angeblich die Blume der Kultur darstellen. Die Bräufewitze waren wichtigere Arbeiter am Zeitgeist als die Hauptmann und Ibsen. Die unterdrückten freien Volksbühnen waren eigentlich die einzigen Stätten der Hoffnung. Jetzt aber hat uns Siebleben gelehrt, daß die bei allem Kleinlichen und Peinlichen der äußeren Erscheinung ideell gewaltigste Kulturbewegung der modernen Menschheit auch nach der Kunst verlangend ausblickt, daß da draußen ein Volk auf die Kunst und eine Kunst auf das Volk wartet. Die düffelhafte Oberflächlichkeit mag getrost über all die thörichten, lächerlichen, absurden und banausischen Wendungen spotten, die rückständige Beschränktheit und crasse Unwissenheit in dem Kunststreit von Siebleben unbefangen, naiv gewagt hat, aus der Tiefe schimmert in neuem Beweise der stählende Trost, daß endlich uns eine verlässliche Kulturbewegung erstanden ist, der wir auch unsere zartesten Heiligtümer getrost anvertrauen können.

Die zehn Jahre, die wir gebraucht haben, um der neuen Wahrheitskunst wenigstens ein Heimatrecht zu erkämpfen, wiederholten sich auszüglich in dem raschen Fluge eines Verhandlungstages, der eine proletarische Miniaturcopie des zehnjährigen Kunstkrieges in der bürgerlichen Gesellschaft bot. Alle Einwände und Entrüstungen, die wir hinter uns haben, tauchten hier noch einmal aus der Unterwelt, nur vollzog sich hier der Sieg der Vernunft mit erstaunlicher Schnelligkeit, und in dem Friedensschluß eröffnete sich zugleich der Ausblick auf eine verheißungsvolle Höherentwicklung. Wenn auch in unklaren, tastenden Ahnungen, so doch immerhin erkennbar ergab die Debatte nicht nur die Niederlage der Philister, sondern auch eine

Kunsthforderung und zugleich eine productive Kritik des heutigen Standes der Kunst.

Den Anlaß zur Discussion, die in ihrem Verlauf zeigte, daß selbst in den subtilsten und individuellsten Dingen auch die gute Masse schließlich sich des rechten Weges wohl bewußt ist, gaben ästhetische Verdauungsbeschwerden etlicher Zielbewußter, die künstlerisch als Weißbierrentiers auf die Welt gekommen sind. Herr Frohme aus Hamburg und sein Freund Bérard, der, glaube ich, Finanzminister des Hamburger Echo ist, hatten einige Erzählungen des social-demokratischen Unterhaltungsblattes, das seit dem Frühjahr dieses Jahres von Edgar Steiger redigiert wird, anstößig gefunden, und da sie das Anstößige als das Wesenszeichen des „jüngsten Deutschland“ empfanden, so beantragten sie, daß Herr Steiger, der ja als einer der polemischen Heroldsrufer der neuen Richtung hinreichend verdächtig ist, mehr als bisher darauf zu achten habe, daß die Neue Welt ein populäres Unterhaltungsblatt statt eines Tummelplatzes für litterarische Experimente werde. Ganz in dem bürgerlichen Stile, der vor zehn Jahren noch allgemein herrschte, wurden die züchtigen Damen des Hauses citiert, und selbst die lieben Kinderchen wurden gegen den litterarischen Umstürzler ins Feld geschickt. Das Kleinbürgertum rechte seine Taten, und der Partei wurde angesonnen, die servile Rolle eines Familienblattverlegers zu übernehmen. Man war gewiß nicht prüde, aber Anstand muß sein! Das uralte Spiegbürgerdogma, daß die Kunst anständig zu sein habe, mag sie auch noch so unsittlich sein, nämlich die richtige, die ewige, die wahre Kunst, wurde energisch gepredigt. Mutter Bertha, die Heldin einer solchen mit „stinkenden Schweinereien“ angefüllten naturalistischen Erzählung, wurde samt ihren natürlichen Bedürfnissen an den Pranger gestellt, und als Gipfelweisheit einer erleuchteten Aesthetik wurde der Satz aufgestellt, den wir in den ersten Kritiken über Hauptmanns Sonnenaufgangs-Drama wohl zwanzigmal gelesen haben, daß man in der Kunst nichts thun dürfe, was im Leben als unanständig gelte.

Mit Feuer und Pathos wahrte Edgar Steiger der Kunst das Recht der Unanständigkeit, und begeistert schilderte er, wie er es

auf sich genommen habe, die Arbeiterschaft vorsichtig und mit den notwendigen Concessionen zur Kunst heranzuziehen, zur modernen Kunst, als der einzigen, die wir haben, und Steiger fand mit diesen Darlegungen bei der großen Mehrheit lebhaften Beifall. Kaum bedurfte es noch der bissigen und temperamentvollen Spöttereien Schönlanfs und der jugendfrischen Verteidigungsrede Behels, — Steiger und die Neue Welt hatten gesiegt; — nur ein bißchen Rottstift und Rücksichtnahme auf das Familienhafte mußte er versprechen, und nun darf er auch fürderhin seinen 200 000 Abonnenten litterarische Productionen vorsehen, die heute noch kein bürgerlicher Zeitungsverleger riskieren würde, trotz der Bühnenfähigkeit der Naturalisten. Dergestalt war durch Mehrheitsbeschluß entschieden, daß die unsittliche Prüderie in der socialdemokratischen Presse keinen Unterschlupf finden solle. Das demokratische Princip hatte sich glänzend bewährt. Damit aber war die Angelegenheit nicht erschöpft. Ein zweites, weit wichtigeres Problem blieb zu lösen, das freilich nur in Andeutungen gestreift wurde und nicht zu klarer Fixierung gelangte, das mehr instinctiv gefühlt als begrifflich erkannt wurde: Ist diese moderne Kunst, von der zugestanden sein mag, daß sie die einzige ist, die wir haben, eine Kunst für die Socialdemokratie? Hat Edgar Steiger nicht die heilige Pflicht, den Genossen eine P a r t e i kunst zu bieten?

Der Redacteur der Neuen Welt wurde vor die schroffe Frage nicht gestellt, und er war also so glücklich, sie nicht beantworten zu brauchen. Herr Molkenbuhr erhob gegen die moderne Kunst den Einwand, daß sie nicht befreie, sondern zu Selbstmordgedanken führe, und der alte Liebnecht erklärte feierlich und übrigens sehr zutreffend, daß Hauptmann nicht einmal ein Socialdemokrat sei. Mit diesen gefühlsmäßigen Bedenken begnügte man sich, man steigerte sie nicht zu der Forderung einer socialdemokratischen Kunst, obwohl sie bei dem gefunden Instinct gegen die Decadentelitteratur nahe genug lag.

Ein eisiges Schaudern rieselt durch die Gebeinchen unseres Eitteratenvolkes schon bei dem bloßen Gedanken, daß man die Zustimmung auch nur scherzhaft erwägen könne, parteipolitisch zu

dichten. Der moderne Dichter folgt den freien Eingebungen seiner erhabenen Individualität, Politik verdirbt den Poeten, namentlich, möchte ich hinzufügen, wenn er nichts von ihr versteht. Dieses Volk also, das im Kampfe morgenfrisch und zukunftsgläubig aufwärts strebt, das in kühnem Idealismus die Religion der Weltbejahung durch die Vollendung der Gemeinschaft zur That werden lassen will, dieses Volk soll froh und zufrieden sein, wenn ihm herablassende Künstler Werke müder Resignation und welken Pessimismus credenzen? Oder weist nicht doch vielleicht diese Abneigung gegen die moderne Kunst die Spuren der Entwicklung, die unsere Kunst gehen müßte?

In Wahrheit ist es aber Aberglaube, daß Parteikunst das Ende der Kunst sei. Dieser Aberglaube, allzeit gehätschelt von den Müßiggängern der Cultur, den entwicklungsflüchtigen Romantikern, den Armen im Geiste und den Schwachen am Fleische, ist das stärkste Hemmnis der Entwicklung echter Volkskunst. Gewiß, eine tgl. sächsische conservative Hofratspartei ist ein Unding. Auch die Programme von Plöck, Liebermann, Paasche und Eugen Richter lassen sich, wenn man den einen Träger ausnimmt, poetisch nicht ausmünzen. Wo aber eine große Culturbewegung sich in einer Partei krystallisiert, und die moderne Form jeder Culturbewegung ist die Partei, da muß auch die Kunst Parteikunst sein. Hier ist die Partei nicht ein ablösbares Etikett, sondern die Essenz jedes fortschreitenden Geistes. Der Dichter, der in der Culturbewegung steht, kann nichts anderes sein als Parteimann, er ist als solcher nicht schon Künstler, aber er ist noch weniger ein Künstler universalen Stils, wenn das Parteiblut nicht in ihm pulsiert. Die Partei der Zukunft muß auch den Dichter der Zukunft gebären, sofern sie sich als eine Culturbewegung bewährt.

Es ist gewiß nicht nur Verständnislosigkeit und Banausentum gewesen, wenn von Anfang an die Socialdemokratie feindselige Worte gegen die moderne Richtung fand. Längst bevor die Socialdemokratie officiell die junge Kunst gegen bornierte Angriffe moralisierender Philister in den eigenen Reihen wacker schützte, fanden scharfe Auseinandersetzungen zwischen den Wortführern der Partei und des jüngsten Deutschlands statt. Damals kamen principielle Meinungs-

verschiedenheiten sehr bedeutamer Art zum Austrag. Die Socialdemokratie, die von der Untergangstreife der bürgerlichen Gesellschaft überzeugt ist, konnte nicht die künstlerischen Verfallsblüten für sich als Wahr- und Wehrzeichen dulden. Dadurch, daß sie selbstverständlich die matte Epigonenkunst ablehnte, war sie noch nicht verpflichtet, sich zu der neuen Richtung zu bekehren, die im Kampfe mit jener auf demselben Boden der Fäulnis wuchs. Heute hat die Partei auf dem Parteitag von Sieleben in aller Form Frieden mit der Uebergangskunst geschlossen, weil keine andere vorhanden ist. Aber die Sehnsucht nach einer anderen, nach einer Parteikunst im höchsten Sinne, ist nicht erloschen, noch weniger verächtlich, sie birgt im Gegenteil die Gewähr, daß nicht die moderne Strömung stagniert.

Man hat zur Zeit jener früheren Auseinandersetzungen gespottet, die Socialdemokratie in ihrem parteibeschränkten Kunstproletentum verlange dramatisierten Marx, und man hielt diesen spöttischen Einfall für eine überaus glückliche Formel, um die Forderung einer Parteikunst zu widerlegen. In Wahrheit begünstigte der Witz die Forderung. Die Socialdemokratie verlangte zwar nicht dramatisierten Marx, aber sie ersehnte ihn in dunklem Drange. Und diese Sehnsucht ist nichts als das brünstige Bedürfnis nach einer großen modernen Weltanschauungskunst, und wir werden, im Ernste, erst dann den Classifier der Modernen besitzen, wenn uns der dramatische Marx ersteht. Der Dichter der Zukunft, auf den wir warten, wird ein überzeugter Parteimann sein und seine Kunst eine Parteikunst. Denn nur in der einheitlichen Zusammenfassung aller Culturrichtungen, nur in dem vorahnenden Bewußtsein des werdenden und Keimenden erwächst der Dichter der Universalität.

In Sieleben hat zum ersten Male eine politische Partei der modernen Kunst eine Reverenz erwiesen, jetzt ist es Sache der Kunst, sich der Auszeichnung würdig zu erweisen. Edgar Steiger aber, der die Erziehung des Volkes zur Kunst als seine Lebensaufgabe betrachtet, ist eigentlich allzu billigen Kaufs davongekommen, als man sich mit einer Mahnung zum Rotstift begnügte. Die unklar gährenden Gefühle hätten leicht wider ihn auftreten und ihn an-

herrschen können: Edgar, Edgar, gib uns eine Kunst, ehe du uns zu ihr erziehst. . . .

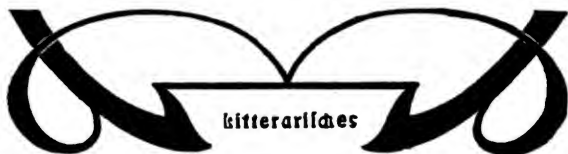
* * *

*

Ich will den Professor gelegentlich fragen, ob ihm aus solchen Erwägungen „Die Weber“ zuwider sind. Er freilich wird um der Zukunft willen die Gegenwart negieren und in der Vergangenheit Ersatz suchen. Ich begnüge mich freudig mit der Gegenwart, wenn sie nur Zukunft verheißt. Das wird er aber am Ende leugnen und von — Shakespeare reden.*)

*) Nachträglich finde ich im „Vorwärts,“ daß Jaurès, der französische Socialist, über die Gothaer Kunstdebatten Betrachtungen anstellt, die eine gewisse Ähnlichkeit mit den obigen Darlegungen haben, wenn sie auch in einem Hauptpunct abweichen. Die Gothaer Debatte ist ihm ein Beweis „des paradoxalen Zustandes, der tiefen Unordnung, in die das capitalistische Regime Wissenschaft und Kunst versetzt.“ Der Classengegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat, der bei den beiden Classen — „wenigstens in ihren entgegengesetzten Extremen“ — eine verschiedene Welt, Gesellschafts- und Lebensauffassung zeitigt, läßt keine einheitliche Kunst aufkommen. Da aber „das unterdrückte Proletariat“ nicht im stande ist, von sich aus eine selbständige Kunst zu schaffen, ist es gezwungen, von den Kunstformen zu leben, die von einer andern Classe aufgenommen und propagirt wurden. . . Es ist wahr, die Bourgeoisie hat selber ihre Empörer, viele Künstler, durch das Elend aufgepeitscht oder durch die fade Dummheit der herrschenden Classe angeekelt, streben eine neue Welt an; ihre grausamen Schilderungen der in der Zerfetzung begriffenen bürgerlichen Gesellschaft, ihre Hornes- und Mitleidsrufe tragen, in der That, zur socialen Erschütterung bei. Doch ist das eine aufgeregte, häufig verachtende oder hassende Kunst. Es ist im wahren Sinne des Wortes eher eine anarchische als eine socialistische Kunst, denn sie ist eher der Ausdruck einer individuellen Empörung, als einer organisierten Classenerhebung.“ Der Jaurès'sche Artikel schließt mit folgendem Ausblick: „Ebenso wie der Socialismus die Harmonie in der Produktion erstrebt, strebt er auch nach einer neuen classischen, geregelten, versöhnten und lichtvollen Kunstform. Das ruhvolle Licht, welches der sterbende Goethe begrüßte, scheint im Laufe unseres aufgeregten Jahrhunderts entschunden zu sein; aber es wird in der Ferne widergespiegelt von den hohen socialistischen Gipfeln, und wir begrüßen es als eine Ankündigung der Morgenröthe.“ (1896.)





Banquier-Symbolismus.*)

(1897.)

I.

Seitdem mir ein Zufall jenes Reclamheft in die Hände spielte, in dem ich zuerst den damals noch fast dem Namen nach unbekanntem Ibsen kennen und bewundern lernte, blieb in mir die dogmatische Ueberzeugung fest, daß dieser Mann in seinem Schaffen vielleicht in Höhen steigen könne, wo unsere schwachen Zungen nicht mehr zu atmen vermögen, daß er aber nie und nimmermehr etwas Unbedeutendes schaffen würde. Ich kann mir keinen Nachlaß, keine Parerga Ibsens denken. Er übt seine Kunst mit der strengen Gewissenhaftigkeit eines Weichenstellers, von dessen ernster Pflichterfüllung das Leben von Hunderten abhängt. Die olympische Sorglosigkeit im Schaffen, die unsere Classiker beglückte, ist ihm fremd. Eher ist er einem Hebbel verwandt.

Wenn man will, paßt diese Arbeitsmethode in das Maschinenzeitalter, in dem die Präcisionsapparate selbst das Unwägbare meistern.

Jedesmal, wenn ein neues Werk Ibsens auf dem Markt erscheint, ein lebendiges, schillerndes Fabelwesen unter toten Schell-

*) Henrik Ibsen: John Gabriel Borkman, Schauspiel in vier Aufzügen. Paris, Leipzig, München, Albert Langen.

fischen und gemüthvoll gerupften Gänfen, wiederholt sich dieselbe Anfechtung meines Ibsenglaubens. Die Tageskritik eilt meiner Lectüre voraus, und die Tageskritik hat meinen Glauben nicht. Ihr ist der Gott unbehaglich in seiner Größe, und deshalb leugnet sie ihn. Freilich hat sich die Brave in wenigen Jahren stattlich entwickelt. Erst kannte sie ihn nicht, dann empfand sie die „Gespenster“ als ein Stück für Nervenkitzelung abgelebter Roués, und seit vier oder fünf Jahren ist man bereits soweit in der Ibsenkenntnis vorangeschritten, daß man entdeckt hat, es sei ein alter Mann, der diese Stücke schreibe, mithin seien es auch alte Stücke, voll von Grillen und Schrullen, voll Nebeln und Orakeln; und da auch der Geheimrat Goethe auf seine alten Tage das Dichten nicht lassen konnte, obwohl es ihm nur mühsam und lärglich gelang, die Fülle der Gesichte künstlerisch zu bändigen, so ist nichts einfacher, als daß man die Alterswerke Ibsens mit denen des Olympiers von Weimar vergleicht und die Wesensverwandtschaft weise und stolz feststellt. Ibsen ist alt, so hört man's auf allen Gassen seit dem „Baumeister Solneg“, vielleicht schon seit der „Frau vom Meere“ und „Hedda Gabler“. Liest man aber dann die senil gescholtenen Werke, so gewahrt man, in tiefsten und feinsten Genüssen schwelgend, daß dieser alte Ibsen der größte und stärkste Ibsen ist, der es vermag, das Unausprechbare mit gewaltiger, steigender Bildkraft für alle Sehenden klar und sinnvoll zu gestalten. Er hat uns noch immer Neues und Großes zu künden, er vermag jetzt mehr wie früher das Verwegenste künstlerisch zu zähmen. Der von der Tageskritik vergeblich angefochtene Ibsenglaube triumphiert: Die Thoren, daß sie wäñnen, dieser Mann werde jemals Sieches und Schwächliches in die Welt schicken! Erlahmt seine Kunst, so werden sich die auf einander gepreßten Lippen eben noch fester schließen, und er wird verstummen. Auch seine Künstlerschaft wird in Schönheit und Kraft sterben.

Baumeister Solneg, Klein Eyolf und jetzt John Gabriel Borkman bilden die Höhe von Ibsens Wirksamkeit. An diesen Werken könnten unsere Dichter samt und sonders Bescheidenheit, und die Klugen unter ihnen die Verzweiflung am eigenen Schaffen lernen. Es ist

müßig, zwischen den drei Dichtungen eine Rangfolge zu bestimmen, man mag das eine mehr lieben, als das andere, ihre Größe ist gleich. Vielleicht wird die größte Liebe dem letzten Drama gehören, dem John Gabriel Borkman, von dem wir jetzt wieder hören, daß sich in ihm die zitternde Hand des Alters deutlich verrate. Ist aber nur der zitternde Arm des Werbers, der die Erscheinung nicht zu umfassen vermag.

Nicht minder unwahr ist die sich wiederholende Versicherung, die Alterswerke entbehrten der Bühnenwirkung. Gewiß, bei einem eiligen, stumpfen Publicum, das zwischen Geschäft und Souper schnell ein paar Erregungen erhascht! Einer hingebungsvollen Kunstgemeinde sind gerade die letzten Schöpfungen Ibsens Offenbarungen des höchsten Genius, deren erschütternde Wirkung nicht ihresgleichen hat. Ich habe Klein Eyolf in mäßiger Darstellung auf der Bühne gesehen, vor einem Publicum, das keinen weiteren Vorzug hatte, als daß es nicht blasirt war und den naïv-heiligen Glauben an die Kunst besaß. Ich habe nie ein Publicum in einer ähnlichen Ergriffenheit gesehen. Freilich strömen diese Werke Wirkungen aus, die nicht in der Garderobe bereits erlöschen. Sie begleiten uns auf die Straße, ins Haus, in den Traum und erwachen mit uns wieder. Ich hörte damals die Antwort einer Frau auf die Frage, wie ihr Klein Eyolf gefallen: Ich weiß noch nicht. Das naive Geständnis zeigt die einzige Möglichkeit eines Verhältnisses zu Ibsen. Wer sein Urteil sofort fertig haben will, der bleibe ihm fern.

Ibsen läßt sich nicht auf platte Formeln ziehen. Das Unendliche ist in ihm. Wie in Natur und Leben bleibt in seinen Dichtungen ein Rest des Unergründlichen. Die Vieldeutigkeit ist die dichterische Lebenskraft seiner Werke. Ein simpler Vorgang, in sauberster Arbeit lückenlos gefügt — kein Ibsensches Drama, gegen dessen diesseitige Buchstäblichkeit ein technischer Einwand erhoben werden könnte! — steigt zu feierlicher Transcendenz empor. Es sind Märchendramen im Geist, Wirklichkeiten im Stoff. Musikalische Stimmungen liegen über diesen Dichtungen gebreitet, fest begrenzt in der Gefühlsfärbung, zerflatternd im begrifflichen Ausdruck.

So kann ich, wenn ich von John Gabriel Borkman reden will, nur ein paar haschende Bemerkungen bieten, die aber vielleicht das allgemeine Bewußtsein für die innige Aufnahme Ibsens ein wenig zurüsten.

II.

Nichts ist leichter, als Ibsen gründlich zu verulken. Man braucht sich nur der Frivolität und Unwahrhaftigkeit zu bedienen, die Fabel seiner Stücke zu erzählen, indem man Teile des Symbolischen unorganisch hineinmengt. Auch die Handlung von John Gabriel Borkman läßt sich ganz unibsenisch erzählen und wirkt dann keineswegs so absonderlich, wie wenn man das kahle Gerippe des Referats boshaft mit ein paar Fäden von den magischen Schleiern der Symboldichtung drapiert. Ebenso lassen sich die Personen des Stücks zunächst ganz normal-menschlich charakterisieren. Die Vermischung von Symbolischem und Realem macht das Wesen der Dichtung aus, die ehrliche kritische Analyse hat die Elemente zuerst zu scheiden. Ibsen componiert gleichsam einen einfachen Liedertext und instrumentiert ihn dann für Orchesterstimmen, so daß der Text selbst wieder verschwindet. Suchen wir den Text möglichst simpel festzustellen.

John Gabriel Borkman liebt von zwei Zwillingsschwestern die milde, liebesinnige Ella Rentheim. - Er ist ein Streber unter allen Umständen, und um Carrière zu machen und zur Macht zu gelangen, tritt er seine Geliebte einem Freund ab, der das Mädchen leidenschaftlich liebt. Eine Bankdirectorstelle ist der Preis des Handels. Er selbst heiratet dann die erste beste, in diesem Falle die andere Zwillingsschwester Gunhild. Er wird ein Großer im Reich des Capitals, ein Gründer, der mit seinem Geld und noch mehr mit seinem Credit eine Welt von Unternehmungen erschaffen will. Aber er strauchelt über die verkaufte Liebe. Ella weigert sich dem Freunde Borkmans, der vermutet in der Weigerung den Einfluß des Bankdirectors, und er, der einzige, intimste Vertraute des Speculanten, verrät mit der Rache des verschmähten Liebhabers, daß Borkman Depots angegriffen habe. Die Schwindlerherrlichkeit bricht zusammen,

und Borkman wandert ins Zuchthaus. Drei Jahre sitzt er in Untersuchungshaft, fünf Jahre in der Zelle. Dann kehrt er heim. Sein Sohn wird von seiner einstigen Geliebten, die ihr Vermögen behalten hatte, weil dieses Depot allein Borkman nicht veruntreute, erzogen. Seine Frau fand Unterkunft auf einer Besitzung der Schwester. Die Schwestern sehen sich nie; denn sie hassen einander. Gunhild, die Gattin des Zuchthäuslers, ist erstarrt in dem Zorn über die Schande, die ihr Mann über die Familie gebracht. Sie kennt nur ein Lebensziel: ihr Sohn soll der Rächer und Retter ihrer Familienehre werden. Deshalb hat sie ihn der Schwester genommen, sie will ihn für ihre Zwecke erziehen. Den heimgekehrten Mann meidet sie in unerbittlich-hartem Groll. Er haust einsam in einem alten Saal, den er acht Jahre nicht verläßt. Er grübelt über neuen Plänen. Nur ein alter Schreiber leistet ihm Gesellschaft, und dessen Tochter spielt ihm auf dem Clavier zuweilen den Totentanz von Saint-Saëns. In der langen Isolierhaft hat sein Geist krankhafte maniacale Züge angenommen, sein Thun und Treiben ist also durchaus nicht spukhaft. Ipsen verleiht, beiläufig gesagt, stets seinen symbolischen Gestalten auch eine reine psycho-physische Motivierung. Wie sich das wunderliche Treiben Borkmans unschwer aus der langen Isolierhaft erklärt, so werden z. B. auch Hedda Gablers hysterische Wälungen in leiser Andeutung auf ihre Schwangerschaft zurückgeführt. Ella erkennt allmählich aus den Briefen, daß ihr einstiger Pflegesohn ganz in den Bann der harten Ideen der Mutter gereift ist. Jetzt erscheint sie, um ihren Liebling zu retten, er soll um eines Phantoms willen nicht sein Glück verfehlen. Ein leidenschaftlicher Kampf um den Sohn entbrennt zwischen den Schwestern, der damit endigt, daß er beide verläßt, um mit einer üppigen Witwe, die ihm Glück und Leben scheint, ins Ausland zu reisen. Gunhild hat damit den Inhalt ihres Lebens verloren, Ella aber findet den Weg zu ihrem einstigen Geliebten; der erwacht unter dem Eindruck ihrer selbstlosen tiefen Liebe aus seiner Thatenlosigkeit, er will noch einmal von neuem sein Leben beginnen, in Gemeinschaft mit der, die er liebt. Jungendliches Kraftgefühl erwacht in ihm. Er verläßt mit Ella den Saal und wandert ins Freie der kalten Winternacht. Aber der Lustent-

wöhnte stürzt draußen, vom Herzschlag getroffen, zusammen, und über seiner Leiche reichen sich die feindlichen Schwestern, die jetzt beide nichts mehr besitzen, versöhnt die Hände.

Man sieht, es ist ein interessanter Stoff, dem an sich nichts Uebernatürliches anhaftet. Ein Sardou hätte aus ihm ein effectvolles, thränenreiches Theaterstück hergestellt. Erster Act: Zwischen Liebe und Macht. Zweiter Act: Borkmans Glück und Fall. Dritter Act: Die Heimkehr des Sträflings. Vierter Act: Der verlorne Sohn. Zwischen dem zweiten und dritten, sowie zwischen dem dritten und vierten Act liegen je acht Jahre.

Auch die Personen Ibsens hätte Sardou in seiner Weise gebrauchen können: Der scrupellose Speculant, die hartherzigstolze Gunhild, der lebenslustige Sohn, die edle Ella, der rührende alte treue Freund, dessen halbflügge Tochter, die schöne kokette Witwe. Große Schauspieler würden diesen roh etikettierten Puppen Leben eingehaucht haben, und Sardous „John Gabriel Borkman“ wäre für eine Saison die große Attraction gewesen. Vielleicht wäre sogar die Duse mit der Gunhild oder Ella gereist

Ibsen wird dieses Geschick nicht beschieden sein. Er hat jene Handlung und jene Personen mit seinem Geiste erfüllt, und nun erscheinen die Menschen plötzlich als Wesen ohne Fleisch und Blut, d. h. ohne das Philisterfleisch und das Philisterblut, und die Handlung absurd und gespenstisch. Sie reden eben in fremden Zungen, die Menschen Ibsens, wie sich seine Handlung nicht in 16 Jahren gemächlich abrollt, sondern sich in wenigen Stunden einer Winternacht auf einsamem Herrensitz erfüllt. Das ist das Verwandlungswunder, mit dem der Genius seine Wesen zur Höhe entrückt. Die kleinen Menschen werden zu Ewigkeitsgestalten, die Handlung spiegelt ein Weltbild. Auch in der Sprache erscheint dieser wundersame Dualismus. Die nur geringfügig stilisierte Sprache des Alltags — die Sprache der deutschen Ausgabe ist hier und da etwas affectiert gewöhnlich und ungelent in der Wahl des natürlichsten Ausdrucks, ein Mangel, der dem Original wohl nicht anklebt — diese Sprache des Alltags offenbart plötzlich den Tieffinn des Denkers und den Märchenduft des Dichters.

John Gabriel Borkman ist, wie fast sämtliche Werke Ibsens, eine Synthese von Realismus und Symbolismus, jede Richtung in sich vollständig consequent und unabhängig. Das eine ist nicht die Krücke des andern, es sind gleichberechtigte Genossen. Dieser Dualismus erschwert das Verständnis. Der Realist legt seinen Maßstab an die Wahrscheinlichkeit des Ganzen, indem er fälschlich die realistischen Elemente nicht gesondert betrachtet, die sich auch dem peinlichsten Wahrscheinlichkeitsbedürfnis ausweisen würden. Der Symbolist hinwiederum empfindet die Störung des Traumhaft-Poetischen durch die plumpe Wirklichkeit. Auch er erkennt nicht die Selbständigkeit und zugleich innige Verketzung zweier Wesensarten. Besonders wird das Miß- und Unverständnis noch dadurch gefördert, daß Ibsen nicht nur Symboldramen, sondern gar moderne Symboldramen dichtet.

III.

Ibsen ist der Schöpfer des modernen Symboldramas und der einzige, der bisher diesen Weg anbahnt. Er hat das archaische Fremdwort aus der Dichtung getilgt. Bei uns weiden noch immer die arkadischen Schäferlein ihre Schäflein, gleichgiltig, ob sie auf den Namen Prometheus, Heinrich, Elfe oder Satan hören, ob es orientalische, hellenische, mittelalterliche oder phantastische Schafe sind. Man nennt so etwas heutzutage wohl Märchendrama. Wollen diese Dichter symbolische Wirkungen erzeugen, wollen sie ihre Phantasie und ihre Träume verlebendigen, so holen sie sich aus der Maskengarderobe der Cultur ihre Costüme. Sie stehen nur, wenn sie sich anlehnen. Ibsen kann der ererbten Mythologismen entraten, weil er selbst mythologische Urzeugungskraft besitzt.

Er bedarf weder der morgenländischen Tracht, noch der Ritterrüstung, auch nicht der Märchengestalten des Volksgemüts. Die moderne Welt gestaltet er in großen Sinnbildern, die dieser modernen Welt entlehnt sind, dieser Welt der Luftballons, Actien, Obligationen und Kammerjäger. Ibsen vermöchte einen Schweislederagenten zum Helden eines Trauerspiels zu machen, selbst wenn er — ein schwerer Fall — Siegmund Schlesinger heißen sollte. In dem Doppelleben

von Symbol und Realität wandeln diese gewöhnlichen Menschen zwar auf moderner Erde, aber ihre Häupter ragen in die Wolken, so werden sie zu tief sinnigen poetischen Erscheinungen, und das Zufällige, Niedrige wird zum erhabenen Weltbild.

IV.

John Gabriel Borkman ist in grober Formel das Drama des Capitalismus, seiner Größe und seiner Schranke. Borkman ist kein Sommerfeld, kein schmieriger Defraudant. Er trachtet, die gewaltigen Kräfte des Capitalismus in all ihrer schöpferischen Unendlichkeit frei zu machen. Der Bergmannssohn hat unten im Schacht schon als Knabe der märchenkündenden Klangsprache des Erzes sehnsuchtsvoll gelauscht. In der That eine großartige Heldenfigur für das moderne Drama: Die Allmacht des Capitals in einem Geschöpf zu verkörpern, das die gefesselten Millionen in der Tiefe der Berge nach dem Befreier schreien hört und das dieser Befreier zu sein wagt. Wie der gefallene, totwunde Borkman den Rauch der Dampfschiffe sieht, schwärmt er: „Sie knüpfen Bündnisse über die ganze Erde. Sie schaffen der Seele Licht und Wärme in vielen Tausenden von Heimstätten. Das zu schaffen war's, wovon mir einstmals träumte.“ Und weiter: „Dort unten am Fluß — horch! Die Fabriken sind im Gang! Meine Fabriken! Alle die, die ich hatte schaffen wollen! Horch' nur, wie sie im Gange sind. Sie haben Nachtarbeit, Tag und Nacht arbeiten sie also. Horch', horch'! Die Räder wirbeln und die Walzen blißen.“

Wie ein dämonischer Hymnus auf das schaffende Gold klingen die verzückten Worte Borkmans aus, als kurz vor seinem Ende die Traumkraft in seiner Brust machtvoll aufflackert:

„Borkman: Das Reich, das ich beinahe in Besitz genommen hatte, damals als ich — damals als ich starb. Und da liegt es nun — schutzlos, herrenlos, — preisgegeben den Ueberfällen und Plünderungen von Räubern. — Ella! Siehst Du die Bergketten dort — in der ferne ?

Die eine hinter der anderen. Sie erheben sich. Sie türmen sich auf. Dort ist mein tiefes, endloses, unerschöpfliches Reich!

Ella: Ach, John, es haucht einen aber so eifrig an von dem Reiche her!

Borkman: Der Hauch wirkt auf mich wie die Lebensluft. Der Hauch weht mir entgegen wie ein Gruß von unterthänigen Geistern. Ich empfinde sie, die gefesselten Millionen; ich fühle die Erzadern, die ihre gewundenen, geästeten, lockenden Arme nach mir ausstrecken. Ich sah sie vor mir wie belebte Schatten — jene Nacht, da ich drunten stand im Bankgewölbe, die Laterne in der Hand. Ihr wolltet befreit werden damals. Und ich versuchte es. Aber ich vermochte es nicht. Der Schatz sank wieder in die Tiefe. Ich will es Euch aber zuflüstern hier, in der Stille der Nacht. Ich liebe Euch, die ihr scheintot daliegt in der Tiefe und im Dunkel! Ich liebe Euch, Ihr lebensheischenden Werte — mit all Eurem glänzenden Gefolge von Macht und Herrlichkeit! Ich liebe, liebe, liebe Euch!“

In einem einzigen grandiosen Zug verlebendigt sich der ganze unheimliche Zwang der capitalistischen Macht. Warum Borkman die Schande über sein Haus und das Elend über die vertrauenden Menschen gebracht? Er mußte die fremden Gelder angreifen, folglich that er es. Hätte er nur Zeit gehabt, so wären ja seine Pläne gelungen, und niemand hätte einen Pfennig verloren. Er mußte — das ist seine eigene Rechtfertigung, mit der er sich vollkommen freispricht. Dieses Muß ist das Princip des Capitalismus, seine Causalität. Wenn ein Staat Geld für seine Zwecke braucht, erhöht er die Steuern, ein Privatmann unterschlägt in diesem Falle Depots und wandert ins Zuchthaus: sein productiver Zweck heiligt nicht das Mittel. Borkman sucht die natürlichen Schranken des Capitalismus mit seinen Krachs und Krisen zu überspringen, sollte er Halt machen vor den kleinen künstlichen menschlichen Beschränkungen, mit denen das Strafgesetzbuch eigentlich ganz unlogischerweise seine elementare Kraft zu zügeln sucht? Die Mechanik des Capitalismus erforderte die Depotsunterschlagung. Borkman mußte. In der That liegt auch, in Ibsens Sinn, nicht hier seine tragische Schuld.

V.

Will man Ibsens Weise verstehen, so liegt eine Vergleichung mit einem Symbolisten des Romans, mit Zola, nahe. Die symbolische Poesie, die Erhabenheit des gesteigerten Lebens heftet sich bei Zola nie an die Menschen, sondern an die Dinge, die Institutionen, die Handlungen. Er erhebt zu großen Symbolen das Bergwerk, die Börse, die Eisenbahn, die Markthalle, den Modebazar, den Acker, die Trunksucht, den Geschlechtsact, die Speculation, den Krieg. Sein Speculant Saccard in l'Argent, ein entfernter Verwandter Borkmans, ist nur der Garderobenhalter für das Symbol. Sonst ist er ein kleiner schmutziger Mensch wie alle übrigen. So ist auch Nana in ihrer blonden Leppigkeit nichts als ein besonders zweckmäßig gestaltetes Instrument der Brunst, die der wahre Held des Romans ist, während Nanas Menschlichkeit sich in nichts unterscheidet von der anderer Dirnen. So scheidet sich Saccard von Borkman. Ibsen macht den Menschen zum eigentlichen Inbegriff des abenteuernden Capitalismus, nicht die Börse. Sein Finanzwikingertum durchdringt den Menschen und ist von ihm unlösbar. Der capitalistische Anarchismus wird in einem Uebermenschen lebendig. Saccard ist ein unsauberes Tier, das sich der Dämon des Capitalismus zu seinem Gefäß erkoren, Borkman ist dieser Dämon des Capitalismus selbst. Bei Zola tummeln sich die gemeinen schmierigen Menschlein in einer heroischen Symbollandschaft, bei Ibsen sitzen die heroischen Symbolmenschen auf ordinären Canapés.

VI.

Wie stets ist auch bei Gabriel Borkman die Frage nach der Tendenz, dem Leitgedanken, sehr schwierig. Ibsen würde sie ablehnen. Er identificiert sich nicht mit seinen Geschöpfen. Er lebt ein, zwei Jahre mit den Wesen seiner Phantasie, und bannt sie dann in ein Buch, wo sie ein selbständiges unabhängiges Dasein führen und die feindlichen Bewußtseinswelten, zwischen denen es keinen Ausgleich, nicht einmal Verständnis giebt, mit der unerbittlichen Starrheit der Naturgesetze ihren Widerstreit auskämpfen.

Indessen über den Werken schwebt doch schließlich der Geist des Schöpfers. Also deuten wir.

Die Schuld Borkmans besteht nicht in dem Diebstahl. Das war die zwingende Causalität seines Wesens, das den Capitalismus verkörpert. Der materielle Untergang der Vielen steht nicht hoch auf seinem Schuldconto. Weil er eine Seele verwüstet hat, ist er gestürzt. Auch in der äußerlichen Handlung tritt das Motiv scharf hervor. Er hat seine Geliebte verkauft um seiner Carrière willen. Was ihn fördern sollte, vernichtet ihn. In der inneren Handlung kehrt das Motiv wieder. Er hat das Liebesleben in einem Mädchen getödet, und darum prophezeit ihm Ella Rentheim, daß er den Preis nie gewinnen werde, den er für den Mord verlangte; niemals werde er den Siegesinzug halten in sein kaltes, dunkles Reich!

Um die psychische Erhöhung, Reinigung und Stärkung der Menschen kämpft Ibsen in all seinen Werken. Es liegt eine Art Rousseauf Stimmung über ihnen, in den Alterswerken am meisten. Es ist der Cultus des heiligen, reinen Lebens, das Hinaussehen aus dem Gräbelnden und VerkümmernDen, aus der Zersetzung durch die Gedanken und aus der Schwächung durch die Einflüsse der decadenten Cultur. Leben, leben, leben! Man denkt an den lachenden Löwen und an den Tänzer Nietzsche. Aber dieser Löwe und Tänzer ist die — Liebe.

Auch der alte Herrenstiz der Familie Rentheim ist wie das Gespensterheim einer siechen Nervencultur. Sie opfern die eigenen und die fremden Seelen um eines Nichts willen. Gunhild ist die Närrin der Culturphantome Ehre und Namen, John Gabriel der Narr der Macht. Die gütigen Menschen aber mit der starken, zweifelstfreien Lebensfreude und dem vollen, tiefen Gemüthsleben sind Ibsens Lieblingsgestalten. Sie durchsonnen die grauen, wirt wirbelnden Stäubchen der eingesperrten Stubenluft. Der Wegbaumeister in Klein Eyolf erscheint auch in dem neuesten Drama, wenn auch nicht so stark markiert: Der junge Berkman, die Witwe Wilton, seine Rattenmamsell und schließlich auch Ella Rentheim. Die Flucht in die quietistische Ruhe des seelischen Sichversenkens, in der Klein

Eyolf ausklingt, ertönt wiederum als Schlußaccord. Das ist die Rettung der gescheiterten, siechen Seelen, die gesunden aber **L e b e n !**

Der Seelenmord ist die Todssünde Borkmans und des Capitalismus. Damit ist Ibsens Stellung zum Individualitätsprincip gegeben. Ibsens ganze Kraft hat stets der Erhöhung des Einzelnen gegolten. Aber diese Erhöhung des Einzelnen war ihm stets auch eine Erhöhung der Gesamtheit. Der Volksfeind ließt sich Kinder von der Straße auf, um sie zu erziehen, Alfred und Rita Allmers weihen dem Elend ihre Kräfte. Ibsens Individualitäten sind genau so krank wie die Generalschurken der Gesellschaft. Er contrastiert die große Persönlichkeit mit der gemeinen Masse, aber diese große Persönlichkeit trifft mit gleicher Schärfe sein Urtheil. Die Einzelnen, die Gesellschaft, die Institutionen sind ihm gleichermaßen krank. Er träumt von der großen, gesunden, freien, edlen Sittlichkeit eines erhöhten Gemeinschaftslebens. Sein Uebermensch ist kein Cäsar Borgia, sondern ein — Kind, ein Mitmensch. Insofern ist Ibsen Socialist, kein Individualist und kein Anarchist. Der große, gute, glückliche Einzelne ist sein Ziel, aber der Einzelne in der reinen Luft einer gleichen Gemeinschaft von Adelsmenschcn. Er ist der Socialkritiker des Psychischen, er ergänzt den Socialismus, er bekämpft ihn nicht. Ja, Ibsen kann ein Arcanum sein für alle Abirrungen der Revolutionäre von dem wahren tiefen Idealismus, ohne den nichts Großes und nichts Daseinswertes geschaffen werden kann.

VII.

Man hat in Ibsens neuestem Drama eine misogyne Tendenz erkennen wollen, eine Art Widerruf der Nora, eine Abirring in die Spuren des unreinen Thoren Strindberg. Aber gerade die Scene, die man zum Beweise anführt, zeigt das Gegentheil, wie in ihr vielleicht Ibsen das Tiefste seines Wesens ausspricht. Es ist das Zwiegespräch zwischen Borkman und dem Schreiber Foldal im zweiten Aufzug:

„Borkman: O, diese Weiber! Das Leben verderben und verdrehen sie uns! Sie verpfuschen unser ganzes Schicksal, unseren ganzen Siegeslauf.

Foldal: Nicht alle, weist Du.

Borkman: So? Nenne mir eine einzige, die was taugt!

Foldal: Nein, das ist eben die Sache. Die wenigen, die ich kenne, die taugen nichts.

Borkman: Ja, was nützt es dann überhaupt, daß es solche Weiber giebt, — wenn man sie nicht kennt!

Foldal: Doch, John Gabriel, es nützt trotzdem. Es ist so ein herrlicher und erhebender Gedanke: Draußen, um uns her, in weiter ferne, dort findet sich dennoch das wahrhaftige Weib.“

Ibsens Borkman spricht hier scheinbar wie ein maniacaler Misogyn Strindbergs, und übereilige Urteiler haben in diesem Geständnis eine Art Befehung des Dichters erblickt, den sie mit dem Sprecher identifizierten. Weil aber Ibsen gerade hier das tiefste Bekenntnis seines kämpfenden, zukunftsgläubigen und zukunfts-hämmernden Idealismus ausspricht, darum ist für ihn der unüberlegte Vergleich mit Strindberg eine doppelt unverdiente Kränkung. Es ist eine Kränkung seines Könnens und seines Wollens. Strindberg ist, wenn man den höchsten Maßstab — Ibsen — an ihn anlegt, im Drama ein Stümper. In seinem „Vater“ gelingt es ihm nur, die possenhafte Parodie seiner verbitternden Erfahrungen künstlerisch auszulösen. Er wäre glücklich zu preisen, wenn ihm je in so knapper bitterer Formel die Prägung des Geschlechterkampfes geraten wäre, wie sie im Vorübergehen Ibsen hier gefunden hat. In einem tödlichen Epigramm sagt Ibsen auch über das Weib das, was ist. Aber er sagt es nicht als Misogyn, sondern als Idealist, dem sich die Hoffnung an der Entrüstung emporrannt. Foldal, der Schreiber, zeigt die Lösung.

Das gewöhnliche Weib, als notwendiges Erzeugnis seiner Geschichte, ist durch eine Welt in seinem Bewußtsein von dem des

in der Zeit stehenden Mannes geschieden. Das bedingt den Zwiespalt und das Elend. Sollte Ibsen verwehrt sein, das zu sehen und auszusprechen, obwohl es die Tragödie der Ehe ist? In keinem menschlichen Verhältnis paart sich Ungleiches so eng. Handelt es sich um den Gegensatz von Classen mit verschiedenartigem Bewußtsein, so nähert sie gerade die Ferne in theoretischer Idealisierung. Der bedrückte Proletarier ist auch dem verfeinerten oder gar verzärtelten Bourgeoisprößling der declassierten Künstlerart nur der gewaltige Träger einer Idee, er sieht nichts anders in ihm und übersieht die äußere Erscheinung. Wäre er sein Stuben- und Schlafgenosse, so würden ihn seine anderen Sitten und Gewohnheiten, sein geringeres Wissen und ungeübteres Denken abstoßen und leicht verzagen lassen an seiner Ideebegeisterung. In dem ehelichen Verhältnis wird diese ideale Ferne, die getrennte Welten versöhnt, durch den Effect der intimsten Berührung fortwährend verloren. Deshalb findet der mit dem Sterben am Weibe posierende Untreife selbst bei den Besseren Glauben, wenn er sein persönliches Mißgeschick verallgemeinert. Aber diese Verallgemeinerung ist selbst dann falsch, wenn das Mißgeschick die Regel wäre. Die culturtragenden Idealisten erkennen zwar, wie Borkman, daß die wenigen Weiber, die sie kennen, nichts taugen, aber es wundert sie und verbittert sie nicht, weil sie die Notwendigkeit einsehen, und mit Soldal ist es ihr heiligster Glaube und erhebender Gedanke: Draußen, um uns her, in weiter Ferne, dort findet sich dennoch das wahrhaftige Weib.

Wes' Augen für diese weite Ferne zu schwach und blödd sind, der soll nicht wännen, eine Mensch zu sein, wenn er auch noch so scharfsichtig die eklen Geschwüre der Weibseele und den Schnapsgeruch des Lumpenproletariers analysiert.

Borkman stellt das Problem, und Soldal zeigt den Ausweg. Gerade dieser verkümmerte, verpfuschte Soldal, der es im Leben zu nichts gebracht hat, als zu einem schlimmen Weibe, spricht das Bekenntnis seines Geschlechtsidealismus aus. Die Liebe Ibsens hat in diesem Männchen eine der feinsten und lebenswürdigsten Gestalten geschaffen. Borkman hat ihn um Hab und Gut gebracht,

doch bleibt er sein treuer Gefährte, er ist das gläubige Publicum für die stolzen Phantasieen des Einsamen, des Napoleon, der in der ersten Schlacht zum Krüppel geschossen ward. Sein Weib versteht ihn nicht, die Kinder verachten ihn, weil er es zu nichts gebracht hat. Er aber wärmt sich an der Hoffnung seiner Jugend, in der er sich ein Dichter fühlte und ein Schauspiel schrieb, das nie den Weg zur Oeffentlichkeit fand. Als Borkman ihm barsch erklärte, daß er den Glauben an seinen Dichterberuf für einen Wahn halte, da erhielt selbst seine unerschütterliche Freundschaft für den großen Mann einen Knick. Aber er ist die reine und starke Selbstlosigkeit, und so findet er schnell wieder den Weg zu dem, der ihn in seinem Heiligsten kränkte. Hat er doch noch eine Tochter, für die er lebt, wenn es mit seinem Drama nichts ist, für die Tochter, die so schön Clavier spielt! Und wie er erfährt, daß diese, seine letzte Freude, das Weite suchte, daß Frieda heimlich mit dem jungen Borkman und der Witwe in die ferne geflohen, wo Freiheit und Leben blüht — der Schlitten, in dem sie saßen, hat ihn in der Nacht überfahren —, da schlägt er freudig die Hände zusammen: „Herrje, in dem Prachtschlitten saß meine kleine Frieda drin“, und sinnend fügte er hinzu:

„'s ist doch eigentümlich, wie sich das Glück für einen Menschen fügen kann! Da hat sich mein — mein bißchen Dichtergabe bei Frieda in Musik umgesetzt. Und da bin ich denn doch nicht umsonst Dichter gewesen. Denn jetzt darf sie in die große, weite Welt hinaus, von der mir einstmals so herrlich träumte. Im geschlossenen Schlitten darf die kleine Frieda sich auf den Weg machen. Und mit Silberschellen noch dazu —

Borkman: — und ihren Vater überfahren —

Soldal (tröstlich): Ach was! An mir ist nichts gelegen — wenn bloß das Kind —“

Und er hinkt mit dem überfahrenen Bein von dannen, um Friedas weinende Mutter zu trösten. Er selbst aber lacht.

Das ist Ibsens Fassung des vierten Gebots. Soldal ist der Sprecher der höheren Sittlichkeit, wie im Verhältnis zwischen Weib

und Mann, so auch in dem zwischen Eltern und Kindern. Die große Sonnenhoffnung spiegelt sich hier in stiller, wehmütiger Abendstimmung, über die ein ernstes Lächeln huscht

Das Mißverstehen Ibsens, das aus den misogynen Worten Borkmans entstanden und vielleicht auch aus der harten Kriemhildgestalt der Gunhild, die ihr Leben und ihre Liebe an ein Nichts vergeudet, ist um so unverständiger, als von jenem Traumweibe der Ferne ein Abglanz auf einem Weibe des Dramas ruht: auf Ella Rentheim, dem alten Mädchen, das sein ganzes Leben einer Leidenschaft und einer Aufgabe zu weihen wagt, das selbst zum Schatten wird, damit in seinem Schutz die anderen rasten mögen, ein gütiges Herz und eine verstehende klare Stirn. Sie birgt in brüchiger Form die Erfüllung jener tiefen und starken Seelenreinheit, zu der selbst Borkman ein dunkles Empfinden drängt, wenn er für das infamste Verbrechen, das ein Mensch begehen könne, nicht Mord und Raub und Meineid erklärt, sondern den Mißbrauch und Verrat des Vertrauens des Freundes.

VIII.

Noch ein Wort über die Technik des neuesten Ibsen. Die Hand des größten Bühnentechnikers zeigt in dem Alterswerk eine größere Kraft, denn je zuvor, die Oberflächlichkeit mag in der Zweiteilung des letzten Actes, in dem eine Wandeldecoration die Dichtung in die Ferne und Höhe zieht, wie das Entschweben einer Beethoven'schen Symphonie, ein Nachlassen der technischen Sicherheit denuncieren. Höchst oberflächlich in der That! Denn selbst der Dramaturg einer Schmiere wäre fähig, die Einheit dem Act wiederzugeben, ohne daß ein Wesentlicheres herausfiel. Warum sollte aber der Bühnendichter auf die Wirkungen des Decorativen verzichten, wenn sie sich ihm zwanglos darbieten?

Die Einheit der Zeit ist auch in John Gabriel Borkman mit vollendeter Virtuosität durchgeführt. Wir hören nicht nur, sondern wir erleben die ganze Vorgeschichte, wie ein Nebendrama. Die Bühne hat zwar nicht eine räumliche, aber gleichsam eine zeitliche

Zweiteilung. Die Personen entwickeln sich rasch und klar, wie die Handlung, die gerade dort den größten inneren Reichtum und drängende Spannung hat, wo scheinbar endlos geredet wird. Die Worte Ibsenscher Gestalten sind Handlungen.

Der breiteren Bühnenwirkung empfiehlt sich die Dichtung noch mehr als die vorhergehenden Werke. Der stoffliche Reiz ist derber, die Charakteristik schärfer und teilweise leichter verständlich, die Ausstattung an Bildern und Gesichtern reichlicher. Decorative Poesie erleichtert die Wirkung, so die grandiose Nachtwanderung in der schneeigen Mondnacht am Schluß. Ein Publicum, das für ein paar Theaterstunden zu condensierter Sammlung sich herbeiläßt, wird diesem Ibsen Höchstes verdanken, selbst wenn es den Schauspielern nicht gelingt, den Stil des alten Ibsen zu finden.*)

*) Vorstehendes ist nach dem Erscheinen des Buches geschrieben. Inzwischen hat sich die Bühnenwirkung zuerst in Frankfurt a. M., dann in Berlin und Hamburg erwiesen. In Frankfurt ist John Gabriel Borkman geradezu zum Cassenstück geworden. (1897.)





Professor Rubeks Puppenheim.

(1900.)

I.

Durch Ibsens Schaffen rauscht die Märchenweise von den erwachenden Toten. Die Sehnsucht spielt mit den Sonnenstrahlen im schimmelnden Keller, wo die Ratten hausen; sie badet die eisigen Hände in dem einfallenden Licht und gewahrt mit jauchzendem Erstaunen das heiß und rosig strömende Blut unter der toten weißen Haut. Und die Sehnsucht steigt, gerettet von der Entdeckung des Lebens, empor aus dem Keller zur Freiheit und Sonne, oder sie bricht in den Schauern der letzten und einzigen Vision des Lebens zerschmettert zusammen. Allmählich vertieft sich die Ausgestaltung dieses Gedankens immer mehr vom äußeren Ereignis zum inneren Erlebnis, das in verschwebenden Gleichnissen sich formt, in höchst irdischen, alltäglichen Bildern, um die doch das Ewige, Alldeutige schimmernd fließt.

Der Doctor Stockmann erwacht von den Toten, indem er zum Volksfeind wird — das wachende Leben breitet sich ihm, gleich der Nora, die erwacht die Hausthür ihrer Totenkammer hinter sich zuwirft. Frau Alving erwacht zur harten Erkenntnis, und mit ihr steigt aus dem Grabe der Gemahl, um das Lebende zu würgen: die progressive Paralyse als gespenstische Ahnfrau. Der Baumeister Solneß wird von grausam lüsterner Jugend zum Leben erweckt,

um vom Turme zu stürzen. Klein Eyolfs wundersames Elternpaar befreit sich aus lärmender Eeere zu der innigen Stille erfüllten Lebens. Auf der Flucht aus dem Grabe bricht John Gabriel in dem Schneefrost lenztrunkener Bergnacht zusammen.

Und in dem Unvergleichlichen und Unvergänglichem raunenden Epilog seiner dramatischen Wifingerfahrten erwachen die Toten, während die Lawine am Hange das Leichenhemd breitet.

Der 72 jährige Dichter hat in seinem letzten Werk,*) dem letzten der Entstehung und der Absicht nach, sich selbst die Totenglocke geläutet, in ihren dunklen Tönen sollen wir die eigene Nanie seines Schaffens vernehmen. Was kündet sie? Wir werden erschüttert von den geheimnisschweren Klängen. Welch Denken birgt sich in dem Klingen, welche Lebensweisheit in den toten Narrheiten, welcher fester Ernst in dem über Verwiesung tollenden Humor?

Wenn wir Toten erwachen . . . Wenn — was dann?

II.

Das ist, wie immer bei Ibsen, eine ganz simple Geschichte. Ein Bildhauer, der über seiner Kunst vergiftet, daß sein Modell ein Weib ist, der dann die erste Beste heiratet, ein frisches Weibchen, das er um sein Lebensrecht narret, drei Kinderlose. Auch in seiner Kunst gestrandet, trifft er, ein Toter, mit der von seinem Künstler-egoismus Gemordeten zusammen. Das Leben braust auf. Sein ehelich Weib läuft mit einem muskulösen Bärenjäger in die Berge, wo es Gottlob nur derbe Umarmungen und keine blassen Kunstgaukeleien giebt. Der Bildhauer aber steigt mit seiner himmlischen Liebe zur Höhe, um dem Leben ein irdisches Hochzeitsfest zu feiern. Zu spät. Das Versäumte läßt sich nicht nachholen. Sie sterben am Ausbruch des Lebens. Also eine gewöhnliche, tausendfältig geschilderte Künstlernovelle — und doch unter des Dichters Hauch zu

*) Wenn wir Toten erwachen. Ein dramatischer Epilog in drei Acten von Henrik Ibsen. Berlin. S. Fischer, Verlag. Kopenhagen: Gyldendalste Boghandels forlag (S. Hegel & Søn). 1900.

einem Mysterien-Dom gewachsen, an dessen Wölbungen das ganze stöhnend sehrende Menschendasein ahndevoll hallend flattert.

Und auch die Menschen dieses Epilogs sind von Haus aus selbstverständliche Kinder der heutigen Gesellschaft, mitleidslos beobachtet und sicher nachgeformt: Der ruhm- und goldbehäufte Künstler mit der müden Seele; das unverständene, weil unbefriedigte Weib, das von dem blutleeren Professor zu dem brutalen Kraftmenschen flüchtet. Dann die in einem zerstörten Liebesleben geistig erkrankte Jugendgenossin des Bildhauers, in unheimlicher Wahrheit hingestellt: man sieht sie leicht in den Irrenhäusern, in den Abteilungen, wo die stillen melancholischen Kranken schleichen, bleich, erloschenen Blickes, von dem einen Gedanken beherrscht, ein Mittel zu finden, das das Leben zu zerstören vermöchte, ein Messer oder Schürzenband, ein Mittel und einen unbewachten Augenblick zur Ausführung der That, wo die harten, unablässig verfolgenden Augen der Wärterin sich zur Seite wenden.

Heißt es Gestalten in Nebel auflösen, weil diese realen Menschen zum Gleichnis werden, weil sie mehr bedeuten, als sie sind, weil der Dichter, der in einer gleichgiltigen Erscheinung des nächsten und gemeinsten Daseins eine Weltstimmung, einen Ewigkeitsinhalt zum Sprechen bringt, das Zufällige vom Tage zum Sinnbild der Zeit steigert? In Ibsens Kunst liegt etwas von dem Wunder der Musik, in der ein strenges, dürres Zahlenverhältnis sich in die Inbrunst Himmels und Hölle durchsuchender Gefühle wandelt. Die visionäre Steigerung des Einfach-Wirklichen, die Ibsens letzte Epoche auszeichnet, bedeutet vielmehr die höchste und sicherste Gestaltungskraft. Es ist keine Auflösung, kein Zerfall, sondern Verdichtung und Verewigung.

Handlung, Menschen, Sprache, wachsen gleichermaßen aus Wurzeln, an denen der Boden klebt, zu den Wunderblüten hervor, in denen Rätselhaftes betäubend duftet. Die Handlung fließt in sinnfälligen theatralischen Bildern dahin, in denen selbst der Decorateur nicht zu kurz kommt. Aber der Theatraliker hat nicht den Dichter totgeschlagen; dieser hat jenen sich gebändigt, zum willigen Diener. Diese Menschen sind nach der Mode von 1900 gekleidet, man

hat mit ihnen allen schon gesprochen, nur haben sie uns bisher nicht ihre Geheimnisse offenbart, weil wir keine Dichter sind. Irene, das Modell, die Variétéheldin der *Tableaux vivants*, die in weißen *Tricots* ihren nackten Leib zur Schau stellt, ist nichts als eine arme Irre, aber ihr schweifendes Stammeln, das scheinbar nach zufälliger Beobachtung ohne Rücksicht auf die Dichtung übernommen, gliedert sich wie von ungefähr beziehungsreich in den Sinn des Ganzen. Ist diese Wärterin, diese Diakonissin mit den harten, immer wachenden Augen nicht die typische Erscheinung, die uns auf den Treppen und in den Corridoren der Krankenaustalten begegnet? Welche Bildnerkraft, die aus solchem Wesen jenes unheimlich bannende Geschöpf formte, das in dem Drama die erwachenden Toten belauert, aus jeder Thür stumm und unsichtbar hervorstartet, hinter jedem Baum und jedem Fels späht, und nur einmal spricht, die Schlussworte des Dramas, die den von der Lawine begrabenen Lebenssuchern das *pax vobiscum* nachrufen! Die Rattenmamsell in Klein Eyolf und die Diakonissin im Epilog — nichts Größeres und Eigenartigeres, als dieser Spukrealismus.

Die gleiche Zauberei endlich in der Sprache! Kein verstiegenes, entlegenes Pathos. Aus trivialstem Conversationston erschließen sich die tiefen Kelche poetischer Visionen. Im Nüchternsten treibt die Romantik, die das Unausprechbare zu künden scheint. Ein Beispiel:

„Professor Rubek: Da kommt mir die Nacht in den Sinn, als wir mit der Eisenbahn hier herauf fahren. —

Frau Maja: Du schließt doch im Coupé.

„Professor Rubek: ~~Da kommt mir die Nacht in den Sinn, als~~ einmal wurde an den vielen kleinen Haltestellen. — Ich hörte die Stille, wie du, Maja. —

Frau Maja: Hm, — wie ich, ja.

Professor Rubek: Und ich begriff, daß wir nun über die Grenze gekommen waren. Jetzt waren wir richtig zu Hause. Denn an all diesen kleinen Haltestellen hielt der Zug, — obwohl von Verkehr keine Rede war.

Frau Maja: Aber warum hielt er denn? Wenn nichts da war?

Handwritten notes:
Nicht ganz
Tief und
wahr
ist die

Professor Rubel: Weiß nicht. Kein Reisender stieg aus, und keiner stieg ein. Aber der Zug, der hielt trotzdem eine lange endlose Zeit. Und auf jeder Station hörte ich zwei Männer auf dem Perron hin und her gehen, — der eine hatte eine Laterne in der Hand, und sie sprachen miteinander, gedämpft, klanglos, nichts sagend in die Nacht hinaus.

Frau Maja: Ganz recht. Immer gehen da so ein paar Männer hin und her und sprechen zusammen. —

Professor Rubel: — von nichts.“

Ward jemals ein in Enge und Oede versiegendes Dasein, eine zwecklose Geschäftigkeit um nichts, ein leeres Getriebe, ein inhaltsbares Sich-selbst-Verlieren mit solchem Stimmungszauber und solcher Einfachheit in einem von der Strafe gelesenen Bilde dargestellt?

III.

Eine brutale Jagdpartie, auf der man wilde Tiere, über Berge und Klüfte hehend, mordet und auf gieriger Raft in schmutziger Hütte mit der heißen Jagdgesellin buhlt — oder eine schwärmende Künstler-episode, die das Leben flieht; ein starker Faun und sinnlicher Freier — oder ein phantastischer Asket und übersinnlicher Bildner: giebt es keine dritte Möglichkeit des Lebens und des Menschentums? Giebt es nur ein Leben in gemeiner roher abenteuernder Kraft oder ein Todeswandeln in blasser, unterirdischer Schönheit?

Ibsens dramatisches Schlußwort ist die Tragödie von dem Puppenheim der Kunst. Die bange Künstlerklage, die aus Goethes Tasso und noch eindringlicher aus Grillparzers Sappho ächzt, das Lied vom verlorenen Leben ist auch Ibsens Künstlerepilog. Nur weigerte sich jenen das Leben, der Bildhauer Rubel aber wehrt es von sich ab. Im Gestalten des Daseins verschmährt er, selber zu sein. Doch die Verachtung des menschlichen Lebens rächt sich schließlich in seiner Kunst, die in der Verzerrung erstarrt. Ein Toter lebt er mit kaltem Marmor und nassem, schmutzigem Thon, in dieser Höhle der Puppen und Larven, an die er sein Blut vergendet.

In seinen armen und jungen Tagen hat der Bildhauer Rubel einmal den großen Künstlertraum geträumt. Er schuf eine Auferstehung. Irene's reine Schönheit bot ihm die Nacktheit ihres Leibes, auf daß in seelischer Vermählung das Marmorkind erstünde. Und als das Werk beendet war, da dankte er ergriffen dem Weibe für die herrliche Episode, die es ihm gewährt. Für die Episode! Um dieses Wort verließ Irene den Bildhauer. Sie hat gelehrt nach seiner menschlichen Umarmung, sie begehrte ein wirkliches Kind. Dem Manne aber war sie nur Modell, nur das Mittel einer Künstlerepisode. Sie hätte dem Manne das Messer in den Rücken bohren wollen wegen dieses Wortes, so wähnt Irene später in den verwirrten Vorstellungen ihres erkrankten Geistes. Die Beiden gingen auseinander, zwei Tote mit leerer Brust, und der Tod brach auch in das Puppenheim seiner Gestalten ein. Der Künstler soppte die Menschen mit seinen Portraitbüsten, deren Ähnlichkeit sie bestaunten und mit Gold belohnten, ohne den Hohn zu merken, der in die Menschengesichter blöde Ti. rfragen hineinmeißelte.

Der Bildhauer freite sich, reich geworden, auch ein Weib, das erste beste. Warum sollte er nicht auch mit dieser verständnislosen Maja das finden, was man Leben heißt! Auf einen hohen Berg wollte er einst Irene führen, um ihr alle Herrlichkeiten der Welt zu zeigen. Der Maja spiegelt er die gleiche Zukunft vor. Aber die Schwärmerei ward unterdessen zur Münchhauseniade, der Idealismus zur Lüge. Auch Professor Rubel ist aus Hjalmar Eldals ewigem unseligem Geschlecht. Gewiß hat er sein Weib, so höhnt ihn Maja, auf den hohen Berg geführt, nur hat er ihr keine Herrlichkeiten gezeigt. In Rubel's Puppenheim stirbt auch Majas frische Sinnlichkeit. Zwei gelangweilte Eheleute bleiben übrig; und Maja hat zudem das Talent, Raubvögeln aus Versehen ins Gefieder zu schießen.

Dann aber erwacht Maja mit ihrem greulichen Bärenjäger zum Leben, und Rubel schreitet mit Irene jauchzend zur Höhe, wo die Lawine im Hinterhalt liegt.

IV.

Ibsen hatte bisher in dem Verhalten zu seinen Geschöpfen etwas von der Diakonissin seines Epilogs. Er bewacht sie, folgt ihnen, er ist immer um sie, aber er spricht nie selbst. Jetzt am Schlusse seines Schaffens löst er die stummen Lippen, er spricht zum erstenmal, er gesteht und beichtet. Professor Rubek ist nicht mehr bloß eine Figur des Dichters, er ist der Dichter selbst, so sehr er auch diesmal wieder die Creatur seiner Phantasie von sich abbrückt und sich über sie emporhebt. Indem Ibsen sich selbst gestaltet, sucht er doch zugleich die Gestalt sich zu entfremden.

In einer tiefsinnigen, wunderbar feinen und wahren Formel versinnbildlicht Ibsen in seinem letzten Werke Wesen und Entwicklung seiner Künstlerschaft.

Den Auferstehungstag wollte Rubek darstellen. Und die Auferstehung sollte verkörpert werden, so sagt er selbst, in dem Bilde eines jungen Weibes, das aus dem Schlummer des Todes erwacht. Sie sollte das edelste, reinste, idealste Weib der Erde sein, die Erwachende. Ohne Verwunderung über irgend etwas Neues oder Unbekanntes sollte das Weib erwachen, aber voll eines heiligen Feuers darüber, sich selbst unverändert wiederzufinden — in den höheren, freieren, froheren Regionen, nach dem langen, traumlosen Schlummer des Todes.

Das ist der Lebenskeim von Ibsens Kunst, wie aller großen Kunst: der Gedanke der Auferstehung, der Renaissance der Menschheit in der Erhöhung des Einzelnen, das Zukunftsbild des Propheten, der einen neuen Himmel und eine neue Erde schaut.

Aber als Irene nach Vollendung des Werkes den Meister verläßt, verändert er es. Auferstehung, hatte er sich in seiner jungen Unerfahrenheit gedacht, müßte am schönsten und wunderlieblichsten darzustellen sein als ein junges, unberührtes Weib — das von keines Erdenwallens Erlebnissen entweiht — und aller Flecken und Schlacken ledig — zu Licht und Herrlichkeit erwacht. Indes Rubek ward weltflüchtig, als Irene von ihm geschieden. Der kleine runde Sockel, auf dem Irenens Bild schlank und einsam stand, bot nicht

mehr Raum für alles, was er nun noch hinzudichten wollte. Er mußte das mit im Bilde haben, was er rings um sich in der Welt mit seinen Augen sah. Er erweiterte den Sockel, legte ein Stück der gewölbten herbstenden Erde darauf, und aus den Furchen da wimmelt's nun herauf von Menschen mit heimlichen Tiergesichtern, Männern und Weibern — wie er sie aus dem Leben kannte:

„Irene: Aber mitten im Schwarm steht das junge Weib in lichter Himmelsfreude? Nicht, Arnold?

Professor Rubek: Nicht ganz in der Mitte. Ich mußte leider die Statue nach hinten rücken — der Gesamtwirkung halber, weißt Du. Sie hätte sonst zu sehr dominiert.

Irene: Aber der Schimmer verklärter Freude strahlt mir doch noch immer vom Antlitz?

Professor Rubek: Freilich, Irene. In gewissem Sinne wenigstens. Vielleicht ein bißchen gedämpft. Wie's meine neue Idee erforderlich machte.

Irene (steht lautlos auf): Dies Bild drückt das Leben aus, so wie Du es jetzt siehst, Arnold.

Professor Rubek: Ja, das mag wohl sein.

Irene: Und in diesem Bilde hast Du mich — ein wenig verblaßt — als eine Hintergrundfigur — in eine Gruppe gestellt. (Sieht das Messer hervor.)

Professor Rubek: Nicht in den Hintergrund — sagen wir in den Mittelgrund — oder so etwa.

Irene (flüstert heiser): Jetzt hast Du Dir selber das Urteil gesprochen. (Will zustossen.)

Professor Rubek (wendet sich um und blickt sie an): Mein Urteil?

Irene (verbirgt rasch das Messer und sagt dumpf, wie in Qual): Meine ganze Seele — Du und ich, — wir, wir, wir und unser Kind waren in dieser einsamen Gestalt.

Professor Rubek (nimmt den Hut vom Kopf und trocknet sich die Schweißperlen von der Stirn): Aber nun höre auch, wie ich mich selbst in der Gruppe dargestellt habe. Vorn an einer Quelle, wie hier, sitzt ein schuldbeladener Mann, der von der Erdrinde

nicht ganz loszukommen vermag. Ich nenne ihn die Reue über ein verlorenes Leben. Er taucht seine Finger in das rieselnde Wasser — um sie reinzuspülen — und leidet und krümmt sich bei dem Gedanken, daß es ihm nie gelingen wird. In aller Ewigkeit wird er nicht frei werden, leben und auferstehen.“

Das ist der Epilog Ibsens, von ihm selbst gesprochen. Der größte Dichter unserer Zeit bedarf keines wühlenden Kritikers, und die Ibsenphilologen mögen von hinnen gehen; sie haben keine Aufgabe mehr. Der erwachende Tote hat sich selbst sein Grablied gesungen, die erschütternde Klage über ein verlorenes Leben, das die Idee der Auferstehung frevelnd in den Hintergrund bannte.

V.

Wenn die Toten erwachen, was dann?

Am Schlusse des Dramas begegnen sich zwei Paare. Maja und ihr Bärenjäger steigen von den Bergen hinab — zu einem Leben in Freiheit, Kraft und Unflath — fern aller Kunst und allen Idealen. Aus der Tiefe empor dringt Frau Majas Jubelgesang:

Ich bin frei! Ich bin frei! Ich bin frei!
Der Gefangenschaft Zeit ist vorbei!
Ich bin frei wie ein Vogel! Bin frei!

An ihnen vorüber steigen die beiden anderen, vom Tode Erwachten, Rubek und Irene, empor durch alle Nebel und dann auf die Zinne des Turmes, die da leuchtet im Sonnenaufgang.

Das ist die dritte Möglichkeit des Lebens, das Reich des Sonnenscheins. Keine freche und rohe Jagdpartie in dem Niedrig-Starken sinnlicher Bethätigung, und kein fahler Totenwandel unter den Puppen der Kunst — in Schönheit leben, das ist die Auferstehung.

Für die beiden Höhenpilger freilich kommt das Erwachen zu spät. Die Sehnsucht jauchzt, im Erwachen für immer erlöschend, das trunkene Wort, das nicht mehr an Gespenstern haftet:

Die Sonne, die Sonne!

Dann begräbt die Lawine die Auferstandenen, wie einst Brand in ihr sein Ende gefunden, und die Diaconissin schlägt über den zum Sterben Wiedergeborenen das Kreuz, den Erlösten, denen nur noch vergönnt war, in Schönheit zu sterben, den Frieden kündend: Pax vobiscum!





Die Meinungen des Dritten.

(1898.)

I.

Die zweite Zukunft.

Ein grammaticalischer Reformvorschlag.

Die drei alten Cameraden saßen in einer behaglichen Nische des Weinrestaurants zusammen. Es war bereits um Mitternacht. Der eine der Zechgenossen war ein Gymnasiallehrer, der zweite ein Arzt, der Dritte war — Nichts; d. h. er wollte seit fünfzehn Jahren ernstlich etwas werden, aber er hütete sich weislich, diesem edlen Streben ein Ende zu bereiten.

Der Wein hatte den Lauf der Gedanken beschleunigt, doch nicht so, daß sie schon verwirrt durcheinanderliefen und wie Holzspäne in der Brandung sich wild bewegten, ohne vorwärts zu kommen. Man war in Anbetracht der vorgerückten Tageszeit beim Reformieren und Revolutionieren angelangt. Man verbesserte die Schule, die Medicin — daran beteiligte sich der Arzt nicht, sondern lächelte nur verschmüht —, die Sittlichkeit, die sociale Lage, kurz das ganze Culturleben der Menschheit. Am radicalsten gebärdete sich heute der Pädagog, der dieser ganzen modernen Cultur heiß- und kaltblütig zugleich das Todesurteil sprach.

Es ist geradezu ekelhaft, declamierte er, wenn man immerfort von diesen herrlichen Triumphen und stolzen Errungenschaften der Wissenschaft in der Jetztzeit redet, so ekelhaft wie der Wortbastard Jetztzeit selbst. Was haben sie bewirkt? Sie haben uns zu Versuchsobjecten gemacht, an denen man immer tollere Beschleunigungen zu erzielen sucht. Wir haben keine Tradition mehr, kein Verweilen und kein Versenken, also kein Leben, geschweige denn eine Cultur. Wir fahren rheinwärts auf dem Zweirad, und wenn wir nach Hause kommen, zerrüttet und verstaubt, tauschen wir unsere Erinnerungen aus, wie viel — Kilometer wir zurückgelegt. Großartig! Und in den notgedrungenen Ruhepausen spielen wir Skat oder lesen die Zeitung. Wir sind nichts als Touristen, die am Erfolgswahnwitz — activ und passiv — leiden, Nomaden, die ihren Lagerplatz bereits wieder verlegen, sobald ihre Herde zu fressen beginnt. Wenn wir nach zwei Jahren in eine Stadt zurückkehren, in der wir gewohnt, erkennen wir sie nicht wieder: die Häuser sind abgerissen, die Geschäfte bankerott, die Menschen gestorben — an der galoppierenden Schwindsucht natürlich — oder verzogen; die neue Bevölkerung besteht zu einem Viertel aus Bauschwindlern und zu drei Vierteln aus den dazu gehörigen Beschwindelten; der Friedhof ist von einer Actiengesellschaft für Wettrennen gekauft und entsprechend umgebaut, selbst die Kirche hat einen neuen Aufsatz oder ein neues Türmchen erhalten; statt der früheren Fußgänger sieht man Radler, Motorwagen und elektrische Bahnen, die unter dem verhüllenden Telephondrahtsieb vor der frivolen Blöße des wolkenlosen Himmels beschützt sind; die traulich-gruselige Mördergasse ist in eine Sedanstraße umgetauft, und statt des alten Brunnens, an dem die Mägde das Stadtblättchen redigierten, befindet sich ein pomphaftes Denkmal Kaiser Wilhelms des Großen — selbst Größe ist jetzt nichts als ein Experiment der Maximalbeschleunigung. Der Begriff Heim besteht aus der dunklen Vorstellung einer Anzahl geschmackloser Capetenmuster, die man nacheinander studiert hat. Wenn man vom Frühling spricht, denkt man an Umzüge und Möbelwagen, Herbstlese nennt man's, so wir im October die abgebrochenen Stücke zusammenfügen. Umzüge, Claviere, Bilder, Bücher,

Witze, Ideen, Charakter, Blumentöpfe, Dienstmädchen und Reisegefährten werden aus der Leihanstalt bezogen. Die Köchinnen wechselt man monatlich und die Geliebten wöchentlich, in der Saison täglich. Wir lesen kein Buch durch, sehen kein Bild ordentlich an, und daß es in der Musik ein Largo giebt, scheint uns das Höchstmäß unsinniger Zeitverschwendung. Nichts flößt uns solche Bewunderung ein wie die Berechnung, daß aus einem einzigen Bacillus binnen 24 Stunden Billionen entstehen oder doch entstehen könnten: das nennt man eine Fortpflanzungsgeschwindigkeit, die auf der Höhe der Zeit steht! Unsere Seelenergüsse comprimieren wir in Telegrammen und unsere Erinnerungen reichen nicht über die letzten Stunden hinaus. Wir haben überhaupt keine Erinnerungen mehr, jeder Augenblick purzelt neu, zusammenhanglos, gleichsam als Waise ins Leben, unreif und welf in Einem, und verglüht wie das Kohlenstäubchen in der Gasflamme. Unser Gedächtnis hat nicht einmal mehr die Kraft des Kinetographen, die zahllosen Augenblicksbilder in eine einheitlich gleitende Bewegung zusammenzufassen. Arme, arme Menschheit, die nicht mehr vermag sich zu erinnern . . . Arme Schnellläufer, Eilfahrer, Blitzzügler! . . .

Erlaube 'mal, fiel hier der Arzt ein, Deine blitzügelnden — er schlürfte den witzigen Doppelsinn der Wortbildung wie einen köstlichen Wein — Betrachtungen mit der Ergänzung zu unterbrechen, daß Ein Ueberbleibsel doch aus jener alten, guten, prähistorischen Zeit, die Du preißest, in unsere Tage der Erinnerungslosigkeit wie ein Wunder altmodischer Erinnerungsfähigkeit hineinreicht: Wir sollen uns noch nach fünfundzwanzig Jahren an jenen leichtsinnigen Augenblick erinnern, in dem wir — einer Frau den Eid der Treue leisteten. Ich empfinde allerdings diese eheliche Ausnahme unseres erinnerungslosen Rapidlebens als durchaus stilwidrig. Höchstens daß man gelegentlich seine Frau verleiht, aber leiht — d. h. als wirkliche Frau mit allen Rechten und Pflichten — das ist noch unmöglich. — Aber fahre fort, Du Herold beschaulicher Ruhe!

Der Philologe indes, der in nicht allzuglücklicher Ehe lebte und hier einen Wechsel nicht ungern erlebt hätte, schwieg jetzt verdrossen, weil er eine unzarte Anspielung witterte, und der Arzt nahm nun das Wort:

Ihr Idealisten seid doch die wirklichen Lebensverderber, möget Ihr das Paradies an den Anfang oder das Ende aller Dinge setzen. Nehmet dies nichtsamtig fidele Dasein, wie es ist, und laßt vor allem das Verbessern. Ich gestehe, daß ich vor nichts so gewaltige Angst empfinde als vor der Möglichkeit, daß Eure Ideale sich einmal erfüllen könnten. Nehmet an, Ihr habt die Welt zu dem bekehrt, was man reine Sittlichkeit nennt. Ich meinesteils möchte dann nicht leben. Denn ich sage Euch, der Reiz des sittlichen Idealismus besteht nur so lange, als er sich nicht realisiert, sondern vielmehr durch ihn die köstliche Contrastwirkung erzeugt wird, die wir Lebensgourmets als Frivolität genießen. Die Frivolität schöpft ihre ewig junge, prickelnde Kraft aus dem Widerspiel der sittlichen Extreme. Die absolute Immoral wäre ebenso trostlos wie die absolute Moral. Leben heißt: Contraste genießen. Ich behaupte auch und fürchte mich nicht vor Eurer Entrüstung, daß nur das Halbenhülle den Wert des Daseins ausmacht, das Nackte wie das Ganzbekleidete ödet. Wir müssen immer etwas zu enträtseln und zu ahnen haben, und eine Tänzerin im kurzen flitternden Röckchen bereitet uns einen dauernderen Genuß, so unvollkommen sie auch sein mag, als die schönste nackte Gliederpracht classischen Stils. Wir brauchen das Zwielicht magischer Beleuchtung, das Bepuderte und Spitzensirrende, das so unerfüllt wie möglich bleibende Ideal, diesen ganzen Tand lockender, lächelnder, anmutig frecher und verführerisch unreiner Frivolität, diesen herrlich schwebenden Mittelzustand zwischen Gott und Tier. Welch' Unheil, wenn das Heil über uns käme, wenn Eure socialen Beglückungspläne sich erfüllten, sei es romantisch-reactionär, sei es rationalistisch-revolutionär, wenn nicht mehr Not, Elster, Hunger, Armut das Dasein würzten; wenn keine geheimnisvollen, unsauberen Winkel mehr im Leben sind, wenn alles glatt, satt, hell und glücklich ist; wenn keine Krankheit mehr der Gesundheit Wert verleiht — ich sage das nicht aus ärztlichem Geschäftsinteresse —, wenn es sich nicht mehr lohnt, in Palästen ein üppig schwelgendes Dasein zu führen, weil es nur noch Paläste giebt; wenn die Treue nicht mehr durch die Untreue gesackelt wird und unsere Weiber nicht mehr diese süßen Canaillen sind, die wir heute zugleich anbeten

und verachten; wenn wir unsere Tugend nicht mehr mit der Sünde menschlich aufmuntern können, weil alles platzt vor Tugend, Reinheit und Wohlbehagen; kurz, wenn wir uns über nichts mehr zu entrüsten haben. Die These des Lebens heißt: Antithese. Höret also auf, um des Lebens willen, für eure sogenannten Ideale zu arbeiten; denn wollte es ein verderbliches Geschick, daß es Euch gelänge, so würdet Ihr nichts erreichen als die absolute Monarchie der — Langeweile. Die Menschheit würde dann sogar auf den Tod verzichten, weil es ihr zu langweilig wäre zu sterben. Lasset die Welt laufen, wie sie ist, in ihrer wunderbaren Zwiespältigkeit des Höchsten und Gemeinsten, lasset Elend, Sünde, Schmutz wuchern und gedeihen, machet uns nicht sittlich, glücklich, groß — Ihr würdet uns verderben! Stellt Euer Handwerk ein, Ihr unheilvollen Schwärmer für eine Vergangenheit, die nicht wiederkehrt, und eine Zukunft, die sich nicht vollenden möge. Erkennt statt dessen die unsägliche Lust dieses schmutzig-amüsanten Jammerthals. Wir wollen einmal nicht vollkommen werden. Sela!

Der rundliche Arzt hatte, jovial und etwas asthmatisch, sein Glaubensbekenntnis hergesagt und damit den Erfolg erzielt, daß der Philologe nachdenklich ähnliche Regungen in der untersten Tiefe seines Bewußtseins, ein wenig erschreckt, entdeckte. Der Dritte aber, der nichts war, wurde während des Hymnus auf alles Bestehende sichtlich unruhig, und jetzt sprach er in einer leidenschaftlichen Erregung, die nicht zu verbergen war, obwohl er scheinbar in scherzhaft übertreibender Weise seine Meinung vortrug:

Ich streite nicht wider Dich, begann er, mein Knabenquäler; denn Du bist harmlos und ungefährlich, ja, wenn man Dir wohl will, vermag man sogar in Deinen imperfecten Täuschungen etlichen Nutzen zu erschließen. Jedenfalls ist Dein Schlaf- und Ruhebedürfnis, Deine Mobilisierung der Toten, in dem pomphaften modernen Sterbegewand, das ihnen Deine sentimentale Phantasie gnädig zum Schmucke verliehen, die verspätete Wiederaufführung des Jean-Jaqueschen Melodrams nicht fähig, die Dinge zu hemmen, die werden müssen. Wenn es Dir Spaß verschafft, so richte nur einen Postkutschenverkehr als Concurrenz des Orientexpreszuges zwischen Berlin und

Constantinopel ein, befördere Deine 48 eng geschriebene Seiten langen Briefe an eine gleichgestimmte Seele im Feuerland durch eine kunstvoll geregelte Botenablösung rüstiger Fußgänger und miete Dir, statt Budapest telephonisch anzuklingeln, eine Droschke, um mit möglichster Beschleunigung dorthin zu gelangen und Deine Nachricht unbeschädigt auszuliefern. Aber ich glaube: Actiengesellschaften wirst Du auf diese Unternehmungen nicht zu basieren vermögen. Baue immerhin, statt aus Eisen, Glas und Steinen, liebliche Häuschen aus Lehm, Holz und Stroh — Du wirst diese Kinder Deiner Laune nirgends gegen Feuer versichern können. Gründe ein Theater, in dem ausdauernder Anregung wegen nur einmal des Jahres, dann aber auch den ganzen Tag gespielt wird — Du wirst der einzige Teilnehmer dieses nachhaltigen Genusses sein. Zwischen solchen künstlerischen Ereignissen wirst Du zudem wohl auch die kleinen Vergnügen von Hexenverbrennungen, Pestepidemieen, Hungersnöten, von Gerichts-urteilen, in denen Gesetze zugleich gegeben, angewendet und ausgeführt werden, zweckmäßig einführen. In der That, warum sollte nicht auch heute noch eine ersprieglische Verallgemeinerung für Staat und Kirche das Küchenrecept der Hausfrauen finden, die das „Fleisch“ anbraten, damit es nicht verderbe! Begehrt man es doch auch immer dringender, es wieder klopfen zu dürfen, auf daß es schön weich und schmackhaft für die gesitteten Bürger werde. Du wirst die verwilderte Menschheit aufs Neue an die geliebte Scholle fesseln, den beklagenswerten Wechsel der Dienstmädchen durch Wiedereinführung der Sklaverei unmöglich machen, die Maschinen zerstören, den Druck verbieten, die Zeitungsschreiber aufhängen und die Wissenschaft des Teufels durch den Glauben Gottes ersetzen. Du wirst den Meinungen der jeweiligen Regierung Zwangscurs verleihen und die Todesstrafe jedem angedeihen lassen, der ihn nicht annimmt. Deine Frau wird weder lesen noch schreiben, dafür aber spinnen können, und wenn sich ihr Gewissen regt, wird sie nicht Dich, sondern ihren Beichtvater zu Räte ziehen. In der Kinderpflege wird sie nicht die Hygiene, sondern die Amme und die Sterne befragen, vor dem stillen Abendgebet werdet Ihr Euch aus Gesundheitsrücksichten zur Ader lassen, und Euren Garten, statt düngen, weihen. Eine lustige Flöhhatz

sorgt für die nötige Abwechslung in Eurem sonst so friedlichen, gemüthlichen, erinnerungsvollen Dasein.

Indessen alles dies ist so schlimm nicht von Dir gemeint und gewünscht. Im Grunde brauchst Du Dich nur um 180 Grad zu drehen, und Du wirst aus einem rückwärts gewandten Träumer ein sehnsuchtsvoller Arbeiter an der Zukunft, der in die Ferne strebt und drängt. Möge bald der rechte Prophetengeist über Dich kommen, der Dich den neuen Himmel und die neue Erde in thätigem Idealismus schauen läßt. Doch ist Deine jetzige Stimmung, wie gesagt, unschuldig und unschädlich, und Du verkaufst sie am besten an einen Komödianten, der eine Salonpredigt für die abgehetzten Philister und die übersättigten Roués daraus häkeln mag.

Also werde ich auf den Nichtblock Deines Jorns geschleppt, wie es nach dieser schonenden Einleitung scheint, fiel behaglich der Arzt ein.

Welch hellseherische Kraft, fuhr jener spottend fort, ganz auf der Höhe Deines Gewerbes und seiner beneidenswerten Jünger! Früher konntet Ihr bloß nicht die Krankheiten heilen. Jetzt aber ist Euch Größeres gelungen. Noch immer wisset Ihr den niedrigen Ehrgeiz des Quackalbers, der es aufs Curieren anlegt, weit von Euch zu halten, aber damit nicht genug, habt Ihr es sogar gelernt, mit wunderbarer Sicherheit Krankheiten — hervorzurufen.

Der Philologe schmunzelte, weil der Pfeil nicht ihn traf und der Scherz in seine eigene Anti-Jetzt-Predigt gepaßt hätte. Der Arzt aber rief lebhaft Bravo, es war nicht zu erkennen, ob der Beifallsruf ganz aufrichtig war. Der Dritte sprach weiter:

Ja, mein Lieber — und ich möchte Dich und Deinesgleichen würgen vor Liebe — Du gehörst zu den schlimmsten Verleumdern und Schändern des Lebens. Denn Du machst das Heiligste, was uns gegeben ist, verächtlich: die Zukunft. Wenn die Schwarzgalligen und Schwachmütigen, die von Darwin nichts anderes gelernt haben, wie daß der Mensch als oberstes Säugetier (obwohl er gerade dies Kennzeichen in dem Zeitalter der Sogletth-Apparate eingebüßt hat) die oberste Bestie ist, — wenn diese Bestialtheoretiker wimmern: Was nützt alles Streben, es gelingt ja doch nichts, wenn sie mit

der Gebärde des Tieffinns die unholde Praxis wider die schöne Theorie auffahren, wenn sie dreist und vernunftlos von Naturnotwendigkeit im Reiche der Freiheit menschlicher Werke schwatzen, — so gähnt Ihr mit halbgesenkten Augenlidern schläfrig: „Um des Himmels willen haltet ein mit Eurem Reformeifer und Umsturzungefüm, sonst haben wir morgen nichts mehr zu thun und verfaulen vor Langerweile.“ Verbrauchen die Denker ihr Dasein, um eine allgemein gültige Gesetzmäßigkeit dieses dunkelgestaltigen Lebens zu erkennen, in ihrem und der Menschheit Geist zu erzeugen, so ruft Ihr: „Welch absurdes Beginnen! Sollen wir Menschen schließlich alle etwa einer Meinung sein, daß wir uns nicht mehr in dem Wirrsal der individuellen Anschauungen erhitzen und niederkämpfen können? Wie langweilig diese ideale Allgemeingültigkeit! Es lebe die Unwissenheit und die Confusion!“

Da suchen wir die Kräfte der Natur technisch zu bändigen, zu unerhörten Wundern, die doch keine Wunder mehr sind, sie uns dienstbar zu machen; jeden Tag ringen wir ihr neue Erfolge ab. — Ihr seid es wieder, die jammern: „Wie lange noch, und der letzte Knecht auf dem letzten Dorfe ist, liebt, schläft, arbeitet nur noch patentiert und mustergeschützt. Wie langweilig diese vollendete Unterwerfung der Natur! Die unheimlichen Dämonen haben sich in ein gemeinverständliches rasselndes, riechendes, qualmendes Gefüge von Stahl, Elektrizität, Dampf und Schmieröl verwandelt. Es giebt keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht mehr, es wäre denn, daß die Nacht heller ist, keinen Wechsel von Sommer und Winter, von Sonnenschein und Regen — nur daß die künstlich präparierte angenehme Witterung zuverlässiger ist als die natürliche. Und die faule Menschheit räfelt sich in dem üppigen Comfort, hat nichts mehr zu wünschen, zu hoffen, zu ringen.“

So zetert Ihr in Eurer Angst vor der Zukunft. Ihr Thoren, als ob der Menschheit überhaupt gerade an den Früchten ihrer Arbeit liegt. Sie kann den ganzen technischen Plunder leicht entbehren, wenn ihr nur ein paar Bäume, reine Luft und klares Wasser bleiben. Robinsons Insel ist ihr keine Schrecknis, obzwar sie auf ihr nicht die blaue Blume überschwänglicher, zeitentrückter

Seligkeit blühen wähnt. Die Technik beglückt das menschliche Bewußtsein mehr deshalb, weil es an dem Stolz blühend emporwächst, daß alles dies die Leistung des Menschenwitzes sei, als durch die Förderung der äußeren Behaglichkeit. Diese kann der Mensch entbehren, jenes Gefühls niemals. Und darum wird ihr Suchen und Forschen nur wachsen, je mehr es errungen, nie versiegen und nie erschaffen, der Mensch wird sich niemals unter Früchten begraben lassen; denn nur an der Mühe des Pflanzens und Pflégens liegt ihm.

Vom ewigen Frieden träumen wir und klagen zornig den Dreibund von Unvernunft, Roheit und Berechnung an, der ihn uns vorenthält. Sofort seid Ihr wieder da: „Ewiger Friede! Daß uns das Geschick vor solchem Geschenk des Teufels behüte! Die Völker würden versinken in laue Trägheit, wenn es keinen männerstählenden Kampf mehr giebt und alles friedlich miteinander grasst wie die Schafe!“ Als ob es stählender Wettstreit ist, wenn widerwillige Menschen gezwungen werden, sich und andere zur Zielscheibe blind wütender Geschosse darzubieten, nicht für eine gewaltige Idee, nicht aus ehrlichem Haß, nicht gegen Unterdrücker und Culturfeinde, sondern um einer diplomatischen Coniunctur willen gegen irgend einen Nationalfeind, den die Willkür ernennt! Und als ob das Ringen und Kämpfen aufhören müßte, wenn die Delirien des Blutwahnsinns überwunden sind und das Handwerk der Menschenmehrgerei kein ehrenvolles Gewerbe mehr ist. Würde damit nicht erst der edle Wettstreit beginnen um die leuchtende Palme der — ewigen Zukunft?

Wir suchen gegen eine Welt von Beschränkten, Stumpfen und Interessenten der Gesellschaft neue Lebensbedingungen zu erkämpfen, wie es die freie Sittlichkeit und die ökonomische Notwendigkeit gleichermaßen erheischt. „Das Paradies auf Erden“, höhnt Ihr, „eine wundervolle Aussicht, die Pest der Langenweile zum allgemeinen Menschenrecht, die Mittelmäßigkeit zum Princip zu erheben, das Große, Ragende zu nivellieren, die trotzige Individualität der schleimigen, unterschiedslosen Masse, das gewaltige Schicksal dem breiigen Gemeinglück zu opfern!“ Es ist seltsam: Ihr redet gern von

Utopieen, indem Euch doch gerade eigentlich vor ihrer Möglichkeit graut. Immer aber sucht Ihr unser Wollen und Sehnen zu lähmen, indem Ihr als Ertrag unserer Arbeit, unserer Opfer, unserer Leiden nur das Eine seht: Langeweile, Größentod, Aztekentum der Behaglichkeit. Ihr selbst jedoch hütet Euch weislich, Euch von gerettetem Kahn wieder ins Ungewisse zu steuern. Kein König verschmäh't seine Krone, kein Arzt giebt seine Praxis auf, kein Professor sein Gehalt, kein Industrieherr sein Vermögen und kein Junker sein Gut, um aufs Neue vom ersten Beginn, nur mit den natürlichen Waffen bewehrt, den edlen, aufrüttelnden, erhöhenden Kampf ums Dasein — von ein paar tausend Mark Jahreseinkommen zu wagen. Solch Beginnen überlassen sie klüglich den anderen, sie selbst versinken gemächlich in dem Sumpf des Erreichten, Sicherem, vor dem sie in der Zukunft der Allgemeinheit zurückschauern.

So verleumdet Ihr die Zukunft, indem Ihr sie in magerer Phantasie Euch vollendet vorstellt. Ihr wagt nicht vorwärts zu schreiten, um nicht gegen den Horizont zu stoßen. Und doch seid Ihr nur die armseligen Opfer eines grammatikalischen Irrtums oder — Verbrechens. Als der Teufel Grammatiker wurde, erfand er die zweite Zukunft, das Futurum exactum, die vollendete Zukunft. Das aber ist Wahn und Spuk. Es giebt keine zweite, sondern nur eine einzige Zukunft, keine vollendete, sondern nur eine ewig unvollendete. Ende, Abschluß, Ziel sind schlimme Ausgeburten einer bethörten Grammatik. Je weiter Ihr schreitet, desto ferner weicht die weltversperrende Scheinmauer, und jedes Ziel zeigt neue Ziele. Und da wir dies wissen, da wir die letzte Höhe nie erreichen, nicht weil sie unerreichbar ist, sondern weil es keine letzte Höhe giebt — darum gerade müssen wir für unsere Hoffnungen, Wünsche, Einsichten die schnellste Erfüllung und höchste Vollendung zu erringen trachten, wir sollen heute arbeiten, als ob bis morgen auf einmal der ganze Rest menschlicher Aufgaben erledigt sein müsse; wir brauchen nicht zu zögern, nichts zu vertagen, nichts der Ferne zu überlassen, aus Furcht, daß der Menschheit nichts mehr zu thun übrig bleibe. Schaffen wir nur getrost alsbald das Paradies auf Erden, so wie wir es uns träumen, wir wissen, daß es nur zu

neuen, ungeahnten Gestaden die Kämpfenden, Ringenden, Steigenden locken wird.

Lasset uns also der Zukunft dienen, in ernster, weiser Leidenschaft, und den giftigen Aberglauben der zweiten Zukunft ausrotten aus den Grammatiken, den Sprachen, dem menschlichen Bewußtsein, damit sie uns nicht die erste göttliche, weil sie die menschliche ist, überwuchernd erwürge! In das Strafgesetzbuch werde das Verbot ihres Gebrauchs aufgenommen. Es soll keine schwere Strafe die Freveler bedrohen, aber eine langwierige, weil diese Apostel der zweiten Zukunft uns langsam, zäh, Tropfen nach Tropfen die Zukunftsfreude, den Zukunftsglauben, den Zukunftsdrang vergiften. Ich will nicht, daß die Unzüchtigen der zweiten Zukunft hingerichtet, nicht, daß sie ins Zuchthaus oder ins Gefängnis gesperrt werden. Nur eine ganz leichte Haftstrafe mit weichen seidnen Federbetten und Beföstigung aus dem teuersten Restaurant mag ihnen auferlegt werden, aber die soll — lebenslänglich sein . . .

Das nenne ich eine raffinierte Folter, deren Erfindung einen Großinquisitor der finstersten Vergangenheit zieren würde, Du Mann der Zukunft, spottete der Philologe.

Der Arzt aber spaßte: Ich würde demnach von Dir zur — Heirat ohne Scheidungsrecht verurteilt werden.

Der Verhöhte, dessen Augen erregt leuchteten, wollte zornig erwidern. Er besann sich jedoch rechtzeitig, daß draußen Nacht und Einsamkeit sei.

Er lief eilig aus dem Gastzimmer, ohne sich von den Gefährten zu verabschieden.

Und das Bezahlen überläßt er natürlich der Zukunft, als deren Repräsentanten in diesem Ausnahmefalle er gnädig uns betrachtet, — lachte der Arzt.



II.

Das Testament des Jahrhunderts.

Die drei Freunde hatten sich wieder zusammengefunden: Der Philologe, der Arzt und der Dritte, der nichts war. Aber dieser Dritte war heute äußerst mürrisch. Er fühlte sich wieder einmal überflüssig. Der Arzt dagegen war höchst aufgeräumt und schlug Gesellschaftsspiele des Verstandes und Wißes vor.

Aber was? fragte der Philologe.

Wer am längsten schweigen kann, brummte der Dritte.

Mir fällt etwas ein, behauptete der Arzt.

Hört, hört! rief der Philologe.

Ich werde nicht zuhören, kenne solche selbsterzeugten Einfälle, ich will mich nicht der — Hehlerei schuldig machen, spottete der Dritte.

Der Arzt rechtfertigte sich: O, Deine beleidigende Furcht ist diesmal unbegründet. Höchstens, wenn auch geistiges Eigentum Diebstahl wäre. —

Ist es auch, sobald es auf dem Markt erscheint: Es stiehlt den Leuten die Zeit, die Vernunft. —

Der Philologe unterbrach den Verdrießlichen: Wehe, Du verwechselst Activum und Passivum: Eigentum, das gestohlen ist, und Eigentum, das stiehlt!

Gehört beides zusammen: Wird gestohlen und stiehlt.

Du wirst langweilig, mein Lieber, erklärte der Arzt. Aber Achtung: Ich werde Dich sofort beschämen. Wir wollen dem sterbenden Jahrhundert sein Testament schreiben.

Großartig, rief der Philologe begeistert.

Das Jahrhundert stirbt noch nicht, Du bist ja nicht sein Hausarzt — wandte der Dritte ein.

Ach nein, die Heilpflege cultureller Gebrechen hast Du monopolisiert, antwortete der Arzt. Aus Dir höhnt jetzt der Neid ob meines Einfalles. Das Jahrhundert will testieren, es kann nicht warten, bis es tot ist. Also, was zunächst den Erben anbetrifft, den kennen wir —

Ich nicht — sagte der Dritte verbissen.

Du bist heute defect — urteilte der Philologe. Bist Du etwa unlängst einem Cassierer in die Hände gefallen? Das zwanzigste Jahrhundert natürlich.

Kennt Du das vielleicht? fragte der Dritte spitz.

Der Philologe fühlte sich geschlagen, aber der Arzt unterstützte ihn: Gewiß, wir kennen es eben als Erben durch die Erbschaft. Wir müssen somit das Vermögen unseres Jahrhunderts feststellen. Notieren wir seine mobilen und immobilen Capitalien oder mit anderen Worten: seine Hauptverdienste, von denen der glückliche Erbe lange zehren wird.

Glücklicher Erbe? fuhr jetzt der Dritte fast zornig dazwischen. Glücklicher Erbe? Er wäre glücklich, wenn er enterbt würde. Verbrennen wir das Testament, noch bevor es geschrieben ist. Denn auf den schmutzigen Schätzen des Jahrhunderts ruht der Fluch. —

Schopenhauer zur prophetischen Potenz erhoben mal Wurzel aus Friedrich Nietzsche plus Krapotkin! Vor Tische las man's anders in Deiner Seele, als Du noch voll süßer Zukunft warst — unterbrach ihn der Arzt.

Ruht der Fluch — wiederholte der Dritte nachdrücklich —, und wenn wir etwas Gescheites thun wollen, so verteilen wir nicht die schmachbedeckten Güter des Jahrhunderts, sondern stellen fest, welches seine größten Uebel sind, um nicht zu sagen: größten Verbrechen. Uebrigens, wenn ich von der Zukunft schwärme, so sehne ich mich, ein leider sehr verspätet geborenes Kind des 18., nach dem 20. Jahrhundert. Und dann mein' ich natürlich auch nicht den vielgestaltigen Comfort und allerlei geschwinde Betriebsamkeit, die Dich, mein knabendrillendes Muster eines ruhigen kinderlosen Mieters mit lebenslänglichem Contract verdrießt, sondern ich spreche, erschreckt nicht, vom Geist, von der Weltanschauung.

O Postumissime, wir willfahren Dir. Der Gemütliche giebt nach. Was hältst Du, Schulmeister, für das größte Uebel unserer Zeit? fragte der Arzt.

Die Socialdemokraten — lautete die überzeugte Antwort.

Die Gefunden — erklärte der Arzt.

Alles — der Dritte.

Das gilt nicht, riefen die beiden anderen fast zusammen. Das ist Denkfaulheit! Das Megatherium, das Riesenfaultier, aus dem Paläographischen ins heutige Intellektuelle überfetzt, fügte er hinzu. Eines muß das Schlimmste sein.

Es ist aber alles das größte Uebel, beharrte der Dritte, mit dem heute nichts anzufangen war.

Der Arzt jedoch stand auf und beschwor ihn feierlich: Specialisiere oder stirb den ewigen Tod der Unsterblichkeit. Specialisiere —

Nun denn, wenn Ihr es durchaus wollt, ich specialisiere: Der Specialismus.

Trivialer Vorwurf — kritisierte der Philologe. Ganz ordinäre Irrlehrerei. Nur wer sein Fach von Grund aus kennt, weiß etwas. Das andere ist oberflächlich. Abschreckendstes Beispiel: Der Journalismus.

Die Zeitungsschreiber bemühen sich wenigstens, überall etwas zu wissen, erwiderte der Dritte; sie haben die Universalität der geistigen Interessen. Die Sachmannschaft des Specialen aber weiß von Nichts außer dem Zufälligen des mikroskopischen Eigengebietens und redet doch dreist von dem übrigen. Ist er nicht auch Wähler, Theaterpublicum? Verbreitet er sich nicht über Religion und sociale Frage? Ich kenne sogar einen Chirurgen, der durchaus glaubt, vom Denken etwas zu begreifen — natürlich sind die Gedanken die Inassen des Ganglienzellengefängnisses —, obwohl das Denken absolut nicht der operativen antiseptischen Behandlung zugänglich ist, von der er allein etwas versteht.

So ganz Unrecht hat unser Zukunftsmann nicht, versicherte der Arzt, der als allgemein praktischer Arzt den Specialisten nicht hold gesinnt war. Denkt Euch, neben mir hat sich sogar vor ein paar Tagen ein Specialist für Herzklappenfehler heiratsfähiger Töchter begüterter Eltern niedergelassen. Das geht noch über die Bandwürmer junger Kaufleute.

Daß Du in das Lied mit einstimmt, ist sehr bedauerlich, sagte der Philologe vorwurfsvoll. Die Hauptsache ist und bleibt die

Gründlichkeit. Und da man bei dem riesigen Anwachsen des Stoffs auf allen Gebieten der Wissenschaften nur auf kleinem Gebiet gründlich zu sein vermag, so ist eben der Specialismus notwendig und auch segensreich.

Die Sache ist die, eiferte der Dritte, der jetzt ganz lebhaft wurde, daß sie das Ganze nicht mehr beherrschen; sie haben den Zusammenhang verloren und machen nun aus Not Tugend. Sie wagen sich nicht mehr ins Weite, sie haben Platzfurcht. Sie stapeln ihre engen Gehäuse von unten bis oben voll von buntem Kram und reden dann den Leuten vor: Das sei tief, gründlich, exact, wissenschaftlich. Wer mal auf den gotischen Vocalismus, die Geschichte Hermanns des Cheruskers oder den linken Hinterschinkel des Laubfrosches verfallen ist, der bleibt dabei sein Lebelang, weil dicht neben seinem Gute mit den vorzüglichen Meliorisationen für ihn das Chaos beginnt. Kann man wohl Tiefcultur auf einem Quadratmeter Landes treiben? Sie schwärmen für das Beobachten, für die inductive Methode, weil so allein Wissenschaft entstünde. In Wirklichkeit verstehen sie überhaupt nicht mehr, abstract zu denken, sondern sie sind nur noch im Stande, zu sehen, hören, riechen, schmecken, tasten. Das strengt den Kopf nicht an und darum verleumden sie das Denken und inducieren auf einem Quadratmillimeter Umfang. Der Specialismus ist die progressive Paralyse des Zeitgeistes. —

Bitte, davon verstehst Du nichts, sagte der Arzt. Progressive Paralyse ist eine Folgekrankheit, die —

Ich weiß, fuhr der Dritte fort, die über dem Haupte jedes normalen Staatsbürgers des 19. Jahrhunderts schwebt, der von den Specialisten der Medicin gelernt hat, daß man seiner „Natur“, wie auch immer folgen müsse. . . . Aber ich will mich nicht in Allgemeinheiten verlieren, sondern ein Besonderes als Probe anführen. Ich will Dir in Dein Handwerk pfuschen, Medicinmann: Ich will beweisen, daß die Zeitkrankheit der Nervenschwäche mit dem Specialismus zusammenhängt, übrigens nicht bloß mit dem Specialismus der Aerzte. Ich behaupte: Die Nervenschwäche, an der gerade unsere besten jungen Köpfe leiden, wenn sie sich in der Wissenschaft tummeln, ist nichts als die Zerfahrenheit ihres Wissens, das keine Einheit mehr findet.

Du wirst mir von Ursachen physiologischer Natur reden — gleichviel, immer bleibt die Frage, warum unsere Zeit gerade von dieser Krankheit geplagt wird, der nur besonders starke Geister nicht erliegen. Man schiebt's auf die Ueberbürdung, die vermehrten Ansprüche an die Auffassungskraft des Lernenden usw. Es ist aber mir sehr zweifelhaft, ob nicht frühere Generationen viel intensiver gedacht, gearbeitet, gelernt, einen größeren Wissensschatz beherrscht haben. Denn im Grunde ist unsere neurasthenische Jugend weder sonderlich fleißig, noch allzusehr unterrichtet. Selbst die Riesenwerke menschlicher Einzelgelehrsamkeiten gehören im wesentlichen einer vergangenen Epoche an. Der Hauptquell jener akademischen Krankheit liegt vielmehr in dem Wissenschaftsbetrieb selbst: in der Zerrüttung der Weltanschauung, dem Atomismus des Specialitätentums, der Anarchie ins Blaue forschender unsystematischer Kleinrämerei. Der Student, der heute in die Universität tritt, fängt an irgend einem verlorenen Eckchen an, hier greift er dies, dort jenes auf, nichts wächst ihm organisch zusammen, überall findet er ins Unendlich-Kleine verstiegene Einzelarbeit, die sich nicht darum kümmert, was im Auditorium nebenan gelehrt wird. Ein flacher Historismus ödet ihn mit Acten; wenn er in dieser Methode selbständig forschen will, so muß er sich sein ganzes Leben lang auf das Studium von sechs Monaten der Weltgeschichte beschränken. Das sprachwissenschaftliche Colleg kommt niemals über die Lautlehre, kaum über den Vocalismus hinaus. Die Philosophen sind Eklektiker, deren in fremden Zungen redender Geist darüber nicht täuscht, daß sie zu meist selbst nicht mit sich ins Klare und Reine gekommen sind. Die Naturwissenschaften verlieren sich in irgend eine Teilpraxis des naiven Realismus, und das Publicum überschätzt den inneren Wert jener „glänzenden“ Erfindungen, deren finanzielle Ausbeutungsfähigkeit als Wertmaß gilt — vielleicht nach der Höhe der Dividenden der auf ihnen gegründeten Actiengesellschaften. Die Litteratur- und Kunstgeschichte ist eine mehr oder weniger wichtige, zuverlässige und vollständige Zettelsammlung. Die Psychologie gar, die schreckliche, prüft das Bewußtsein mit der Maschine. Die eigentlichen Brotwissenschaften beschränken sich auf die Berufsanforderungen. Uni-

versale Führer im Sinne einer geschlossenen Weltanschauung fehlen fast ganz. Prüfet unsre moderne Litteratur, so hoch sie sich erhoben hat über die bloße Unterhaltbarkeit einer vergangenen Epoche, wo sind die Vollpersönlichkeiten, die zugleich Dichter, Gelehrte, Denker und Politiker sind? Man ist nie sicher, ob nicht hinter einer bedeutenden poetischen Begabung ein — Dummkopf und Ignorant steckt. Man ist nicht begeistert und man begeistert nicht. Dafür pflegt man die glorreiche inductive Methode, die da meint, der Fluß bedürfe weder eines Ursprungs, noch eines Bettes, noch einer Mündung, noch überhaupt eines Zusammenhanges, sondern eben nur reichliches Wasser, nichts als Wasser.

In dieses Chaos tritt nun ein lernbegieriger Jüngling. Ueberall öffnen sich ihm Fallgruben von uuergründlicher Tiefe. Der Zufall fügt's, in welche er gleitet. Ist er ein mittelmäßiger Kopf, so bleibt er in der ersten besten hängen, richtet sich dort häuslich ein und wird ein braver Pfarrer, Amtsrichter, Arzt, Gymnasiallehrer oder Universitätsprofessor. Treibt ihn aber faustischer Drang, so irrt er ruhelos umher, zersplittert seine Kräfte, nicht weil er zu viel wissen will, sondern weil er keine Anleitung findet, e i n h e i t l i c h e s Wissen zu gewinnen, weil in dem Stimmengewirr des Wissenschaftszerfalls jede einzelne die Souveränität beansprucht und die bedingungslose Hingabe ihrer Unterthanen. So ermüdet der Geist des Jünglings, ohne daß er ihn eigentlich mit Arbeit überlastet hätte; die Notwendigkeit, in irgend einem Beruf schnell Fuß zu fassen, die Examensnot treibt ihn zu noch gesteigerter Hast, und in diesem Zustand unglückseliger Diffociation rettet er sich vielleicht, wenn er stark ist, in irgend eine anständige Resignation. Die andern aber werden Nervenschwächlinge, die nun Jahre lang nicht anhaltend arbeiten können, leere Skeptiker, nach dem Grade ihrer Sittlichkeit verschieden abgestuft, sie tasten in ewiger Qual nach Auswegen, führen ein halbes Dasein, wenn sie die wirtschaftlichen Hülfsmittel haben, oder verkommen, wenn sie arm sind. Und das sind gerade die feinsten und strebsamsten Geister!

Die früheren Generationen aber fanden eine feste, einheitliche Systematik vor, sie konnten auf dem Grunde einer umfassenden

philosophischen Weltanschauung ihre speciellen Wissensneigungen und Notwendigkeiten pflegen, während wir heute nur „Zweige“ haben, keinen Stamm. Darum waren jene sich in dem nicht ganz dunklen Drange des rechten Weges wohl-disciplinierter Methodik wohl bewußt und blieben gesund, arbeitfam, einheitlich, ungeschwächt durch den modischen Historismus, das zusammenhanglose Specialitätentum und die flache Naturwissenschaftstelei.

Erst wenn uns der große Aufräumer und Zusammenfasser gekommen sein wird, wenn die Universitäten wieder universal in einem Geiste sein werden, wenn das philosophische System alle Einzelwissenschaften durchdringt, die Grenzen absteckt und die Herrschaftsgebiete sondert, wenn die Lehrmethoden die Möglichkeit gewähren, einen Ueberblick über das Ganze zu gewinnen, selbständig forschend mitzuarbeiten, ohne gleich für immer in einem Maulwurfsbau zu bleiben — dann wird unsere strebende Jugend, soweit sie sich wenigstens Mühe zum Lernen gönnen darf, nicht mehr der Nervenschwäche verfallen, und vielleicht auch die heutige große Majorität unserer akademisch Ungebildeten, die man fälschlich akademisch Gebildete nennt, sich in eine kleine verachtete Minderheit verwandeln, deren Mitglieder es nicht einmal zum Reserveleutnant bringen können.

Am bedauerlichsten ist es, daß heute selbst die Philosophie, die doch Einheit aller Wissenschaften sein sollte, diesen Weg der Zersetzung gegangen ist. Sie hocken an Denkmaschinen und prüfen emsiglich die Apperceptionsgeschwindigkeit bei einem Wechsel von Grün und Gelb. Oder sie stellen hunderttausend Versuche an, um zu ermitteln, wie schnell sich Reihen sinnloser Worte auswendig lernen lassen: *similia similibus*. Die exacte Akrilie der Bazillen-, der Stäbchen- und Buchstaben-Züchter hat es ihnen eben angethan.

Das Specialistentum aber beschränkt sich in seinen Wirkungen nicht auf die Universität. Ich will nicht von der technischen Arbeitsteilung reden, die zur höheren Ehre des Gewinns unzählige Menschen zu Automaten macht, die ihr ganzes Dasein lang immer die gleichen wenigen Handgriffe vollführen. Das Specialistentum hat das ganze Leben durchsetzt, es hat die Einheit der Weltanschauung, das Interesse

am Allgemeinen zerstört und dafür die Liebhaberei und ihr Gefäß, den Verein, erzeugt. Man ist nicht mehr Mensch, sondern Vereinsmitglied. Man vergift die Welt in dem Surrogat eines stumpfen Winkelglücks sportsmäßiger Zwergbetriebsamkeit. Der eine hat sich die Lebensaufgabe erkürt, die Fremdwörter aus der deutschen Sprache auszurotten; der andere legt sich auf Cigarrenstummel oder interpretiert drei Takte aus Wagners Parsifal. Jener bekämpft die Divisection, dieser ist Vegetarianer oder Impfgegner. Man arrangiert germanische Volksfeste, begeistert sich für Handfertigkeitsunterricht, baut Arbeiterhäuser und etabliert sich als Nichts-als-Corset-Gegner. Der fährt Rad, sein Nachbar verabscheut Nicotin und sein Hauswirt ist Ehrenmitglied des Vereins zur Ausdehnung des Pfandrechts. Viele verzehren Minister, zerfleischen Fürsten, verachten den Pöbel, trinken Brüderschaft und fressen Türken, Tschechen, Polen, Engländer oder Franzosen. Sie sammeln alles: Briefmarken, Schuhnägel, Bleistiftenden, Parteigenossen, Abonnenten, Erfahrungen, Gutgefinte, milde Beiträge, Kenntnisse, Gemälde, Haß, Wiße, Spazierstöcke und Pfeifenköpfe — nur eines nicht: sich selbst. Und wer ein fanatischer Gegner alles Specialistentums ist, wird zum Specialisten dieses Hasses und vergötzt specialistisch Rembrandt als Erzieher unseligen Angedenkens.

Ja, jenes historisch-psychologisch-naturwissenschaftelnde Specialitätentheater wirkt, das erkühne ich mich zu sagen, geradezu unsittlich. Ehe wir es wagen, zu wissen, was sittlich sei, setzen wir erst den ethnographisch-historisch-zoologischen Inductionsapparat in Gang. Wir rüsten Expeditionen zu den Botokuden, Neuseeländern und Central-Brasilianischen Indianern, um sorgsam zu verzeichnen, was diese naturwüchsigten Herren über den Casus dächten, vergessen aber dabei, die Fragebogen gleich mitlaufen zu lassen, was sie wohl von dem Newtonschen System hielten. Da nun aber leider gerade das kostbarste Material fehlt, nämlich die zahlreichen Ur-Jahrhunderttausende, von denen keine Ueberlieferung menschlicher Sitten vorhanden ist, so wird ein vorsichtiger und gewissenhafter Mann, um unwissenschaftliche Verallgemeinerungen zu vermeiden, überhaupt kein Schlußurteil abgeben und es einer erleuchteteren Nachwelt überlassen,

die vielleicht das fehlende Material entdecken wird, in wissenschaftlich begründeter Weise sittlich zu sein. Es hilft auch wenig, in den Spelunken der etwas bekannteren Weltgeschichte umherzuschwärmen, wo die großen Männer ihre heroischen Privatmeinungen über Moral austauschen — das ersetzt nicht jenes prähistorisch genannte, aber darum doch nicht minder geschichtliche Ur-Material, das zu Grunde gegangen zu sein scheint. Freilich können wir nun noch, und wir thun es auch, zu den Protoplasmaklümpchen, Seeigeln, Lanzettfischen, Colibris, Walrossen und ihren ausgestorbenen Urvätern und -müttern in frommem Ahnencultus hinabsteigen, aber es ist doch recht schwierig, bei jedem Individuum der viermal hunderttausend lebenden Arten — wenn man schon die Pflanzen preisgibt — vollständige moralstatistische Erhebungen anzustellen. So also müssen wir uns mit einem Ignoramus abfinden. Keine Möglichkeit, zu wissen, was sittlich sei! Dem Sittlichkeit deducieren, ein Sittengesetz geben und nach ihm leben — wer könnte heute im Zeitalter der allein echten Wissenschaft so lächerlich verrückt sein — falls diese sittliche Wertung solchen Thuns überhaupt gestattet ist, bevor jene Moral-Enquête bei allem, was kreucht und fleucht, vollendet ist!

Gleichermaßen: Wie dürfen wir uns getrauen, zu handeln? Zunächst ist die Vorfrage zu erledigen: entspricht das, was ich will, der organischen (so fragt der biologisch Satinierte) oder der historischen Entwicklung (wie die Actenwähler forschen) oder der psychologischen Natur, wie die aus der vierten Dimension begnadeten Enthüller und Kenner der Volks-, Manns- und Weibseelen zu erkundschaffen sich anheischig machen? Die Ganz-Peinlichen verbinden alle drei Methoden und ergrübeln die Bedingungen organisch-historisch-psychologischer Entwicklung. Die Biologen bleiben allerdings bald an einem der dritthalb Milliarden Probleme der Zoologie kleben und beschränken sich für den Rest ihres Lebens darauf, dies zu durchqueren. Der Historiker erkennt, daß man kritisch genau nur jene bereits von mir erwähnten sechs Monate der Weltgeschichte zu übersehen vermöge, und wählt sich ein geeignetes Zeiträumchen zur intensiven Kultur; muß dann leider Verzicht leisten, aus dem

Gesamtmaterial der Universalgeschichte die Entwicklungsbedingungen für die Gegenwart zu destillieren. Der Psychologe endlich verliert sich in solch Getümmel von Widersprüchen, daß ihm nicht einmal seine Apperceptionsmaschine zu Bestimmtem hilft; er bescheidet sich vergnüglich, bunte Schlachtengemälde der kämpfenden Instincte zu liefern, ohne die Entscheidung zu fällen, was gerade im Augenblick zu thun sei: ein so gearteter Mann nennt sich dann wohl keinen stillen Beobachter und unbefangenen Zuschauer, der nur zu erkennen suche, was ist, nicht träume, was sein soll. Dergestalt kommen wir vor lauter Vorarbeiten nicht zum Arbeiten, vor Naturforschung nicht zur Natur, vor Geschichtsmikroskopie nicht zur Geschichtserzeugung . .

Der Dritte schwieg atemlos.

Der Arzt aber meinte behaglich: der ganze Unterschied besteht eigentlich darin: Wir sind Specialisten einer Liebhaberei, Du bist Slave von einem Duzend, wobei Du Dir den Luxus gestattest, Deine Meinungen mit Deinen Stimmungen zu wechseln.

Und Du rätst uns also, zürnte der Philologe, wieder Stümper in allem zu werden, nichts ganz und dafür das Ganze halb zu wissen. Du erhebst die Halbbildung zum Princip, die Halbbildung, die Bismarck, den Du freilich hassest, scharfäugig als das Cardinal-leiden der Zeit erkannt hat.

Fällt mir nicht ein, rief lebhaft der Angegriffene; d. h. ich meine nicht den Haß, mit dem hast Du Recht. Auch mit der Halbbildung ist's richtig, wenn solcher Pfeil hier auch leichtlich auf jeden Schützen zurückschnellen möchte. Aber der Specialismus ist noch nicht einmal Halbbildung. Gewiß soll einer sein Fach von Grund aus verstehen. Aber er darf nicht den Zusammenhang mit dem Ganzen verlieren, sonst verliert er, vom Material verschüttet, den Kopf, den er offenbar braucht, um aufzubauen. Er producirt Trümmerhaufen. Sie kennen nicht die Aufräumungsarbeit, die Beseitigung des Ueberflüssigen, sie verstehen nicht die Kunst, zu vergessen. So haben sie alles, nur nicht das Wesentliche.

Was sollen wir also thun — fragte der Philologe, bemüht, eine überlegene Ironie in seine Worte zu legen.

Wir müssen philosophisch werden — erklärte der Dritte pathetisch — obwohl, glaube ich, Virchow constatirt hat, daß das philosophische Zeitalter durch das naturwissenschaftliche abgelöst sei.

Was? rief der Arzt verblüfft. Glaubst Du im Ernst noch, daß es in unserer Zeit angängig ist, philosophische Farbwerke zu gründen und hoffst Du, daß sie rentieren werden? Und welche Nuancen werden wir, Spätling, fabricieren? Hegel, Schopenhauer, Herbart, Fechner, Comte, Hartmann, Spencer, du Prel, Wundt, Excellenz Kuno Fischer.

Entsetzlicher, höre auf! schrie der Dritte. Ist das nicht Inventar des neunzehnten Jahrhunderts, und waren wir nicht übereingekommen, dies ins ewige Nichts zu versenken? Nein, ich will Euch ein Geheimnis enthüllen —

Jetzt wird's spannend, lachte der Arzt.

Ich verrate Euch, fuhr der Dritte unbeirrt fort, daß eine gewaltige Erbschaft unerhoben, unbenutzt da liegt. Wenn Ihr das kommende Jahrhundert wirklich beglücken und adeln wollt, so laßt uns Sorge tragen, daß wir diese Erbschaft ihm zu Teil werden lassen. Es handelt sich um ein unterschlagenes Testament, das nie eröffnet worden ist. Nur Fälschungen cursierten bis auf diesen Tag, die neben ein paar echten Legaten gefälschte Werte als Erbe ausboten.

Und wer ist dieser betrogene Testator? erkundigte sich der Philologe, sichtlich neugierig.

O meine Freunde, wenn es uns gelüftet, das arme Neugeborne der Zeit auszustatten und zu erziehen, so werfen wir uns mannhaft auf zu Testamentsvollstreckern des — 18. Jahrhunderts.

Ach! seufzten Arzt und Philologe enttäuscht.

Was hätte wohl dieses angeblich verratene Jahrhundert uns noch zu vererben! sagte geringschätzig der Arzt.

Die Vernunft — rief der Dritte begeistert, und jetzt strahlten seine Augen. . . .



Dritter Teil
Maskenspiel



Der grüne Hannes.

(1893.)

Sagen Sie

Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tödenden Insecte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstöchter, lästert.

Marquis Posa.

„Ihr sollt das Land nicht verkaufen ewig-
lich, denn das Land ist mein, und ihr seid
fremdlinge und Gäste vor mir.“

III. Buch Moses 25, 25.

„Mir wurde klar . . . daß nicht nach Gemein-
schaft das Verlangen geht, sondern nach Besitz
als der notwendigen Bethätigung des menschlichen
Individuums.“ (Sehr richtig! rechts.)

Finanzminister Miquel am 27. Nov. 1893.

Acht Tage angestrengter Arbeit liegen hinter mir, an die ich zeitlebens zurückdenken werde. Ich hatte nämlich plötzlich eingesehen, daß ich notwendigerweise einiger Beziehungen bedürfte, um auf der Höhe der Zeit zu erscheinen. Ein erfolgreicher Schreibersmann braucht zwar nicht Gedanken, wohl aber Aeußerungen. Interviews mit dem Weltgeist sind milder vonnöten als Gespräche mit

Ministern. Sensationelle Schlagwörter, sensationelle Unterredungen, sensationelle Actenstücke — mit dem Anrecht auf Alleinverkauf —, das ist das Rüstzeug, das den litterarischen Kämpfer macht. Aber der erwünschten Beziehungen waren zu viele, die Auswahl wurde schwierig. Sollte ich einen der großen Vormünder der Weltgeschichte fragen, was sein mysteriöses Mündel in den nächsten acht Tagen zu thun gedente? Ich wäre sicherlich abgewiesen worden: Ist man allwissend?! Verlockend war eine Unterredung mit den Absendern des feucht-fröhlichen Pulverspielzeugs, das die Welt, die auf sorgfältig individualisierte Ungleichheit hält, zu den wunderbarsten Ausnahmefällen begeisterte — aber wo waren die Leute aufzufinden? Oder sollte ich gar zum Papst nach Rom fahren auf fünftägiges Retourbillet — Kosten 600 Mark —, um Seiner Heiligkeit Meinung über die Annahme des Jesuitenantrages einzuholen und ihm bei dieser Gelegenheit meine Hochachtung vor der weltweisen Ethik dieses Ordens, den alle Heuchler hassen, zu bezeugen? Verloren in diese Zweifel und Bedenken, fand ich mich am Kastanienwäldchen zu Berlin, und plötzlich hatte ich Beziehungen erlesener Art. Ich werde mich natürlich hüten, des näheren zu erzählen, wie ich die Beziehungen erlangte. Thatsache ist, daß ich mit einer höchst interessanten Neuigkeit aufwarten kann. In der Reichstags Sitzung vom 27. November sagte der preußische Finanzminister Miquel: „Ich kann Herrn Bebel versichern, daß, sowie einmal meine amtliche Thätigkeit mir die Muße giebt, ich ihm ein Buch publicieren werde, worin die Kritik der socialistischen Auffassung enthalten ist an der Hand meines eigenen geistigen Entwicklungsprocesses.“ Dieses angekündigte Buch ist — das darf ich verraten! — bereits geschrieben und harret der Veröffentlichung, die erfolgen soll, wenn die neue Reichs- und Finanzreform angenommen ist. Wonach zu richten! Herr Dr. Miquel hat in diesem Buch eine Art Erziehungsroman geschrieben. Es ist ein großartiges Pamphlet gegen seine Jugend, ja gegen die Jugend, es ist eine Streitschrift gegen phantastische Sehnsucht und schwärmende Hoffnung. Nie zuvor hat ein Autor mit so unerschrockener Kühnheit es ausgesprochen: die Jugend ist ein Easter, das überwunden werden muß. Was keine Individualität hat, ist nicht des Daseins wert.

Individualität erhält aber der Mensch erst durch eigenen Besitz. Da nun die Jugend zumeist besitzlos ist, so entbehrt sie jener Individualität, die den Menschen erst zum Menschen macht. Das bisherige Taschengeldindividualität ist nicht stark genug, um die grünen Hallucinationen des Besitzlosen zu dämpfen. Man sieht: wir haben es mit einer Schöpfung tiefsten Gehalts in diesem Ichroman zu thun, der in Anklang an Kellers großen Entwicklungsroman: „Der grüne Hanne“ betitelt ist. Er schildert in jenem glänzenden Stil, den wir aus dem § 1 der neuen Reichsfinanzordnung bewundern können, die Bildungsgeschichte eines Menschen, der sich von dem Laster der Jugend noch rechtzeitig erholt, um mit steigendem Besitz als Bankdirector, Oberbürgermeister und Minister die drei höchsten Entwicklungsstufen menschlicher Individualität zu erklimmen. Das Ganze klingt dann in einem versöhnenden Zukunftsbild aus, das bei allem Realismus die Erhabenheit des Möglich-Schöpferischen atmet: Die Lösung der sozialen Frage durch die Steuerfreiheit der Besitzenden. Keimhaft angedeutet war dieser große und segensvolle Gedanke schon in der bereits erwähnten Reichstagsrede: „Ich begriff — und das ist auch heute noch der schlagendste Gegenstand gegen alle diese Theorien —, daß umgekehrt bei wachsender Kultur, bei wachsendem Wohlstand, bei wachsendem Reichtum die Besitzrente, ob Capital- oder Grundrente, hinuntergeht und der Wert der lebendigen Arbeit steigt. (Sehr richtig! rechts.)“ Das ist der geniale Wahrheitsmut des Romans, daß er ungeachtet aller populären Irrmeinungen tapfer die Konsequenz dieses nationalökonomischen Naturgesetzes zieht: Soll der Lohn der lebendigen Arbeit steigen, so muß der Reichtum entlastet werden. Die ganze Misere der Gegenwart resultiert aus dem wahnwitzigen Bemühen der grünen Jugend, die besitzenden Individualitäten in verhängnisvoller Gleichmacherei mit erdrückenden Lasten zu beschweren. Dadurch ist die stolze, ruhige Schönheit aus der Welt gekommen, die frei und unbedrückt den Lohn der lebendigen Arbeit steigert. In dem „grünen Hanne“ spricht Miquel seine letzten Gedanken aus, alle Rücksichten auf das „Volk“ sind hier beiseite gesetzt. Während der Finanzminister noch von ausgleichender Gerechtigkeit beifällig reden muß, enthüllt der

Romancier die ganze Abscheulichkeit dieses Truggedankens: Alle Ungleichung verwirft das Individuelle, dieses Höchste des Menschentums. Miquel ist so der praktische Vollender der Lehre Friedrich Nietzsche, der poetisch-nebulose Jochult des Gedankendichters gewinnt historisch-realistische Wahrheit, Möglichkeit und Notwendigkeit in dem steuerfreien Individualismus der Uebermenschen des Besitzes: „Wahrlich, ich sage Euch, man muß Billionäre züchten“ — das ist das letzte Wort des „grünen Hannes.“

Es ist mir vergönnt, dank meiner „Beziehungen“, nicht nur den Inhalt der Miquelschen Dichtung zu skizzieren, ich bin sogar in der Lage, einiges aus dem „Grünen Hannes“ wiederzugeben. Ich wähle das interessante Capitel „Umschwung“. Der „grüne Hannes“ befindet sich gerade in jener kritischen Zeit, da er „Hunderte und Aberhunderte historischer, philosophischer und national-ökonomischer Bücher“ studierte, bis er „klar wurde“. Die Situation erinnert also einigermaßen an den berühmten Eingang eines berühmten spanischen Romans.

* * *

Der grüne Hannes war inzwischen 25 Jahre alt geworden. Er hatte sich eines Tages ein Einnahmebüchlein zugelegt, und dieses Büchlein ward ihm eine Quelle des Trostes und der Aufrichtung. Wie ein Sturm war es plötzlich in seiner Seele losgebrochen: die Scham vor seiner Jugend, da er prägte in allen Lüften des Geistes und den unnatürlichsten Ausschweifungen des Gedankens. In welchen Phantasieen hatte er ruchslos geschwelgt: Mit Vorliebe hatte er die Geschichte der Slavenaufstände und der Bauernkriege studiert. Mit dem würdelosen Gorn des trivialen Freiheitsschwärmers hatte er die Menschheit angeklagt, weil der römische Herrenindividualismus in gerechter Nothwehr 20 000 frech aufständische Slaven ans Kreuz geschlagen, weil französischer Edelmannsinn 30 000 auffässige Exemplare der Gattung Jaques bonhomme hingeschlachtet, weil deutsche Bauern wegen ihrer Empörungssucht zu Tausenden mit allen Feinheiten der Folterkunst ins Jenseits befördert wurden. Mit welchen

Plänen trug sich sein Schweinfurter-grüner Geist! Wollte er doch sogar die Bauern zu einem Aufstande verleiten, weil er in seiner schwächlichen Zaghaftigkeit nicht mit ansehen konnte, wie sie in stierer Dummheit ihren Hunger, ihre Arbeit und ihre Schulden trugen. Ja, nachzueifern wollte er jenem anderen grünen Narren Georg Büchner, der in den 30er Jahren das Hessenland revolutionieren wollte, während die mit den aufrührerischen Blättern bedachten Bauern die Druckschriften der Obrigkeit übergaben, vermutlich weil sie selber nicht lesen konnten . . .

Besonders brannte in des grünen Hannes Seele die Reue wegen etwelcher ungereimter Briefe, die er an gefährliche Pöbelführer geschrieben. Sein Geist schien rettungslos verdorben. Ueberall sah er Elend und Not, ein paar glückliche Menschen in einem Meer von Jammer. Selbst die Statistik äffte sein krankes, von den Eastern geistiger Jugendliebe und grüner Unreife zerrüttetes Hirn: Er fluchte den paar Procent Individualitäten von mehr als 1000 Thaler Einkommen, anstatt sich zu freuen, daß der Persönlichkeiten in der Welt noch so viele sind. Er hatte die socialistischen Bücher verschlungen; sie schmeckten ihm widrig zwar und sein gesunder Instinct warnte vor ihnen, aber er hatte sich doch verführen lassen. Würde er je diese Sünden wieder gut machen, diese Pöbelgedanken abschütteln können? Manchmal verzagte er, daß er sich noch zu kraftvoller Eigenart entwickeln werde. In solchen Stunden aber nahm er jenes schlichte Rechnungsbüchlein zur Hand, und tröstlich schaute aus ihm die ziffernmäßige Gewisheit seiner stetig wachsenden Individualität. Denn das war seine erste Erkenntnis, der Gewinn von 221 Schriften, die er als Gegengift gegen jene Schandschriften angewendet: „Ich besitze, daher bin ich. Die Seele liegt in der rechten Hosentasche. Die Menschen müssen sich zu Eigentümern entwickeln. Mit dem wachsenden Reichtum wachsen die Schwingen der Persönlichkeit.“

Das waren so einige Fundamentalsätze, welche dem grünen Hannes den Mut und die Zuversicht gaben, zu sich selbst, d. h. zu Besitz zu gelangen. Aber immer noch wirkte lähmend jener proletarische Pessimismus seiner verlorenen Jugend. Er mußte zum

Optimismus gelangen, und wenn er noch tausend Bücher lesen sollte. Und er las und las. Immer sanfter wurde seine Seele, immer klarer sein Geist, und das Rechnungsbüchlein gedieh trefflich. Er war bereits beim 491. Bande angelangt, und noch war das Land nicht zu erblicken, das er ersehnte. Da fiel an einem Glückstage dem grünen Hannes ein schwächtiges Heft, so grün, wie er nicht mehr sein wollte, in die Hand: „Zukunftsbilder von Eugen Richter“*).

Er las es und las es wieder, zweimal, dreimal, bis er es auswendig konnte. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen — er war genesen. Er brauchte nicht mehr an der Welt zu verzweifeln, weil er selbst eine Welt von Erkenntnis und Kraft geworden war. Alles Erkennen ist subjectiv. Wer selbst ein Jammermensch ist, vermag nur eine Jammerwelt zu sehen. Die Armut, das Elend sind Projicierungen der eigenen Schwäche. Es giebt keine Not, sondern nur lebendige Arbeit, die unter der Sonne wachsenden Reichthums lohnender wird. Die geistige Individualität ist die Dividende des realen Actienbesitzes. Ohne Actienbesitz keine Dividende und keine Individualität.

Lenzhaft selig und leicht ward es nun in dem Gemüt des grünen Hannes. O Welt, wie bist Du schön! Alles gedeiht und sprießt! Eine herrliche Renaissance des Goldes blüht auf. Rothschild ist Gott, und Hannes ist Dein Prophet! O hättest Du Billionen, statt Millionen, die lebendige Arbeit wäre noch üppiger gelohnt! Ich fühle, wie das Persönliche über mich kommt, nicht aus der Erde gewinnen wir Kraft, nein aus dem Gold und zinstragenden Papier! Hannes, Du bist gerettet!

Die letzten Declamationen hatten den grünen Hannes dermaßen enthusiasmirt, daß er nicht hörte, wie seine Zimmerthür sich leise öffnete und eine Frauengestalt in schlichter Kleidung erschien.

„Hannes!“

*) Dieser kühne Anachronismus beweist, daß der Verfasser ein echter Dichter ist, der die Schranken historischer Convention stolz überspringt.

Hannes hörte nicht, sondern pries ungestüm die Vernunft der freien Concurrenz.

„Hannes!“

Hannes stürzte mit einem Schreck aus all seinen Himmeln. Ernst und feierlich wandte er sich an das junge Mädchen:

„Ach, sieh da, Fräulein Marie, was führt Sie zu mir?“

Marie blickte den grünen Hannes erstaunt an:

„Sie?! Fräulein?! Was ist Dir Hannes? Bist Du krank?“

„Krank? Daß ich nicht wüßte! Gesundet bin ich im Gegenteil. Sie waren auch ein Teil meiner Krankheit, und darum ist es aus zwischen uns. Ich bin eine Individualität geworden, mein Fräulein!“

Marie fühlte immer noch nicht, was sie von all dem halten sollte. Hannes aber fuhr eifrig fort:

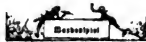
„Ja, Fräulein, ich bin genesen. Meine verdammungswürdige Jugend ist zu Ende. Ich bin ein Mann geworden, ein Ich, eine Individualität. Sie, mein Fräulein, sind noch ganz und gar in den unreifen Anschauungen meiner Jugend befangen, und wie ich Sie kenne, werden Sie darin verharren. Sie spielen mit den gefährlichen Utopieen allgemeinen Menschenglücks. Sie ahnen nicht, wie die lebendige Arbeit Vorteil hat von dem wachsenden Reichthum, Sie kennen nicht die seelenstählende Kraft des Besitzes, und Sie sprechen von der Gleichheit zwischen Mann und Weib. Das Weib muß der Besitz des Mannes sein, nicht sein Camerad. Mein Fräulein, Sie sind arm, darum sind Sie unreif, Sie wollen arm bleiben, darum sind Sie unheilbar. Studieren Sie, wie ich, 491 Bücher und dann zuletzt Eugen Richters Zukunftsbilder, — dann werden Sie vielleicht auch klar werden über die Zwecke des Daseins und die Vernunft des Eigentums. Aber ich fürchte, ich fürchte — bei Ihnen wirds nichts helfen. Leben Sie wohl — für immer!“

Fräulein Marie sprach kein Wort, sie verließ das Zimmer. Hannes war es, als ob draußen sich ein unbändiges Gelächter erhöbe. Aber es war wohl eine Täuschung.

Das war das Ende meiner Jugend, jauchzte der grüne Hannes auf.

Als sich eine Stunde später ein Bettler an seiner Thür zeigte, hatte er zum ersten Male nicht das schlechte Gewissen der Satten: „Arbeitet nur, Ihr Banken und Fabriken, Ihr Junker und Riesenbazare, bis Euer Reichthum die Kraft erlangt hat, dem ärmsten Bettler die reichsten Dividenden in den Schoß zu werfen.“ Der dumme Strolch ging mit einem Schimpfwort auf den Lippen von dannen!

Jetzt fühlte der grüne Hannes, daß er zu einer Individualität befähigt war. Seine Jugendsünden waren gesühnt! . . .





Die Limonadenseele.

(1896.)

Einer der gefräßigsten Krebschäden unserer Zeit ist bekanntlich nach den tiefsten Zeitgenossen die erweichte Mitleiderei, die Gefühlslosigkeit. Ihr verdanken wir die sogenannte sociale Frage, welche das unverdaute Christentum etlicher wirkköpfiger Pastoren nicht zur Ruhe kommen läßt, zum großen Schaden unserer Industrie, die an Concurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt durch die ewigen Störungen erhebliche Einbußen erleidet. Dieser selben weibischen, unklaren Zerflossenheit, diesem psychischen Gewebezerfall, dieser ethischen Zuckerkrankheit verdanken wir aber auch die Colonialscandale, die uns zum Spott der ganzen civilisierenden Welt machen und deren sensationelle Ausbeutung durch eine allen Philister-Instincten slavisch ergebene Öffentlichkeit dem nationalen Ansehen und dem nationalen Reichthum enorme Verluste zufügte, für die jene gewissenlose Moralgigerl schwerlich Ersatzpflicht leisten werden. Die grassierende Humanitätsholera — bald sind die Weiber, bald die Probiermamsells, bald die lieben Schwarzen Gegenstand der allerzärtlichsten Neigungen — richtet größere Verheerungen in dem Deutschbewußtsein an, als der heimtückischste Kommabacillus, und wenn uns nicht bald ein fröhlicher Krieg aus der nationalen Erschlaffung aufrüttelt, so laufen wir Gefahr, in flennender Cultur-entartung zu Grunde zu gehen!

Mit welcher scrupellosen Verlogenheit diese Ethomanen die Ehre des deutschen Namens dem Gelächter preisgeben, das zeigen eben die jammervollen Treibjagden auf die besten Männer aus germanischem Blut, die mit Lebensgefahr für Kaiser und Reich die Aufgabe erfüllten, den Negerbestien in Afrika zum Heile des Vaterlandes zu imponieren. Man hat nicht eher geruht, bis man die verdienstvollen Helden in dem Schleim ecker Massenentrüstung ersticke. Ein Leist muß jetzt in Chicago Lustmörder verteidigen, ein Peters prostituiert sich zähneknirschend mit Federfuchserien über Englands Weltmachtentwicklung, ein Wehlan irrt suchend nach einem neuen Amt umher, und den allergrößten Culturarbeiter Afrikas, einen Faust der That, den Friedrich Schröder, haben die Herren vom grünen Tisch zu Tanga, die keine Ahnung von den wirklichen Verhältnissen haben, gar ins Zuchthaus geschickt, zur großen Freude unserer englischen Vetter, die damit die gefährlichste Concurrenz los werden. Es ist bezeichnend, daß die Leute, die stets von Sittlichkeit triefen, auf die unsittlichste Weise die Männer verfolgen, die kein anderes Verbrechen begangen haben, als daß ihre ragende Größe den winzigen Krämerseelen ein Gegenstand ohnmächtigen Neides ist. Denn es muß einmal offen gesagt werden, diese ganzen Colonialscandale sind von Anfang bis Ende Märchen, gemeine Erfindungen, die bössartigen Zettelungen einer mit englischem Gelde arbeitenden Clique, die keinen anderen Zweck haben, als den wirklichen Schuldigen des colonialen Niederganges, einen warmen Freund der Engländer, im Verborgenen zu halten, indem die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums von ihm abgelenkt wird. Daher muß uns jeder Tag einen neuen Colonialscandal bescheren, um des einen Schuldigen willen werden Massenopfer von Unschuldigen dargebracht, und die dupierte Oeffentlichkeit legt sich an erfundenen Tendenzenthüllungen, während der Schuldige weiter seine Verräterdienste fremden Interessen widmen darf.

Wir sind nun in der Lage, diese Persönlichkeit zu entlarven. Gestützt auf untrügliches Material erheben wir in aller Form die Anklage, daß unsere Colonialverwaltung, obwohl sie nicht im unklaren sein kann, stillschweigend duldet, daß jenes Individuum bis-

her straffrei geblieben ist, daß, um ihn zu schonen, die Peters, Feist, Wehlan und Schröder — in der letzten monatlichen Rechnungslegung der socialdemokratischen Partei wird man das englische Honorar für die Bebel'schen Anklagen im Reichstag finden — zu Tode gekocht wurden. Wir verzichten für heute darauf, den Namen der Persönlichkeit und der Colonie zu nennen, den Eingeweihten werden die Andeutungen genügen, um zu wissen, auf wen sie zielen. Gerade jetzt, wo man in dem hochverdienten Jesko von Puttkamer ein neues Opferlamm schlachten will, ist es die höchste Zeit, dem verderblichen Spiel ein Ende zu machen und den Thäter der unerhörtesten Colonialgreuel an den Pranger zu stellen.

Jener traurigste Augenblick der deutschen Geschichte, die unvergeßliche Entlassung Otto Bismarck's, war auch entscheidend für das Schicksal dieser Colonieen. Man weiß, welche unsägliche Nationallosigkeit in jener Zeit tiefster Nationaltrauer allgemein herrschte. Die Minister, die bis dahin in dem schützenden Schatten des Großen gelebt hatten, wurden plötzlich an das grelle Licht gezogen, und man sah sie nun schweigen in all ihrer Winzigkeit. Der damalige Leiter der Colonie, die wir meinen, gehörte zu den wenigen Getreuen des gestürzten Kanzlers, die sofort ihr Amt aufgaben, entschlossen, ihrem Meister in die Verbannung zu folgen. Die Lage in der Colonie ward deshalb sehr schwierig, die Schwarzen, die in dem weißen Herrn einen streng aber gerecht prügelnden Vater verehrten, drohten, den Teuren mit Gewalt zurückzubringen, namentlich da ihre Weiber erklärten, ohne ihn nicht mehr leben zu können. Es mußte auf der Stelle ein Nachfolger gefunden werden. Eigentlich kam nur eine einzige Persönlichkeit in Betracht. Einen Tag vor der definitiven Ernennung aber wurde infolge einer Indiscretion sein Name in den Zeitungen veröffentlicht, und damit war er natürlich unmöglich geworden. Ein anderer war nicht zur Stelle, und da, in der höchsten Not, nahm man die Dienste eines sich anbietenden Mannes an, der weiter kein Verdienst hatte, als daß er etwa zehn Jahre ohne die geringste Schutztruppe Afrika durchwandert hatte. Als Bismarck damals ein vertrauter Freund über die überraschende Wahl befragte, antwortete er mit jenem unnach-

ähnlichen feinen Lächeln: „Seit dem Socialcongreß sind die Eimonadenseelen obenauf“, und fügte er mit einem jener packenden landwirtschaftlichen Gleichnisse hinzu: „Sie wollen Kämmer vor ihre Pflüge spannen.“ Bismarcks Warnwort verhallte natürlich wirkungslos.

In der Colonie selbst machte die Kunde, wer zum neuen Herrn auserwählt sei, den denkbar schlechtesten Eindruck. Dieser Günstling des anarchischen Zufalls, der seit Bismarcks Demission herrscht, hatte ein Vorleben, das die schlimmsten Befürchtungen erweckte. Schon auf dem Gymnasium zeichnete er sich durch ekelhaften Fleiß aus, unmännlich, undeutsch, wie er war, trank er weder, noch rauchte er. Selbst als Primaner war er noch nicht so gereift, daß er rote Laternen als Wegweiser zu deutscher Kraftbethätigung zu erkennen vermochte. Man sagte ihm nach — das ist freilich unerwiesen —, daß er schon auf dem Gymnasium Kant gelesen habe. Jedenfalls steht soviel fest, daß er sein wüstes Leben auf der Universität fortsetzte. Weder mit dem Biercomment, noch mit Quecksilber und Jodoform wußte er Bescheid. Dafür ergab er sich der ausschweifendsten Arbeitsvöllerei, kein Wunder, daß er bereits nach sechs Semestern sein Examen bestand und sein militairisches Dienstjahr ohne erhöhte Qualification abschließen mußte. Damals soll er zum Marxisten geworden sein und er wurde deshalb von allen anständigen Menschen gemieden. Ausgestoßen wie er war, fröhnte er dem Spiel — es war charakteristisch für diese Eimonadenseele, daß Robert Schumann im Spiel sein Liebling war —, und, statt im Café Keß Würde und Männlichkeit zu gewinnen, studierte er auf seiner Bude. Bisweilen sah man ihn selbst in Wäldern sich umhertreiben. Ueberflüssig zu sagen, daß er nie fehlte, wenn Ibsens ebenso unsittliche wie undeutsche Farcen in irgend einem Winkeltheater aufgeführt wurden. Dazu entstanden in dem durch die erwähnten Ausschweifungen zerrütteten Hirn allerlei wirre Phantasieen. Seine Lieblingshallucination pflegte er in dem ulkigen Schwaß von dem culturellen Weltberuf des Deutschtums zu äußern, und mit der eigensinnigen Consequenz eines Narren glaubte er aus diesem Grunde unsere große vaterländische Colonial-

politik, die Bismarcks weitschauender Geist geschaffen, unterstützen zu müssen. Das war aber offenbar nur ein Vorwand, um für einige Jahre spurlos in Afrika zu verschwinden, nachdem ihm der Boden in Deutschland zu heiß geworden war. Er soll während dieser Zeit Pflanzen und Käfer gesammelt haben, beseelt von einem unwiderstehlichen Drange, unschuldige Wesen zu töten.

Einem solchen Mann also lieferte der neue Kurs die Colonie aus. Schon am zweiten Tage begann die unerhörte Mißwirtschaft, welche man bei einem civilisirten Menschen für unmöglich halten sollte. Von einer Art Cäsarenwahnsinn ergriffen, erließ er, unmittelbar nach seiner Ankunft, ein drakonisches Edict, durch das er die Einziehung aller Nilpferdpeitschen verordnete. Die schwarzen Bestien, welche sich bereits völlig an dies Culturmittel gewöhnt und seine Segnungen begeistert anerkannten, hatten nicht übel Lust, zu rebellieren, und ihre gerechte Empörung steigerte sich zu wilder Wut, als der einen Brutalität sofort eine andere, noch schlimmere folgte: Die Benutzung der Nilpferdpeitsche wurde unter Strafe gestellt. Zeigte schon die gewaltsame Einziehung den Einfluß socialistischer Lehren, so stammte die Strafansetzung ganz aus dem Bannkreis der Guillotine. Es war klar, der Mann litt am Humanitätskoller, und jede neue Handlung bewies, daß in dem von Grund aus verdorbenen Menschen die letzte Spur von Anstand, Schneidigkeit, Correctheit und imponierender Energie erstickt war.

Da hatte er z. B. sich ein Frauenzimmer mitgebracht, mit dem er sogar verheiratet war und dem er sich ausschließlich widmete!! Keine Ahnung von den Pflichten gegenüber den eingeborenen Damen, nicht der geringste Sinn für reizvolle Abwechslung. Daß er die schwarzen Damen platonisch tractierte, war schon gefährlich, unflug und zeigte die niedrige Gesinnung; daß er sie niemals unter Aufrollung der Lendentücher prügelte, war schamlos, daß er aber nicht einmal so viel Mut und Würde besaß, hin und wieder eine aufzuknüpfen, das war geradezu, es muß gesagt werden, eine Tactlosigkeit. So weit aber ging er in seiner kaum noch zurechnungsfähigen Brutalität, daß er sämtliche Beamten der Colonie zwang, sich gleichen Freveln an der afrikanischen Culturthätigkeit zu ergeben.

Es durften weder mehr den schwarzen Damen galante Aufmerksamkeiten erwiesen werden, man durfte sie weder streicheln, noch striegeln, noch hängen. Die Folgen sollten sich bald zeigen.

In gleicher Weise wurde der Patriotismus systematisch untergraben. Früher war es eine schöne Sitte, an Kaisers Geburtstag und sonstigen vaterländischen Gedenktagen etliche Dörfer anzuzünden, und mit ein paar Duzend Männern, Frauen und Kindern die lodernnden Flammen zu garnieren. Jetzt hörte das auch auf. Es war selbstverständlich, daß sich damit alle Begriffe der Schwarzen verwirren mußten. Welche Achtung konnten sie noch vor den Deutschen haben, wenn sie sich nicht einmal mehr patriotisch bethätigten! Selbst die besten und geduldigsten eingeborenen Freunde der Deutschen klagten über Zurücksetzung und unerträgliche Tyrannei, und die in ihren heiligsten Gefühlen verletzten Weiber stachelten sie noch mehr auf.

Die aller Civilisation Hohn sprechende Tyrannei bewies sich auf jedem Gebiete. Bisher überließ man in liebenswürdigster Weise patriotisch gesinnten Kaufleuten große Stücke Landes für billiges Geld, die sie dann mit einigen wenigen tausend Procent Verdienst weiter verkauften. Das förderte die Cultur außerordentlich. Auf einmal wollte die Regierung nichts mehr verkaufen, sondern nur noch verpachten. Die Entrüstung über solchen, gar nicht mehr verhüllten Anarchismus konnte kaum gezügelt werden. Ebenso wurde der Verkauf von schwarzen Männern und Frauen verboten, die sich selbstverständlich nicht wenig ob dieser Entwertung erbosten. Um das Maß des Unerträglichen voll zu machen, wurde für alle Beamte dreistündige Dienstzeit eingeführt. Die reinste Sklaverei!

Und dieser Mensch, der dergestalt mit dem Schicksal der Colonie und seiner Bewohner sein grausames Spiel trieb, der es wagte, wie ein Nero zu herrschen, war in seinem Privatleben der erbärmlichste Geselle. Tags schlich er sich heimlich in die Schule und wohnte dem Unterricht der schwarzen Buben bei, in einer Art jämmerlicher geistiger Päderastie, die er — — Wohlwollen nannte!! Nachts aber saß er auf, und brachte seine bösen Ge-

danken zu Papier. Er schrieb über die wirtschaftliche Zukunft der Colonie — welche Narrheit! — er studierte die Sprache der Eingeborenen und erniedrigte sich soweit, ihre Märchen und Lieder zu sammeln. Um ein Beispiel dieser entsetzlichen Thätigkeit zu geben, sei hier nur eines der von ihm aufgezeichneten Negermärchen weitergegeben:

Don Gottes Gnaden!

In der Mitte von Afrika lebte ein Stamm, über den herrschte der König Bana Bill. Es war ein mächtiger Fürst und besaß vieles Land, viel Vieh und viele Weiber. Das Volk aber gab ihm die Hälfte von allem, was ihm zuwuchs: Früchte, Vieh und Weiber. Bana Bill aber hatte um sich viele Getreue, die Herolde seiner Herrlichkeit und die Wächter seiner Größe, Minister nannten sich die einen, Hoflieferanten die anderen, und der König bezahlte sie mit dem, was er besaß und erwarb von seinem Volk, mit Land und Vieh und Weibern. Da priesen die Minister und Hoflieferanten ihn und nannten ihn den Sohn des großen Gottes. Das Volk jedoch stand und betete ehrfürchtig zu seinem vergötterten Herrn und arbeitete für ihn und starb für ihn, und die Todesstrafe stand auf jedem unehrerbietigen Gedanken; wer aber den König mit lautem Wort lästerte, wurde lebendig den Löwen vorgeworfen zum Fraß, und wer gar schändlich behauptete, es sei ein Fürst nicht von Nöten, dem wurde die Haut abgezogen und der blutende Leib in die sengende Sonne gelegt. So lange man aber denken konnte, wurden niemals solche Strafen verhängt, denn der Stamm war von Natur fromm geartet, und seinen Fürsten zu lieben war ihm Lust und Noth zugleich, wie der Hunger und die Liebe. Der große Gott hatte die Fürsten eingesetzt, Bana Bill und seinen Vater und seinen Großvater und seinen Urgroßvater und so weiter bis zu dem Ahnherrn des gewaltigen Geschlechts, der bei der Schöpfung der Welt den Stamm der Fürstennarren — so nannten den Stamm höhnlisch die wilden Barbaren der Nachbarschaft — zeugte. So war es und blieb es und stets gab das Volk ihm die Hälfte dessen, was ihm zuwuchs, und die Minister und Hoflieferanten jauchzten

dem erhabenen Herrscher zu, dem Sohn des großen Gottes, dem König von Gottes Gnaden. Es war aber ein Weiser im Lande, der heilte alle Krankheiten und kannte die Wurzeln der Dinge und hatte viel gesehen, fremde Stämme und Sitte. Der zerrann sich den Kopf, wie sein Stamm juist mit dem monarchistischen Trieb behaftet sei, und er schrieb dicke Bücher über das seltsame Ding und meinte schließlich, daß die Seele seines Volkes eine Kammer mehr habe als die der übrigen Stämme, und daß in dieser Kammer verborgen der Trieb zum Fürsten sei, der stärker sei und heiliger als die Liebe zu Vater und Bruder. Nun begab es sich aber, daß weiße Menschen sich nieder ließen in der Residenz Bana Bills. Die besaßen viel Perlen, bunte Röcke mit güldenen Knöpfen, feine Hölzer, mit denen man zwischen den Zähnen bohrt, wenn man gegessen, blinkende Schwerter und kunstvolle Rattenfallen. Des Königs Herz aber begehrte nach den köstlichen Dingen, und er kaufte sie den weißen Menschen ab für vieles Vieh und Früchte. Bald mangelte ihm, womit er zahlen konnte. Die weißen Menschen aber wußten Rat. Sie liehen ihm funkelndes Gold, und dafür verschrieb er den Ertrag seines Landes den weißen Menschen, und that einen großen heiligen Blutschwur, daß er erfülle, was er gelobte. Das Geld aber zerrann ihm und Bana Bill mußte alles, was er bekam und besaß, den weißen Menschen geben, wie er geschworen. Bald hatte er nichts mehr, womit er seine Minister und Hoflieferanten lohnte, denn selbst die Weiber verkaufte er den weißen Menschen. Da murrten die Minister und Hoflieferanten und fragten: Ist das unser König? Und als Bana Bill gar begehrte, daß das Volk ihm alles brächte, was es besäße, und daß die Minister und Hoflieferanten, treu ihrem Herrn, zurückbrächten ihm von dem, was er und sein Vater und sein Großvater und sein Urgroßvater ihnen gespendet, da sprachen die Minister und Hoflieferanten zum Volk: Was nützet er uns? Frisset er uns nicht auf und unsere Habe? Laßt uns ihn ermorden! Da rottete sich das Volk zusammen und folgte den Ministern und Hoflieferanten zum Palast des Königs, und es ging die Kunde, daß der Königsmord nicht bestraft werde; denn es stand nicht in den Gesetzen, weil niemand so Ungeheuer-

liches zu denken gewagt. Bana Bill war aber von den weißen Menschen gewarnt worden; da flüchtete er sich zu ihnen und verkaufte sich selbst und ging mit einem Manne über das Meer und stund von nun an jegliche Nacht an der Thüre eines glänzenden Hauses, in das gingen viele weiße Männer und Frauen, um die Zungen zu legen und sich zu beschauen mit feurigen Blicken. Zur selbigen Zeit aber knüpfte sich der Medicinmann, der aller Dinge Wurzeln kannte, an einer schlanken Palme auf, in zehrendem Wahnsinn. Die Fürstenkammer in der Volksseele, die Entdeckung seiner Lebensarbeit hatte sich ihm als Trug erwiesen, und sein armer Geist war nicht stark genug, des Rätsels erdrückende Last zu tragen. Wo war sie geblieben, die heilige Liebe des Volkes zu seinem Herrscher, dem Sohn des großen Gottes? Fortgeweht auf einmal der Glaube an Gottesgnadentum und all der fromme Unterthanentrieb, der seinen Stamm leitete seit dem Anfang aller Dinge

* * *

Es möge diese eine Probe genügen, um zu zeigen, womit unser Colonialheld seine Zeit verträdelte, wie es uns denn anwidert, weiter in dem Schmutze seiner Unthaten zu wühlen. Die Besten unserer Colonien sandten wiederholt an das Berliner Colonialamt Beschwerden und verschwiegen nicht die furchtbaren Folgen, die solche Mißwirtschaft haben müßte. Alles vergebens. Selbst als sie auf seine nichtswürdigen hochverrätherischen Bündeleien mit den Engländern hinwiesen, erreichten sie nichts. Und doch trieb er sein Handwerk ganz offenkundig. Engländer gingen in seinem Hause aus und ein, einmal bediente er sich sogar amtlich der englischen Sprache. Leute, die seine Antecedentien kannten, behaupteten, er habe schon früher in verdächtigster Weise englische Interessen gefördert. Shakespeare soll er seinen besten Freund genannt haben, ja seine undeutsche Gesinnungslosigkeit ging soweit, daß er einmal erklärte, Thomas Morus, ein auf

dem Schaffot verstorbenen Gentleman, sei größer, als unser Otto Bismarck.

Kein Wunder, daß er, im Vertrauen auf mächtigen Schutz, immer übermütiger wurde. Er hatte eine krankhafte Abneigung gegen Alcoholica. Nicht nur daß er seinen Beamten den Schnaps- genuß unterfagte, daß er selbst den Champagner nicht dulden zu können erklärte, er versuchte, sogar den Schwarzen den Branntwein zu entziehen. Zu diesem Zwecke stellte er das unglaubliche Ansinnen an die deutsche Reichsregierung, die Schnapseinfuhr nach den Colonien zu verbieten. Jetzt endlich schien man auch im Mutterlande einzusehen, weß Geistes Kind dieser Colonialleiter war. Freilich, der damals amtierende Reichskanzler Caprivi, unwissend, kurzsichtig und beschränkt wie er war, zeigte sich geneigt, den Vorschlag zu acceptieren. Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich infolgedessen aller vaterländisch Gesinnten. Man entsinnt sich der flammenden Worte, mit denen damals die „Zukunft“ im Namen der werteschaffenden Stände gegen das Attentat auf das deutsche Volk und im Interesse unserer schwarzen Brüder, gegen diesen Exceß des Caprivismus protestierte. Der Artikel machte einen großen Eindruck, zumal da sein Verfasser 14 Tage in Afrika und 8 Tage auf einem Gut in Hinterpommern gewesen war und dergestalt sach- verständig genug war, um autoritativ versichern zu können, daß ein solches Verbot nicht nur den Ruin der heimischen Landwirtschaft bedeuten, sondern auch eine beispiellose Unmenschlichkeit den Schwarzen gegenüber darstellen würde. Minder bekannt ist, daß trotzdem Caprivi eigensinnig auf seinen Plan beharrte, und daß dies der eigentliche Anlaß zu seinem Sturze wurde. Alles atmete auf, als endlich mit Beendigung der caprivistischen Episode auch jener Colonialbeamte zurückberufen wurde.

Indessen die Fehler, die er begangen, waren nicht mehr gut zu machen. Der wachsende Unmut der Schwarzen, den sie hinter einer gewissen grinsenden Gutmütigkeit zu verbergen verstanden, machte sich unmittelbar nach der Entlassung des verhassten Mannes gewaltfam Luft. Es kam zu jenen verheerenden Aufständen, die unsere Colonien an den Rand des Abgrundes gebracht haben. Die

coloniale Einheit kann nur mit Blut und Leder geschmiedet werden, hat ein großer Staatsmann gelegentlich gesagt. Es ist begreiflich, daß die Schwarzen die Mißachtung dieses Princips auf das Schwerste erbitterte. Sie hatten für immer verlernt, sich von den Deutschen imponieren zu lassen, und die Rückkehr zu der bewährten Culturthätigkeit konnte die Folgen dieser wüsten Wirtschaft nicht mehr aufhalten, obwohl die Zahl der Nilpferdpeitschen verdreifacht, die schwarzen Weiber selbst unter gesundheitlicher Aufopferung der Beamten verhätschelt, und die Dörfer in erhebendem Umfang illuminiert wurden. Die Schwarzen blieben unverföhnlich, verbittert und voller Verachtung gegen die Deutschen.

Gleichwohl ist bisher dem Zerstörer unserer Colonie kein Haar gekrümmt worden. Er sitzt ungestört in Deutschland und treibt litterarische Unzucht. Auf ihn und seine Clique sind alle die Colonialscandale zurückzuführen, die zur boshaften Freude der Engländer gerade die besten und erfolgreichsten unserer Afrikaner ihrer Wirksamkeit entführten. Der Schuldige aber erfreut sich derweil in behaglicher Muße des Erfolgs seiner Verleumdungen. Wie lange wird die Colonialverwaltung noch warten, bis sie den Meinschen zur Verantwortung zieht? Wie lange wird sie sich noch von seinen Spießgesellen dupieren lassen und Unschuldige statt des Schuldigen zur Strecke bringen? Die Schädigung am Deutschtum ist heute schon unermeßlich, das beleidigte Deutschgewissen will und wird das Treiben nicht länger dulden.





Johannes.

(1897.)

Ein höchst unbiblisches Trauerspiel in fünf Vorgängen.*)

Erster Vorgang.

(Einfaches Haus am Kastanienwäldchen zu Berlin. Geräumiges Zimmer. Links eine eiserne Bettstelle mit Strohsack und grobem, buntem Oberbett, in der Ecke eine mit Tapeten beklebte Truhe, auf der eine Bunzlauer Kaffeekanne steht; das Publicum muß beim Anblick des braunen Gefäßes das Gefühl haben, daß es gleichzeitig für Thee benutzt wird. Tisch, hölzerne Bank und ein Stuhl an der linken Wandseite. Rechts eine Chaiselongue mit weißem Fell. Ein kostbares geschmücktes Buffet mit Champagnerkühler. Die ganze Breitseite wird von einem großen Geldschrank eingenommen. An der Wand hängt eine Copie des Ueberschwemmungsbildes von Scherres. Es ist vormittags. Ueber dem Ganzen schwebt ein feiner, blasser, tastender Duft von Dualismus.)

Johannes (in einem schmutzig-grauen Schlafrock aus zerfallenen Baumwollstoff mit gelbseidenem Unterfutter, liegt rechts auf dem Ruhebett, bereitet sich auf silberner Kaffeemaschine zunächst sieben Tassen duftigen Getränks, darnach in goldener Kanne daselbe Quantum Thee. Trinkt alles bedächtig, dann behaglich

*) Aufführung polizeilich gestattet.

(schmunzelnd halblaut): Wie das erquickt nach solchem Schlummer! Aber nun zur Probe! Ist mein Bewußtsein wieder rein geschauert, ganz tabula rasa, sozusagen? (Nachsinnend, dann mit stürmischem Jubel): Gottlob, alles radical vergessen. Unter der Folter könnte ich nicht sagen, was ich gestern gethan, geglaubt, erstrebt habe. Ich kann wieder frisch von vorn anfangen. (Stolz): Jeden Morgen zimmere ich mir eine neue Weltanschauung, neue Ueberzeugungen und Gesinnungen, gemäß den Forderungen des Tages; so allein bleibe ich ewig auf der Höhe der Situation. Vergessenheit finde ich jeden Morgen, unbewußt der Vergangenheit, steige ich aus dem Bette, und für den Tag sorgt (lächelnd) Friedrich, ein Goldkerl mit einem Gedächtnis — fabelhaft einfach! Nun aber an die Arbeit! Der neue Mensch muß sich präparieren (rufend): Friedrich!! (Sofort erscheint geräuschlos Friedrich, der Kammerdiener, ein schlanker, junger Mann in Livree.)

Friedrich (demütig): Excellenz?

Johannes: Was steht heute im Kalender?

Friedrich: Streng conservativ-agrarisch mit leiser Neigung zum Ultramontanismus.

Johannes: (Grübelnd.) Also streng conservativ-agrarisch mit leiser Neigung zum Ultramontanismus . . . hm (noch tiefer grübelnd) . . . Keine Ahnung! . . . Friedrich, das Buch!

(Friedrich verschwindet, holt aus einem Nebenzimmer ein schwächtiges Buch und überreicht es.)

Friedrich: Hier, Excellenz.

Johannes: Also beginnen wir, Friedrich (er blättert, liest und murmelt dann mit geschlossenen Augen): „Die Bourgeoisie wälzt die Lasten von sich auf die Besitzlosen ab, hauptsächlich durch das System der indirecten und directen Steuern . . . Die Thatfachen schreien laut gegen die Getreidezölle und beweisen, daß die gegnerischen Redensarten vom Schutze der Landwirtschaft eitel Klauen sind . . .“ Sehr schön, sehr richtig . . . sehr . . .

Friedrich (entsetzt): Aber das dürfen Excellenz unmöglich glauben und sagen.

Johannes (mit Pathos): Das ist meine Ueberzeugung.

Friedrich (angstvoll): Nein, nein, Excellenz. Ich weiß effectiv, ich kann versichern, daß das nicht conservativ-agrarisch ist.

Johannes (ärgerlich): Was soll es denn sonst sein? Es steht doch so im conservativen Handbuch. Da, lesen Sie selbst!

Friedrich (liest, dann kopfschüttelnd): Wahrhaftig! . . . Aber es ist ganz unmöglich . . . Ich weiß effectiv . . . (Mit aufsteigendem Verdacht): Sollte ich? (Zeigt nach dem Titelblatt.) O, ich Unglücksfeliger! Ich habe, ich habe . . . (stürzt auf die Knie) . . . Verzeihung, Excellenz . . . Ich, ich . . .

Johannes (unwirsch): Was denn, zum Teufel?

Friedrich (zusammenbrechend): Ich habe mich vergriffen . . . Es ist das — — socialdemokratische Handbuch.

Johannes (streng): Da haben Sie etwas Nettos angerichtet, Sie Unglücksmensch. Das wäre eine saubere Geschichte geworden, wenn ich heute im Parlament . . . Na, der Fehler ist noch zu reparieren. Holen Sie das Buch, Friedrich, aber das richtige diesmal!

(Friedrich entfernt sich, trifft an der Thür mit einem großen, eleganten Herrn zusammen.)

Friedrich (verzweifelt bei Seite): O Gott, der Minister, und mein armer Herr ganz unvorbereitet! Was wird er nur sagen? Wenn er nur nicht Dummheiten macht! (Entschlossen.) Ich werde wachen. (Zu dem Gast): Bitte einzutreten. Excellenz erwarteten Excellenz bereits. (Geht voran, flüstert Johannes zu): Rede!

Johannes (leise): Verdammt! Ich habe ja noch keinen — — äh — — Standpunct. Bleiben Sie in der Nähe, liebster Friedrich!

Friedrich (leise): Ohne Sorge, ich wache!

(Ende des ersten Vorgangs.)

Zweiter Vorgang.

(Wie vorher.)

Johannes (auf den Gast zuwendend): Was verschafft mir die Ehre, teurer College?

Der Herr (verlegen): Eine, sozusagen, peinliche Angelegenheit. Sie wissen, das Vereinsgesetz . . . (Friedrich nickt.)

Johannes: Ich weiß.

Der Herr: Wir müssen es durchdrücken. . . . (Friedrich nickt.)

Johannes: Unter allen Umständen, mit allen Mitteln.

Der Herr: Aber das Parlament will nicht, die Liberalen sind auffässig. Da ist mir der Gedanke gekommen, ob wir sie nicht durch die Hitze unterkriegen. Ich meine, durch eine Extrasession in den Hundstagen. (Friedrich lacht vergnügt.)

Johannes: Eine vorzügliche Idee!

Der Herr: Aber die Sache hat einen Haken. Es erfordert Diäten für vier Wochen, und bei Ihrer bekannten Sparsamkeit, College . . . (Friedrich deutet pantomimisch Geldaufzählen an.)

Johannes (schnell): Sie verkennen mich durchaus. Bei so wichtigen Dingen schweigen alle finanziellen Rücksichten. Ich stehe mit jeder Summe zur Verfügung.

Der Herr: Es ist aber ein bißchen viel. Vertagung bis Ende Juli. (Friedrich zuckt geringschätzig mit der Schulter.)

Johannes: Ah, bah! Sollte es nicht im August noch heißer sein? Ich wäre auch für diesen Fall bereit —

Der Herr: Nein, Juli genügt, wie ich hoffe. Ich bin außerordentlich erfreut über Ihr Entgegenkommen. Die Sache wäre also abgemacht . . .

(Verabschiedung. Händeschütteln.)

Johannes (erschöpft): Diesmal ging es noch.

Friedrich: Ausgezeichnet ging es.

Johannes: Aber nun das Buch! Das darf nicht wieder vorkommen! Ich muß künftig früher aufstehen. (Friedrich hat inzwischen das Buch überreicht. Johannes liest halblaut): „Die notleidende Landwirtschaft bedarf vor allem des Schutzes des Staates . . . (mit Betonung) des Schutzes des Staates . . .“

(Ende des zweiten Vorgangs.)

Dritter Vorgang.

(Daselbe Zimmer. Das folgende spielt sich auf der rechten Seite ab.)

Johannes (vergnügt zu Friedrich): Der Thee hat sich diesmal selbst übertroffen! Stellen Sie das Buch wieder an seinen Platz. Ich bin gerüstet. Lassen Sie die Herren eintreten. (Ein Dutzend zerlumpter Gestalten mit frischen Gesichtern und von stattlichem Wuchs erscheinen. Die Stirnen, soweit vorhanden, sind mit Sorgen, die Hände mit Brillantringen bedeckt.)

Der Sprecher: Im Namen der über 1000 Hectar großen Landwirtschaft flehe ich zu Ew. Excellenz um Rettung vor dem Untergang. Ihr Herz, das wissen wir, schlägt warm für die Landwirtschaft. Wir . . .

Johannes (schluchzend): Genug des Elends, mein Herr! Sie sind leidend, Sie dürfen sich nicht so anstrengen. Sagen Sie einfach, was Sie wünschen, daß ich thun soll.

Der Sprecher: Unsere Schulden . . .

Johannes: Gewiß, gewiß. Der Staat hat die heilige Aufgabe, die Schwachen zu stützen und zu schützen. Millionen, Milliarden können da nicht in Betracht kommen. Ich werde dafür sorgen, daß Ihre Schulden bezahlt werden, und für die Zukunft wird Ihnen ein Mindestpreis für Ihr Getreide garantiert werden, pro Hectar der bebauten Fläche eine gewisse Summe, ohne Rücksicht auf den wechselnden Ernteertrag, an dessen größerer oder geringerer Menge Sie ja unschuldig sind. Die wertheschaffenden Stände müssen vor allen Dingen sicher gestellt werden.

Der Sprecher: Tausend Dank. Das Land wird aufatmen. Zwei Milliarden würden fürs Erste genügen.

Johannes: Sollten wir lieber nicht gleich drei gewähren? Es ist eine runde Summe.

Der Sprecher: Unsere Bescheidenheit . . .

Johannes (weinend): Wie groß ist doch das menschliche Elend! (In ragender Hoheit): Sagen Sie Ihren Standesgenossen draußen im Lande, daß es die Staatsregierung für ihre erste und wichtigste

Aufgabe hält, den Schwachen zu schützen. (Friedrich zündet ein bengalisches Streichholz an, und über der froh bewegten Gruppe fällt schnell der Vorhang.)

Vierter Vorgang.

(Daselbe Zimmer. Johannes sitzt links auf der Holzbank, die Bunzlauer Kanne neben sich, und liest Zeitungen.)

Friedrich: Aber Excellenz, der Geldschrank ist absolut diebes-sicher.

Johannes (nervös): Eine Thür mehr kann nichts schaden. Und die Schlüssel müssen wir vernichten. Diese ewigen Anforderungen! Der Arbeiter wird immer dreister, auch der Bauer ist von der allgemeinen Begehrlichkeit angesteckt. Der Staat soll allen helfen. Das wirkt demoralisierend. Selbst ist der Mann. Die Menschheit verfault, und der Staat wird bankrott.

Friedrich: In den Stürmen des Lebens reißt der Mensch zum Manne.

Johannes: Nur im Kampf mit der Not des Lebens, mit der Gewalt der Elemente, in Krieg und Gefahr wird die Menschheit groß und kräftig.

Friedrich: Ich gehe zum Schlosser (Ab.)

Johannes (allein, lesend. Plötzlich fährt er freudig erregt auf): Ja, so etwas wirkt erzieherisch! Wolkenbrüche, Häuser eingestürzt, ganze Dörfer verwüstet. Hunger. Obdachlosigkeit. Hier kann sich der Mann bewähren. Sich wieder herausarbeiten aus eigener Kraft, siegen oder untergehen, (begeistert) das heißt — Leben . . . Wasser, nichts als Wasser . . . (In plötzlicher Erleuchtung): Und welch herrliches Agitationsmaterial für die Flottenvermehrung! (Nachdenklich): Ob sich's nicht machen ließe, überall im Lande Panzerschiffe zu stationieren, damit sie für den Fall der Not als Herberge dienen könnten? — Das wäre freilich auch eine Staatshilfe, aber — die Leute sollen die Schiffe ja selbst bezahlen. (Rhetorisch): „Ja, meine Herren, Sie spotten über unsere Uferlosigkeiten. Aber bedenken Sie, auch das Land kann uferlos werden . . .“ Friedrich

muß sich den Saß merken. (Friedrich erscheint eilig.) Nun, schon zurück?

Friedrich: Ach, Excellenz, die furchtbaren Ueberschwemmungen! Man collectiert bereits. Hier eine Sammelliste. Excellenz müssen eine hohe Summe zeichnen. Das Elend schreit gen Himmel.

Johannes (finster und zornig): Sie kennen meine Ueberzeugungen. Für solche Zwecke gebe ich principiell nichts. Unterstützungen demoralisieren. Sie scheinen überdies vergeßlich zu werden, Friedrich. Wissen Sie nicht mehr, was heute im Kalender steht?

Friedrich: Verzeihung, großer Mann! Selbsthilfe — Gotteshilfe.

(Ende des vierten Vorgangs.)

Fünfter Vorgang.

(Das gleiche Zimmer. Johannes links auf der Truhe hockend. Er pußt träumerisch ein paar Orden. Friedrich tritt ein mit einem Brief.)

Friedrich: Excellenz, ein Brief von zarter Hand.

Johannes: Der sieht ja wahrhaftig wie ein Liebesbrief aus. (Oeffnet, liest, sehr vergnügt). Die Kleine schreibt mir nur, daß es auf dem Wohlthätigkeits-Bazar entzückend gewesen. Ein Bazar mitten im faden Hochsommer sei eine reizende Idee. Die Kleine Närrin dankt mir, weil ich keine Staatshilfe für die Ueberschwemmten gewährte . . . Als ob irgend ein Mensch auf einen so wahnsinnigen Einfall kommen könnte!

Friedrich: Doch, Excellenz, es gibt solche Menschen.

Johannes: Unmöglich.

Friedrich: Die Zeitungen verlangen gerade heute sehr energisch Staatshilfe.

Johannes (in die Blätter einen Blick werfend): Die Leute können die Hitze nicht vertragen!! Sie — verlangen — wahrhaftig — Staatshilfe! Unerhört, beispiellos! (In steigender Erregung): Sie wollen den Staat untergraben. Sie wollen uns das mühsam ersparte Geld stehlen. Mögen sie doch collectieren, Bazare veranstalten, Wohl-

thätigkeitskonzerte arrangieren — aber uns sollen sie in Ruhe lassen. (Mit rollenden Augen): Sie sind besessen, diese Leute. (Stürzt nach der rechten Seite, stellt sich vor den Geldschrank mit ausgebreiteten Armen, schreiend): Sie berauben uns, die Hallunken, die Einbrecher. (Stöhnend.) Ich will mein Geld behalten, mein Geld, mein gutes, schönes, teures Geld . . . (Er stürzt ohnmächtig zusammen. Friedrich wirft sich verzweifelt über seinen Herrn. Es dämmert allmählich. Nach einer längeren Pause klopft es. Friedrich geht an die Thür, läuft zurück und ruft Johannes ins Ohr.)

Friedrich: Sie sind da, sie sind da, gerechter Himmel!

Johannes (sich ermunternd): Wer ist da?

Friedrich: Herren aus Schlesien:

Johannes (springt auf, wieder ganz lebendig): O, sie sollen mich kennen lernen, die Kerle, lassen Sie sie ein. (Friedrich ab. Drei bekümmert aussehende Herren treten ein. Friedrich stellt sich vor den Geldschrank, Johannes geht auf die linke Seite. Als einer der Herren zu sprechen beginnen will, fällt ihm Johannes hastig in die Rede.)

Johannes: Ich weiß, meine Herren, was Sie zu mir führt. Sie wollen sich bedanken. Das ist nicht nötig. Ich habe nur meine Pflicht gethan. Ich habe verhütet, daß Ihre Landsleute zu dem Unglück, das sie betroffen, auch noch das Elend der sogenannten Staatshilfe erlitten. Sie haben völlig Recht, daß solche Unterstützung den moralischen Ruin des Landes zur Folge gehabt hätte. Sie wollen sich weiter bedanken, daß die private Wohlthätigkeit in so erfreulicherweise beigetragen hat, Ihren Landsleuten erst recht das aufrüttelnde, stählende Bewußtsein zu erwecken, wie groß ihre Not sei. Solche Erziehung zur Selbsthilfe wird ihre herrlichen Früchte tragen. Darin bin ich mit Ihnen völlig einverstanden. Ich habe Ihnen glaube ich, mit dieser Wohlthätigkeitsaction bewiesen, daß das Land jetzt eine starke, einige und zielbewußte Regierung hat. Mein Programm hat den ersten großen Erfolg gehabt. (Bedeutend): Meine Herren, wir haben zum erstenmale jene Politik praktisch erprobt, die ich neulich verkündete, und es hat sich, meine ich, gezeigt, daß alles Heil in ihr liegt. (Feierlich): So erheben Sie denn Ihre

Gläser, sie möge wachsen, blühen und gedeihen, — die Politik des
— — — Sammelns.

(Die Deputation rührt der Schlag.)

Johannes: Schaffen Sie die Leute in die Anatomie. Aber nicht zu billig loszuschlagen! (Rufe auf der Straße: Zehnte Gratis-Extra-Sonder-Specialausgabe des Universal-Anzeigers.) Gratis? . . . Friedrich, holen Sie ein Blatt! (Friedrich ab, kehrt zurück mit einem Zeitungsblatt, überreicht es und trägt dann die Leichen fort.)

Johannes (allein; liest): 500 000 Mk. . . . Staatshilfe . . . für . . . die Ueberschwemmten . . . Und ohne mich zu fragen? . . . Jetzt bleibt mir keine Wahl mehr . . . Vorbei, vorbei. (Es wird ganz dunkel. Johannes wankt zur Truhe, tonlos): Das wird helfen. (Er schluckt sämtliche Orden hinunter.) Weh mir . . . Ich lebe noch . . . O Gott, ich kann noch mehr vertragen! (Sieht auf dem Tisch ein Blatt Papier, mit wildem Lachen): Ha, das wird helfen, die Sammelliste! (Mit fliegender Hast schreibend): „Johannes — 5 Mark 50 Pfg.“ . . . (Beobachtend): Wie das wirkt! (Greift nach dem Herzen. Man vernimmt einen Knack): . . . Ich sterbe . . . am . . . gebrochenen . . . Herzen . . . 5 Mark . . . 50 Pfg. . . (Er stirbt.)

(Ende des fünften Vorgangs.)





Der Retter des Vaterlandes.

(1898.)

Seitdem der Besitzer des All-Anzeigers sein Blatt jede fünfte Minute, ungerechnet die Extra-Ausgaben, in einer ordentlichen Ausgabe erscheinen ließ, zu deren Herstellung u. a. je vier Milliarden Centner Druckerschwärze verbraucht wurden — die Bogen einer Ausgabe, an einander gefügt, reichten bis zum Sirius, und die Rotationsmaschine druckte sie mit elektrischer Geschwindigkeit, 400 000 Kilometer die Secunde; für jede Nummer wurde das ungeheure Quantum von 0,001 Gramm einer doppelten Raffinade von Wissen, Geist und Sittlichkeit (W_2 Ge $_3$ Sit H_2 O) verwandt — seitdem lebten die übrigen Zeitungsverleger der Capitale in einem Zustande entsetzlicher Verzweiflung. 127 dieser Herren wurden wahnsinnig, 50 ergaben sich dem Trunk von Wasser, drei sanken selbst so weit, daß sie Ministerportefeuilles, die sie fanden, aufnahmen, ohne sie zurückzugeben.

Diese Verzweiflung war nicht etwa dadurch verursacht, daß der All-Anzeiger beinahe in jeder Ausgabe eine Expedition nach irgend einem Fixstern oder Nebelfleck aus der geschätzten Feder seines eigens entsandten Entdeckungs-Reise-Selbstmörders-Aspiranten brachte, sowie über eine neueste sensationelle Erfindung columnenweise berichtete, — das thaten die anderen Blätter längst gleichfalls. Jedes hatte seinen Stab von Entdeckungsreisenden und Erfindern, die gegen eine Pauschalsumme jährlich eine bestimmte Anzahl von elegant

überwundenen Reise-Lebens-Gefahren und naturwissenschaftlich-technischen Erfindungen zu liefern hatten. Auf den Universitäten war zur Vorbereitung für jeden dieser beiden Berufe seit geraumer Zeit je eine facultät eingerichtet worden: Zeitungs-Entdecker und Zeitungs-Erfinder bildeten die Hauptcarrière der Jugend der gebildeten Stände.

Freilich tobte der Concurrenzkampf der Zeitungen auch auf diesem Gebiete heiß, aber er war doch noch zu bestehen. So war es zum Exempel neulich einem Erfinder des Ueberall-Blattes gelungen, die gesamte Concurrenz durch eine Erfindung zu schlagen, wie man Menschen hervorbringen könne, bloß durch Personen beiderlei Geschlechts. Allerdings hatte der Erweis-Truist, der in seinen zahllosen Fabriken zu mäßigen Preisen unter Garantie der Lieferung nur streng reeller Ware die Herstellung von lebenden Menschen betrieb — Musterzeichner fanden hier stets lohnenden Verdienst —, sofort eine lebhaftige Agitation in Bewegung gesetzt, die aus nationalen, sittlichen und gesundheitlichen Rücksichten diese Herstellung von „Menschen-Margarine“ zu vereiteln trachtete, und man hatte auch bei der Regierung und dem Reichstag ein entsprechendes Verbot durchgesetzt, indessen die aufregende Erfindung selbst blieb der Ruhmestitel des Ueberall-Blattes.

Als der vor Neid fast unzurechnungsfähig gewordene Besitzer vom All-Anzeiger seinerseits nun seine Erfinder bei Strafe des Hungertodes antrieb, etwas Gleichwertiges auszuheken, brachte die nächste Ausgabe bereits triumphierend ein Mittel, auf kinemato-galvano-teleplastisch-stereoskopisch-spectral-synthetischem Wege Eis in Wasser zu verwandeln. Indessen die öffentliche Meinung fand, daß diesmal die Concurrenz doch dem fünfminuten-Organ über gewesen sei.

Es waren also nicht die Entdeckungen und Erfindungen, die jene Verheerungen unter den Zeitungs-herausgebern anrichteten: Es waren die — Morde. Der Teufel mußte mit dem All-Anzeiger im Bunde stehen, und, wenn er eine arme Seele beschwächt hatte, unverzüglich dem All-Anzeiger davon Kenntnis geben; vielleicht war er sogar geheimer Mitbesitzer des Organs! Sicher war das Eine: Nicht nur ereigneten sich tagtäglich eine bedeutende Anzahl der raffinier-

testen und interessantesten Raub-, Lust-, Ehren-, Gift-, Eifersuchts-, Dynamit-, Rache-, Massen-, Kindes-, Gatten-, Vater-, Mutter-, Bruder-, Schwester-, Tanten- und Cousinenmorde, der All-Anzeiger brachte auch unmittelbar nach der That, fast à tempo, die ausführlichsten und wahrhaftigsten Schilderungen, die nicht nur die Einzelheiten des Ereignisses selbst mit mikroskopischer Genauigkeit darlegten, sondern auch die Lebensgeschichte und Photographie der Opfer und der Thäter, welche letztere in feinsinnigsten psychologischen Analysen über ihre Motive, stilistisch einfach hinreißend, aufgeklärt wurden. Die „Galerie preisgekrönter bildhübscher unnatürlicher Mütter“, die der All-Anzeiger fortlaufend publicierte, war eine Weltberühmtheit. Die Polizei hatte es seit diesem Aufschwung der Journalistik leicht: sie griff die Leute auf, die mit den veröffentlichten Photographien Ähnlichkeit hatten, und das Gericht verurteilte sie auf Grund solchen unzweifelhaften corpus delicti zum Tode durch angestrenktes Denken; zwar behaupteten alle, sie seien unschuldig, aber das wollen die Kerle ja immer sein. Für das Publicum war die unfehlbare Sicherheit der Justiz natürlich höchst beruhigend. Außerdem geschahen die Verbrechen mit einer statistischen Regelmäßigkeit, die auch den Aengstlichsten darüber aufklärte, um wie viel größer die Wahrscheinlichkeit sei, picante Thaten litterarisch zu genießen, als praktisch zu erleiden; das Ergebnis dieser Wahrscheinlichkeitsrechnung beförderte den Optimismus, den Mut, die Moral und das Vertrauen.

Während dergestalt Polizei, Gericht und Publicum gerechten Anlaß hatten, dem All-Anzeiger dankbar zu sein, ergaben sich die concurrierenden Zeitungsbesitzer, wie erwähnt, einer beinahe gemeingefährlichen Verzweiflung. Ob sie auch Armeen von Reportern besoldeten, die an Phantasie, Scharfblick und Schnelligkeit allererster Qualität waren, so schnell erfuhren die anderen Organe die Verbrechen nie, wie der All-Anzeiger. Sie mußten immer nachhinken, sie mochten sich anstrengen, wie sie wollten. Kein Wunder, daß sie nach und nach die Abonnenten und Inserenten verloren und vor dem Bankerott standen. Nur ein Blatt ward durch diesen Kampf ums Dasein nicht berührt. Das war der „Aztel“, der monat-

lich einmal auf zwei Seiten, in Duodez, erschien, mit politischen Leitartikeln, unruhigen Meinungsäußerungen und beispiellosen Wahrheitsanfällen. Das Blatt verfügt über einen festen Stamm von 17 Abonnenten; das waren die einzigen übrig gebliebenen Parteipolitiker des Landes und die blieben ihrem — übrigens nur handschriftlich verbreiteten — Organ treu und den — Abonnementsbetrag schuldig. Alle anderen Blätter und Leser waren völlig unpolitisch, und während die ersteren dem unaufhaltbaren Untergang entgegenrasten, concentrierten sich die letzteren um das unparteiische, mordstrahlende Banner des *All-Anzeigers*. Vergebens hatten die anderen Zeitungsverleger einen Ausschuß wissenschaftlicher Autoritäten eingesetzt und fürstlich honoriert, die das Rätsel lösen sollten, auf welche Weise der „*All-Anzeiger*“ das Wunder fertig bekäme, über Verbrechen Bericht zu erstatten, fast ehe sie geschahen. Das Ergebnis der langwierigen Untersuchungen war gleich Null. Nur ein Historiker hatte einen Parallelfall entdeckt; es hatten früher, so behauptete er, begabte Correspondenten eine halbe Minute nach Veröffentlichung einer Thronrede oder einer ähnlichen Kundgebung bereits telegraphisch constatirt, daß die öffentliche Meinung, wie besonders die politischen Kreise, den Act, je nachdem, günstig oder ungünstig aufgenommen. Aber die Schnelligkeit der „*All-Anzeiger*“-Reporter war doch etwas anderes, sie stellten controlierbare Thatfachen, nicht Stimmungen fest. Ein undurchdringlicher Schleier blieb über der zauberhaften Rührigkeit des „*All-Anzeigers*“ und seines Herausgebers

Eines Tages aber sollte er sich lüften!

Es mochte gegen Mittag sein, da hielt vor dem Centralpalais des *All-Anzeiger*-Viertels ein eleganter Luft-Äther-Motor-Jagd-Carometer, dem ein hochgewachsener, sorgsam gekleideter Herr mit energischen Zügen entstieg. Es mag erwähnt werden, daß die energischen Züge bereits am Ende des 19. Jahrhunderts auftauchten, jetzt waren sie alleinherrschend geworden, sie hatten das physiognomische Monopol.

Der Herr schritt eiligen Fußes die goldeingelegten Marmorstufen aufwärts, die von den Hermen der hundertjährigen Abon-

nenten des Blattes flankiert waren, und bald stand er in dem Empfangssaal des Besitzers, der, — nämlich der Saal — halb einem tropischen Palmenurwald, halb einem Maschinenmagazin glich.

Felix Bum, so hieß, wie wir bisher zu erwähnen vergaßen, der Herausgeber, lächelte, während er mit einer Bewegung eines gracil geformten Ideen-Druckluftapparats zwei Billionen Mark Coupons abschnitt, eindreiviertel Secunden lang dem Ankömmling jovial zu; das war die höchste Auszeichnung, die er vergab.

„Was bringen Sie Neues, Lehmann?“

„Nichts,“ erwiderte der Lehmann Genannte, und in seinen energischen Zügen suchte es wie ein Gewitter.

„Sie werden träge,“ meinte Felix Bum, ein wenig ärgerlich. „Was soll aus dem Blatt werden, wenn Sie so nachlässig sind! Wenn Sie nicht besser die Interessen meines Geschäfts wahrnehmen — — —“

Da brauste Lehmann auf:

„Ich thue überhaupt nichts mehr für Sie, Sie, Sie . . .“ es fehlte ihm ein genügend starkes Schimpfwort.

„Worin habe ich mich denn gegen Sie vergangen, lieber Lehmann?“ fragte Felix Bum wieder recht freundlich.

Lehmann aber zog mit leidenschaftlicher Gebärde ein Zeitungsblatt aus seinem wie angegossen sitzenden Aluminium-Gehrock mit säurefester Stahlkammer und schrie, auf eine blauangestrichene Stelle deutend:

„Fünf volle Zeilen haben Sie mir gestrichen aus meinem gestrigen Bericht — das lasse ich mir nicht gefallen.“

„Aber bedenken Sie doch, Lehmann, was Sie geschrieben, das konnten meine Leute unmöglich stehen lassen: „Ein gewaltiger Hieb mit der Art, und der Unglückliche brach mit einem hervorragend furchtbaren Schrei zusammen. Er war tot.“ Jetzt kommt es: „In seinem Geiste zogen die Träume seiner Jugend schattenhaft vorüber, was ihm an Leid und Lust beschieden. Das also war das Ende! Nie würde er das Licht der Sonne erblicken, nie wieder den Ill-Anzeiger lesen . . .“ Sie sehen doch ein, Lehmann, daß nach dem Tode solche Träumereien nicht mehr recht glaubhaft sind.“

Aber Lehmann wollte keineswegs einsehen. Er tobte förmlich:
„Was ich geschrieben, ist richtig; wenn ich es sage, stimmt es.
Basta! Ich fordere eine ergänzende Berichtigung in der nächsten
Ausgabe.“

„Sie sind ein Esel,“ bemerkte felig Bum, der jetzt auch sein
seelisches Gleichgewicht verloren hatte.

Lehmann wand sich in Delirien:

„Sie . . . Sie . . . Sie, das sollen Sie mir büßen. Ich arbeite
nichts mehr für Sie . . . Sie . . . Sie . . . Ich strafe. Nicht nur
das . . . Ich verrate alles.“

Der Besitzer wurde bei den letzten Worten leichenblaß, obgleich
gerade die Fabrik, der Bum sein Leben verdankte, ihre Erzeugnisse
als „frei von Farbenwechsel“ garantierte; aber die Unreellität
sieht man, ist unaussrottbar. Bum wußte es: Lehmann war der
Mann dazu, seine Drohung wahr zu machen; er war energisch. In
Bums Kopf gerieten alle Denzzellen in fieberhafte Thätigkeit. Was
mußte geschehen, um diesen entsetzlichen Streich abzuwehren? Noch
war keine Viertelsekunde vergangen, da stand Bums Entschluß
fest. Ruhig sprach er zu dem Rasenden:

„Thun Sie, was Sie nicht lassen können!“

„Sie sollen was erleben!“ brüllte Lehmann, dann war er fort.

felig Bum aber nahm einen Ballen fein parfümierten zart-
violetten Schreibpapiers und schrieb, schrieb, schrieb . . .

Lehmann machte alsbald die Runde durch sämtliche Zeitungs-
Bureaus. Ueberall gab er eine kleine Notiz ab, überall erhellten
sich sofort die verhärmten Gesichter, überall begann ein Jauchzen
und Frohlocken, und sämtliche Verleger erstickten Lehmann förmlich
in Umarmungen, Küssen und Banknoten.

Denn diese Nachricht mußte der Untergang des All-Anzeigers
werden. Aber was sie vorläufig heute noch mehr freute — endlich
würden sie einmal ein Verbrechen früher als der All-Anzeiger
publicieren, ein Verbrechen, größer als alle bisherigen zusammen-
genommen, und doch würde der All-Anzeiger aus triftigen Gründen
sich hüten, selbst über dieses Verbrechen zu berichten. Die Blätter
aber rüsteten sofort ein Extrablatt, in dem zu lesen war:

„Wie wir aus authentischer Quelle vernehmen, ist man soeben einem fürchterlichen Verbrechen auf die Spur gekommen. Ein hiesiges Blättchen, das ausschließlich von Klatsch und Tratsch lebt, brachte in letzter Zeit mit einer geheimnisvollen Geschwindigkeit die intimsten Berichte über Verbrechen, die sich in der Welt ereigneten. Es hat sich nun herausgestellt, daß der Verleger des Scandalblättchens, ein gewisser Felix Bum, eine über die ganze Erde verzweigte Organisation von Schurken unterhält, die Verbrechen nur zu dem Zwecke begehen, um über sie zu berichten. Diese Doppelwesen von Reportern und Mördern schickten vorher die Schilderung der That, die sie beabsichtigten, mit allen Einzelheiten an Bum ein, und dann erst vollführten sie dieselbe programmgemäß. Auf diesem Wege konnte es Bum allerdings gelingen, die anständige Concurrrenz zu schlagen. Unsere Feder sträubt sich, im Drange der Zeit, augenblicklich die Ungeheuerlichkeit dieses Verbrechens zu schildern. Wir werden, in der nächsten ordentlichen Ausgabe, das Nähere informierterseits mitteilen bezw. veröffentlichen.“

Noch war nicht das erste Exemplar dieser Extrablätter aus den Pressen hervor, da erscholl in der ganzen Stadt der bekannte machtvoll-herrliche Gesang der fliegenden bildhübschen und glockenreinen Zeitungsjungfrauen (notariell beglaubigt!) des All-Anzeigers. Unter dem Schlachtchor: „Die neueste Heldenthat des All-Anzeigers“ — der bedeutendste Componist der Ewigkeit hatte die gewaltige Fuge zu diesem Text componiert! — wurde in Quadrillionen von Exemplaren eine zwölf Riesenbogen umfassende Sonderausgabe des All-Anzeigers gratis verbreitet.

Auch der Verleger des Ueberall-Blattes ließ sich aus den zarten, wohlgepflegten Händen einer der notariell beglaubigten Jungfrauen eine Nummer holen. Ein Blick, und er stürzte sich mit dem schluchzenden Qualgewimmer: „Wieder zuvorgekommen!“ aus dem Fenster seines im achtundzwanzigsten Stockwerk gelegenen Bureaus

Was stand in der aufregenden Sonderausgabe des All-Anzeigers? Felix Bum schilderte in ihr, wie er es mit der Bescheidenheit eines wahrhaft großen Mannes nannte, ein „Mittel, interessanten Zeitungs-

stoff zu gewinnen.“ Dieses Mittel war (der Leser ahnt es bereits) die Organisation einer Reporterarmee, die zugleich die Handlungen begehrt, die sie schildert. Mit großartiger Offenheit schilderte Bum, wie er zuerst auf den Gedanken verfallen, wie er ihn erst im Kleinen versucht, dann in immer größerem Maßstabe durchgeführt, bis die Organisation die jetzige unerreichte Höhe in stetiger Verfeinerung und Ausdehnung erreicht habe, gemäß dem unwandelhaften Geschäftsprincip des All-Anzeigers: Excelsior! Bum weihte in die Intimitäten dieser Organisation ein, in den Geschäfts- und Bildungsgang der Angestellten, in ihre Gehaltsverhältnisse und ihre Erfolge. 32 728 Morde, 86 539 sonstige Capitalverbrechen, 476 832 leichtere Vergehen, aber durchweg sehr verwickelter, spannender Natur, dazu 1 223 479 Ehebrüche aus den höchsten Kreisen, die sämtlich sensationelle Sittenproceffe im Gefolge hatten, waren bisher von seinen Leuten gediegen ausgeführt und eingehend dargestellt worden. Bei der Gelegenheit machte Bum die nette Enthüllung, daß das ständige Inserat in seinem Blatt:

Gesucht

auf sofort junge Männer von herculischem Wuchs und schönem Neußern für dauernde, angenehme und einträgliche Beschäftigung —

der Recruirung der Ehebruchsabteilung diene. Am Schluß legte Bum die historischen Verdienste seines Verfahrens in schlicht-stolzen Worten dar: „Die Nachwelt, und wie ich die hochverehrten Abonnenten und Inserenten des weitverbreitetsten, billigsten und besten Blattes des Univerßum kenne, auch schon die Mitwelt wird mir das Urtheil sprechen: Ein Retter des Vaterlandes!“

Die Wirkung der Enthüllung war beispieleslos. An Glückwunschtelegrammen, Dankadressen, Zustimmungserklärungen empfing Bum stündlich solche Mengen, daß die Postverwaltung ihr Personal vervierfachen mußte. Der sehr einflugreiche Zwischenacts-Cigarrenstummel-Sammler-Verein (nicht zu verwechseln mit dem gleich-

namigen, auf uncoutante Concurrenz berechneten „Club“) ernannte Bum zu seinem Ehrenpräsidenten.

König Bum stand mächtiger da, denn je. Die concurrierenden Blätter hatten die ersten beiden Tage die schlimmsten Heßartikel gegen Bum gebracht und die Erhebung der Anklage auf Grund des Gesetzes gebieterisch verlangt. Als sie aber merkten, daß sie mit dieser Stellungnahme sich weitere Abonnentenabgänge zuzogen, schwankten sie und billigten durchaus die geniale Politik des einzigen Mannes, der nicht mit dem plumpen Richtmaß des gemeinen Rechts gemessen werden dürfe. Nur der „Nztek“ in seinem antiquierten, modrigen Doctrinarismus hatte sich in die Idee verrannt, es sei doch dasselbe, wenn zwei dasselbe thun. Uebrigens hatte Bum selbst gegen sich die Erhebung der Anklage beantragt und als loyaler Mann bis zur Entscheidung seine Reporter = Verbrecher entlassen. Nichtsdestoweniger brachte sein Organ nach wie vor in gleicher Reichhaltigkeit die interessantesten Criminalfälle. Denn eine große Anzahl von Bewunderern Bums hatten aus eigenem Antrieb als freiwillige kostenlos die Functionen jener Fachleute übernommen und widerlegten durch die Gediegenheit ihrer Leistungen das weit verbreitete Vorurteil gegen Dilettanten. Daß die Anklage erhoben werden würde, erwartete niemand. Im Gegentheil glaubte man an die unmittelbar bevorstehende Ernennung Bums zum Commissionrat.

Indessen der Oberstaatsanwalt gehörte unglücklicherweise zu den sieben Abonnenten des „Nzteken“, und er stand so unter dem Einflusse seines Leibblattes, daß er sich durch die gewichtigsten Einwendungen nicht davon abbringen ließ, die Anklage zu erheben. Es gelang ihm auch, die Eröffnung des Hauptverfahrens durchzusetzen.

So kam der Tag, an dem sich felig Bum vor den Schranken des Gerichts zu verantworten hatte. Der Zuschauerraum war so überfüllt, daß sich jede Viertelstunde die Hälfte des Publicums durch frischen Zugang erneuern konnte, weil die Hälfte der vorher Anwesenden jedesmal binnen dieser Zeit in Ohnmacht gefallen und hinausgeschafft war. Hof, Regierung, die Crème der Gesellschaft

waren in Massen vertreten. Holoe Verehrerinnen hatten die Anklagebank über und über mit den prächtigsten felix Bum-Rosen-Arrangements geschmückt. Als die Verhandlung begann, entnahm der Herr Angeklagte für jedes Mitglied des Gerichts sowie für die Geschworenen eine Cigarre aus seinem Portefeuille, indem er bei der Ueberreichung fein lächelnd bemerkte: „Nehmen Sie, so ein Kraut haben Sie sicher noch nicht geraucht.“ Damit erwarb er sich das Recht, auch seinerseits eine Cigarre anzuzünden, ohne die er, wie er erklärte, in seiner Denk- und Verteidigungsfähigkeit beschränkt sein würde.

Die Verlesung der Anklageschrift, die jeden einzelnen Fall aufführte, beanspruchte vier Monate. Dann ging die Verhandlung schnell zu Ende. Bum bekannte sich in vollstem Umfange zu seinen Thaten. Der Oberstaatsanwalt beantragte, ihn schuldig zu sprechen des fahrlässigen groben Unfugs in 1819 628 eventual-dolosen Fällen; jedoch stellte er den Geschworenen anheim, sämtliche Fälle als eine fortgesetzte Handlung zu betrachten. Während der Oberstaatsanwalt, stoßend und mit dem offensichtlichen Bewußtsein, eine schlechte Sache zu vertreten, seine Argumente aneinanderreichte, nahm das erbitterte Publicum eine fast drohende Haltung ein. Gerade noch zur rechten Zeit endigte er, und nun hielt, von tosenden Beifallsrufen begrüßt, der Angeklagte Bum nach einer eleganten Verbeugung seine ebenso kurze, wie würdige und eindringliche Verteidigungsrede. Sie lautete:

„Meine Herren Geschworenen! Sie wissen, daß ich nichts leugne von dem, wessen man mich beschuldigt. Es bleibt mir nur übrig, Ihnen zu erklären, weshalb ich stolz auf meine Handlungsweise bin. Ich lege kein Gewicht darauf, daß ich durch mein Verfahren, dessen Originalität mir niemand abstreiten wird, das entseßliche Problem der Uebervölkerung, das durch unsere chemische Großindustrie leider entstanden ist, bis zu einem gewissen Grade gelöst habe. Sagen Sie nicht, daß die Zahl von 32728 Personen, um die ich die Menschheit habe vermindern lassen, doch recht geringfügig ist. Wollen Sie gütigst bedenken, daß diese Zahl zu verdoppeln ist, da auf jeden Ermordeten noch ein Hin-

gerichteter kommt. Aber, wie gesagt, dieses Verdienst rechne ich mir nicht sonderlich hoch an. Was mich veranlaßt hat, meine Mittel anzuwenden, war vielmehr eine patriotische, eine nationale Erwägung, und ich darf mich rühmen, daß das Mittel den Zweck vollkommen erreicht hat. Denken Sie zurück, wie es aussah in unserem herrlichen Vaterlande, bevor ich meine entscheidende Thätigkeit begann, und wie es jetzt um uns bestellt ist. Meine Herren Geschworenen, den Traum von Jahrtausenden habe ich zur Wahrheit und Wirklichkeit gemacht. Früher waren wir zerrissen durch sogenannte politische Meinungen, zerklüftet durch Parteien, die sich auf den Tod bekämpften. Jeder wollte eine Ansicht haben, und es ist noch in unser aller Erinnerung, wie dadurch das Regieren fast zur Unmöglichkeit wurde, jedenfalls eine Hundearbeit (Heiterkeit im Auditorium) war. Und heute? Außer den berühmten siebzehn Abonnenten des „Aztelen“, zu denen ich ja nach meinen Informationen auch den Herrn Oberstaatsanwalt rechnen darf (schallendes Gelächter), kümmert sich kein Mensch mehr um diese Dinge. Der Constitutionalismus ist ausgestorben, weil niemand mehr wählte, und ich darf wohl sagen, von den höchsten Spitzen der Gesellschaft bis zum niedrigsten Philosophen hat niemand mehr eine Meinung. Darum haben wir jetzt erst die wahre Einheit errungen, über die eine weise Regierung meinungslos, aber energisch wacht. Welches Zaubermittel hat diese Umwälzung hervorgerufen? Ich kann es Ihnen sagen, meine Herren Geschworenen! Ich war es, der die Menschen lehrte, ihr Interesse auf das Neueste und Wichtigste zu concentrieren. Ich war es, der sie ablenkte von den dürren Spitzfindigkeiten der Gesetzgebung, den schädlichen Leidenschaften der Politik, indem ich ihnen die einzige gesunde und schmackhafte Nahrung meines All-Anzeigers vorsetzte. Seitdem interessierte man sich für nichts mehr, außer für die Sensationen, mit denen ich sie täglich und stündlich überflutete, und diese hohe und erhabene Aufgabe gelang mir durch jene kolossale Organisation zur Erzeugung eines interessanten Lesestoffes. Darum, meine Herren Geschworenen, nannte ich mich mit Recht den Retter des Vaterlandes, und darum rechne ich nicht nur auf meine Freisprechung, sondern auch; darauf, daß ich diejenigen unter Ihnen, die mein Blatt

noch nicht halten sollten, demnächst als Abonnenten und Inserenten begrüßen werde; bei größeren Aufträgen Rabatt laut Tarif.“

Mit dieser Spitze gegen den Oberstaatsanwalt schloß er unter dem frenetischen Beifallsstampfen und Hochrufen der begeisterten Zuhörerschaft.

Die Geschworenen zogen sich garnicht erst zurück, sie verkündeten sofort das Nichtschuldig!

felig Bum wurde im Triumph nach Hause getragen.

Es herrschte überall unbeschreiblicher Jubel.

Am Abend war das ganze All illuminiert. In festlichem Gedränge strömte das Volk durch die Straßen des Universums, und die wieder erstandene Reporterliga veranlaßte als erstes Probe- und Meisterstück der neuen Aera einen kleinen Tumult, in dessen Folge einige zwanzigtausend Menschen erdrückt wurden. Als dies unmittelbar darauf durch eine Extra-Ausgabe des All-Anzeigers verkündet wurde, entstand ein solches Gedränge um die fliegenden Zeitungsjungfrauen, daß weitere vierunddreißigtausend Personen das Schlachtfeld der modernen Publicistik bedeckten.





Kleine Märchen.

(1894—97.)

I.

Die heilige Ehe.

Als der König alt geworden war und keine Freude mehr hatte an Frauen und Spielen, begann er zu denken. Seine Räte wären beinahe umgefallen, als er sie plötzlich beim Frühstück fragte, was die sociale Frage sei.

Sie mußten aber antworten, und einer sagte schließlich: Das ist das Elend!

Mein Elend? fragte der König.

Das Elend des Volks, berichtigte der Geheimrat.

Und woher kommt das Elend?

Von der Uebervölkerung, Majestät.

Und was ist Uebervölkerung?

Wenn das Land zu klein wird für das sich vermehrende Volk. Bei uns wohnen gegenwärtig auf dem Quadratkilometer 100 Einwohner. Jedes Jahr wächst diese Zahl um 5. In zwanzig Jahren wird sich also die Bevölkerung verdoppelt haben. Das ist Uebervölkerung.

Der König hatte aufmerksam zugehört. Dann fragte er: Und was für ein Mittel giebt es dagegen?

Wir kennen keines, erwiderten die Räte traurig.

Dann will ich nachdenken, sprach der König voll Würde, und ein ganzes Jahr dachte er nach.

Als das Jahr um war, schien er wie verjüngt. So glücklich war er; denn er hatte das Mittel gefunden. Boten gingen durch die Lande und verbreiteten überall, indem sie klingelten, den Befehl des Königs: „Der König hat verboten, daß Männer vor dem 50. und Weiber vor dem 40. Jahre heiraten“

So hatte der König durch Nachdenken die sociale Frage gelöst.

Nach vier Jahren ließ der König eines Tages die Räte zu sich entbieten und sprach: Mich ängstigt das Eheverbot. Zu grausam scheint es mir jetzt. Ich fürchte, das Volk erträgt es nicht länger und sinnt auf mein Verderben. Das Verbot sei wieder aufgehoben.

Die Räte erwiderten: Das Volk ist fröhlicher denn je, in Gesundheit und heiterer Arbeit verbringt es seine Tage und segnet den König. Die Aufhebung des Verbots jedoch wäre die Revolution.

Ja, meinte der König, so muß es eigentlich auch sein, ist doch der Fluch der Uebervölkerung von ihm genommen. Und die Ehen haben sich vermindert seit der Zeit?

Niemand hat in dieser Zeit geheiratet, sprachen die Räte.

Da lachte der König und klatschte in die Hände, stolz und froh über die Frucht seines Nachdenkens. Nur Eines möchte ich noch wissen, fuhr er fort, um wie viel hat sich die Kopfzahl auf den Quadratkilometer vermindert?

Die Räte schwiegen beklommen.

Mein Volk ist doch nicht etwa ausgestorben? rief der König in jähem Schreck. So redet doch!

Die Räte schwiegen noch immer. Als jedoch der König zornig ward, trat der Älteste hervor, denn er hatte ohnehin nicht mehr lange zu leben, und sprach:

O König, zürne uns nicht. Das Volk hat sich verdoppelt.



II.

Der Lebenssaft.

Der Philosoph Hypochondros hatte zehntausend Bücher gelesen und hundert geschrieben, und in allen hatte er bewiesen, daß das Leben eine fluchwürdige Einrichtung sei, und daß das Beste am Leben der Tod sei. Der Philosoph war natürlich ein wenig eitel, weil ja alles eitel ist, und es verdroß ihn, daß er keine Schule um sich hatte. Jedesmal, wenn er einen Jünger gewonnen hatte, verlor er ihn auf eine unnatürliche Weise. Der eine hing sich auf, der andere verhungerte freiwillig, und der dritte wälzte die gesammelten Werke seines Meisters auf sich, bis ihm die Luft ausblieb.

Nur ein Schüler war ihm geblieben, und der war sein Stolz und ein lebender Beweis für die Derrücktheit des Lebens. Er hieß aber Stenopygos. Es begab sich nun folgendes: Hypochondros hatte gerade Mittag gegessen und lag behaglich-düster mit einer gewissen schmunzelnden Verzweiflung auf dem Ruhebett. Gerade war er im Begriff, wieder einmal den größten Gedanken der Weltgeschichte zu erinnern — er that das gewöhnlich nach Tisch —, als besagter Stenopygos aufgeregt in den Saal stürzte und weiter nichts sagen konnte als: O göttlicher Meister! Der göttliche Meister sprach einige Sätze über die Notwendigkeit der Abtötung der Affecte, und der Jünger beruhigte sich schließlich und konnte berichten:

O Meister, sprach er, ich habe eine schauerhafte Entdeckung gemacht. Weh' mir Schuldbeladenen! Ich habe den Saft gefunden, der ewiges Leben verleiht.

Damit holte er ein Gläschen hervor, in dem es wie flüssiges Gold leuchtete.

Hypochondros aber brauste zornig auf und rief: Und Du Unglückseliger hast Dein Werk nicht vernichtet, hast am Ende selber von dem abscheulichen Saft gekostet?

Daß mich die Hölle behüte, sprach der andere, ich habe nicht die Absicht, mein trauriges Dasein zu verlängern. Aber seltsam, als ich den Saft vernichten wollte, wurde ich feig und fragte mich, ob es

vielleicht nicht doch Menschen geben möchte, die Freude am Dasein hätten und gern ewig leben wollten.

Der Wille der Verblendung, warf der Philosoph entrüstet dazwischen, und den willst Du unterstützen, Du, mein Schüler?

Stenopygos erwiderte schüchtern: Das war nun einmal meine Schwäche. Mir war, als sollte ich einen Mord begehen, als ich den Saft ins Feuer gießen wollte. Vollführe Du das Werk, o Meister, und zerstöre den Trank, damit Unheil verhütet werde. Ein Tropfen, furchtbar! genügt, um ewiges Leben anzuzünden.

Der alte Philosoph war schon besänftigter und versprach mit Freuden, das schlimme Fläschchen unschädlich zu machen. Aber, meinte er, Du wirst von neuem den Saft herstellen?

Wie soll ich das vermögen? erwiderte der Jünger. Nur alle hundert Jahre treffen die Umstände zusammen, um den Saft zu erzeugen. Und da ich nicht von ihm trank, nehme ich das Geheimnis mit in den Tod.

Das ist gut, trefflich, rief, wieder ganz gleichmütig geworden, Hypochondros, gib also das Fläschchen, ich will es ins tiefste Meer versenken.

Der Schüler gab es her und ging, erleichtert, beruhigt und gesegnet seines Weges . . .

Nicht lange hernach begab es sich, daß Hypochondros schwer erkrankte.

Sei fröhlich, sprach der Arzt, Du wirst bald von dem Elend des Lebens erlöst sein.

Endlich, jauchzte der Kranke, auf seinem Gesicht aber lag es wie Angst und Pein.

Hypochondros starb.

Neben seinem Bett lag auf einem Tisch ein Fläschchen und ein Brief. Der trug als Aufschrift den Namen Stenopygos. Innen aber stand nur ein Wort: Betrüger!



III.

Der Gerechten Lohn.

Vor Salomon den Weisen kamen die Gerechten Israels und klagten: Fluch der Sünde! Immer trotziger erhebt sie ihr Haupt, und bald hat sie das ganze Land unter.

Salomon war verwundert und sprach: Habe ich nicht schwere Strafen wider die Sünder verhängt? Wohnt ihnen denn keine Macht mehr bei? Fast reute mich meine Härte, und nun soll ich glauben, daß sie nutzlos war?

Sag: Deine Milde, erwiderten die Gerechten. Leicht zu sehen ist's, warum sie sündigen. Du lässest die Ungerechten in ein Haus ein, wo sie essen und trinken und nicht frieren und nicht arbeiten. Das nennest Du Strafe.

Und rechnet ihr nicht, daß sie unfrei sind, sprach Salomon, daß sie des Lichtes entbehren und der Luft und der Freuden der Liebe?

Die Gerechten aber antworteten: Glücklicher sind sie, als die Freien, die sich mühen müssen und leiden, und niemand ist, der für sie sorgt.

Da schüttelte Salomon sein Haupt: Also belohnte ich die Ungerechten und strafte die, so der Tugend anhängen?

Das thatest Du, schrieen die Gerechten.

Salomon aber sprach: Dem Weisen ziemt Einsicht und Bekehrung vom Irrtum, wann er ihn erkannt. Also sei es in Zukunft Gesetz: Die Ungerechten sollen frei bleiben, und die Gerechten gefangen werden, auf daß der Lohn ihnen werde.

Und so geschah es!



IV.

Der Lügengeist.

Es war die Zeit, da die Menschen noch nicht dachten. Sie nährten sich und gesellten sich zu einander in wildem Drang, aber alles war ihnen sonder Rätsel. Sie fragten nicht, sie prüften nicht und forschten nicht in den Höhlen der Dinge und den verborgenen Andern des Geschehens. Die Sonne schien, und die Sterne funkelten im Raume, und der Sturm beugte die Weiden, aber das schien nicht verwunderlich und fragenswert hinter den engen, rauhbekhaarten Stirnen.

Eines Nachts aber begab es sich, da ward ein Knäblein geboren, das war kahl an der Stirn. Weil die Eltern sich auch des nicht wunderten, ließen sie die Mißgeburt leben und kümmerten sich nicht um die ungewöhnliche Erscheinung. Und die Stirn wölbte sich mächtig, und es ward aus dem Knäblein ein Mann mit feltfamer Begierde und gewaltiger Macht. Himmelspannende Gedanken blühten in seinem Haupte und umrankten sein Thun und Schauen. Fragen quollen auf und Geheimnisse und ein unbändiger Wille, jeglichen Dinges tiefstes Wesen zu schauen und zu entwirren. Das war eine selige Freude in der heißen Begier, alle Knoten zu lösen und alle Schlingen des Seins. Größer aber ward noch die berauschte Fülle seines Ichgefühls, da er gewahrte, daß ihm die Kraft beschieden, den anderen Menschen den Reichtum seiner Gedanken einzupflanzen. Ich will ein großer Gärtner der Menschen sein, sprach er, wenn ich aller Wesen Samen kenne.

Nach zweimal zwölf Jahren lag die Welt klar und reinlich geordnet, hell und durchsichtig in seinem Geiße, und seine Begierde hatte nichts mehr zu raffen und zu entwirren. Da sprach der Mensch traurig: Siehe, wie einfach ist die Welt und wie schnell zu durchschauen! Warum endete so bald die brennende Zeit des suchenden Ungefühls und der bangen Lust des jungen Eroberers? Es stirbt, was ich weiß, es erkaltet, was ich besitze. Was soll ich die anderen noch beschenken mit dieser zähen Langenweile enthüllter Wahrheit!

Da packte den seelenöden Mann eine böse Sucht, und er gebrauchte seine Kraft und erweckte die Menschen zum Denken. Er lehrte sie aber alles falsch und verkehrt, und ein Chaos entstand in den Köpfen von Unsinn und Rätselfollheit. Des freute sich der Schalk, wie sie tappten in der Irre und hingen an buntem Aberglauben und das Dunkel an der Nacht zu erhellen suchten.

Der Mann aber liebte ein Weib, und in seinen Armen ward es seltsam und nicht wie die anderen Weiber. Wie nun eine schlimme Seuche über die Menschen kam und das Leben fällte, da dachten sie an die Lehren des Lügengeistes, und ihre Augen spähten nach dem Weibe und mißtrauten ihm, weil es seltsam war und anders wie die anderen. Weh der Hege, die uns die Seuche geschickt, schrieten sie, und sie zerrten das Weib mit sich, dieweil der Schalk in der Einsamkeit neue lustige Lügen ersann, und verbrannten es.

Wie das der Schalk erfuhr, da schrie er auf vor Schmerz und Scham, und er erkannte die Strafe seiner Sünde — und er beschloß zu heilen, was er verdorben. Und er trat auf den Markt und sagte, weinend und voller Reue: Sehet, ich habe Euch falsch gelehret, nun aber will ich die Wahrheit Euch sagen, wie ich sie erkannte, so schlicht und licht. Warum hörtet Ihr meinen Lügen und verbranntet mein Glück, was glaubtet Ihr an Hezen, die ich zum Märchen Euch ersann? Es giebt keine Hezen . . .

Als das die Menschen hörten, rasten sie in schreiender Wut: Hezenbuhler, Hezenbuhler!

Und die Menschen fielen über ihn her und zerrissen ihn und das Geheimnis seines Wissens.

So blieben die falschen Märchen in der Welt und wirkten Böses, und der Rätfel Lösung ist verloren.



Der Glühwurm.

Es war einmal ein schwarzer Menschenstamm, der lebte im innersten Innern Afrikas und haderte mit seinem Geschick. Die Sklaven murrten, weil sie für anderer Wohlergehen hart arbeiten mußten, die Herren waren mißvergnügt, weil die Sklaven gegen ihre Ketten, die ihnen doch der Mond, der große Gott, auferlegt hatte, frech und unverständlich aufbegehrten. Und da der Herren wenige, der Sklaven aber viele waren, fürchteten sich die Günstlinge des großen Gottes ein wenig; denn sie vertrauten nicht auf seinen Schutz, weil sie ungläubig waren von Natur, wie sehr sie auch dem Monde opferten.

Es begab sich aber einmal, daß das Sommermondfest gefeiert wurde. Alles Volk jauchzte in dem kurzen Rausch einer schimmernden Vollmondnacht, und sehnsüchtige Seufzer und verliebte Lieder flatterten durch die lichtflutende Stille. Wie sie nun ermattet vom Tanze ausruhten, da leuchtete plötzlich aus üppigem Bodengerank ein grün gleißendes Wesen, mild und wunderbar lockend. Nie hatten sie Aehnliches gesehen. Und plötzlich schwang sich das grün-lichte Ding in die Lüfte und wiegte sich wie ein tanzender Stern. Das Volk staunte und freute sich in seiner Seele und ward ganz still in schauender Andacht.

Wie die Herren das liebliche Wesen sahen, erwachte in ihnen ein listiger Einfall. Sie traten zusammen und verkündeten in feierlichem Aufzug der Menge: Seht, da ist der Mondgeist, den der große Gott uns gesandt hat, daß er für ihn herrsche. Das Volk glaubte der Rede und erschauerte; niemand wagte, nach dem tanzenden Mondgeist zu haschen, um sein Wesen zu ergründen.

Wie aber die Sklaven, ermattet von der seltenen Lust, entschlummert waren, zogen die Herren heimlich aus und fingen den tanzenden Mondgeist und setzten ihn in ein Demantglas und trugen das Glas in das Schloß des Mondgottes. Das Wesen leuchtete in dem Demantglas wie eine sanfte Ampel. Da erweckten die Herren

alles Volk und priesen das heilige Wunder, und das Volk fiel auf die Kniee und gelobte dem Licht in dem Demantglas Treue und Dienst, und betete es an als den Boten und Stellvertreter des Mondes, des großen Gottes, der zur Erde gesandt sei, um das Volk zu lenken und zu herrschen über den Stamm der Mondgläubigen.

Das Volk lagerte sich wieder zur Ruhe, und die Herren hielten Wache im Palast, um zu schauen, was aus dem Mondgeist werden möchte. Jäh aber erschrafen sie; denn der Mondgeist ward matter und matter und verlor mählich sein Licht. Und wie der Morgen dämmerte, fanden sie in dem Demantglas ein totes Tier, gräulich und widrig anzuschauen, wie eine Uffel. Was sollten sie nun dem Volke sagen? Nimmermehr würde es an den Mondgeist glauben, wenn es in dem fliegenden Licht ein häßliches totes Tier erkannte.

Da erfamen die Herren eine neue List und sperrten den Tempel und ließen die Slaven nicht zu dem Schloß des Mondgeistes. Sie selbst aber ernannten sich zu Hütern und beteten Tag und Nacht zu dem toten Tier und priesen seine leuchtende Kraft und gaben Gesetze in seinem Namen und verkündeten seine Befehle, daß die Slaven sich den Herren zu unterwerfen hätten. Wenn aber einer den Herren trogte und mit eigenen Augen den Mondgeist zu sehen begehrte, dann wurde er in das Schloß geführt, und sagte er, daß er nichts sähe, als eine ekle tote Uffel, dann wurde er zum Tode verurteilt, weil ihn der Fluch des Mondgottes sichtlich geblendet, daß er nicht zu schauen vermöge den Glanz des Mondgesandten. Es wurden aber viele zum Tode verurteilt, bis niemand mehr sagte, er sähe eine tote Uffel, sondern alle den Wunderglanz des Mondgeistes feierten und seine Befehle befolgten. Nun wurden die Pforten des Schlosses wieder geöffnet, und jeder Slave durfte seinen erhabenen Herrscher schauen, dem die Herren als treue Räte dienten.

So herrschte der Mondgeist lange Jahre und gab Gesetze und knechtete alles Volk, daß es schier in Arbeit und Leid zu vergehen meinte. Die Herren aber verschmähten die Arbeit und priesen den leuchtenden Mondgeist in dem Demantglas.

Es war aber einer unter den Slaven, der war größer und stärker und klüger als die andern. Der wiegelte das Volk auf und

verkündete es überall dem Lande, daß der Mondgeist nur ein totes abscheuliches Tier sei und eitel Herrentrug. „Sie mästen sich“, sprach er, „von unserem Blute und Lügen: des Mondgeistes heilige Majestät befiehlt es.“

Und das Volk ward nachdenklich, und einer raunte es dem andern zu, wie niemand den Glanz gesehen hätte, von dem die Herren sprachen. Da rotteten sich die Sklaven zusammen und zogen vor das Schloß und höhnten: Auf, Ihr Herren, eilet, daß wir Eurem Mondgeist die Anbetung, die Ihr fordert, erweisen! Lasset ihn frei aus dem Demantglas, daß wir sehen, ob er wieder, ein mildes Licht, tanze wie einst in der Nacht des Sommermondfestes. Als die Herren das hörten, erkannten sie das Ende ihrer Macht, nahmen mit zitternden Händen das Tier aus dem Demantglas, warfen es hoch in die Luft und beteten, so ungläubig sie waren, inbrünstig zum Mond, dem großen Gott, er möge ein Wunder thun und das Tier leuchten und fliegen lassen wie ehemals.

Es geschah aber kein Wunder. Das Tier fiel zu Boden und leuchtete und flog nicht. Da lachten die Sklaven und verjagten die Herren aus dem Lande. Und sie wurden ein glückliches Volk, und in ihren Märgen erzählen sie die Geschichte von dem Blühwurm und den Affeldienern.



VI.

Das Brandmal.

Weit jenseits der Säulen des Herkules lag das Land des Tyrannen Kafodämonides, der sich den Großen nannte. Das Reich war in vier Viertel geteilt. Zwei Viertel nahm die gewaltige, ummauerte Burg des Tyrannen ein, ein Viertel besaßen die zehn Großen des

Landes, und im lehten Viertel drängte sich das Volk. Das aber war unzählig; denn als der Tyrann eine Zählung der Slaven des starken Gottes, das ist der Unterthanen, befahl, ergab sich, daß niemand so weit zählen konnte, um die Arbeit zu verrichten.

Kakodämonides, der sich den Großen nannte, blieb stets in seiner Burg, und sein stolzer Herrscherberuf ward in Dunkel und Geheimnis ausgeübt. Damals gehörte nämlich das Regieren zu den menschlichen Verrichtungen, die mit Scham verknüpft sind und die darum heimlich vor den Menschen ausgeübt werden. Aber jedesmal, wenn er in verstohlener Wollust einen Regierungsact vollzog, dann hörte er aus der ferne die Jubelgesänge der Unzählbaren, der Slaven des starken Gottes.

Da begab es sich eines Tages, daß die Großen einen Mann vor den Tyrannen schleppten. Der hatte eine bis dahin fast ungeskannte Todsjünde begangen: Aus seinem Munde waren Schmähworte gegen Kakodämonides, den Großen, wie giftige Würmer hervorgefrohen. Als das der Tyrann hörte, ergrimnte er, und die Stirnader schwoß ihm gewaltig; denn jeglichen Tyrannen schwoß in jenen Zeiten bei solcher Gelegenheit die Stirnader. Sodann verberg er sich, um eine That seines Willens zu vollziehen. Nach einer Stunde kehrte er wieder, und auf einer Tafel trug er ein neues Gesetz. Nicht sterben sollte der Sünder und nicht verbrannt oder eingekerkert werden, Schlimmeres war hinfort den Schändern der Majestät zudedacht. Ein Brandmal sollte ihnen auf die Stirne gedrückt werden, ein schauriger Totenkopf, daß zeitlebens jeder Mensch die Geächteten mied und verachtend sie ihrer Schande überließ. So wurde in jeder Stunde tausendmal die qualvollste Hinrichtung ihres Menschentums vollzogen.

Dem Verbrecher wurde der Totenkopf auf die Stirne eingebrannt. Dann ward er in das Viertel zurückgebracht, wo die Unzähligen hausten.

Kakodämonides herrschte weiter hinter Mauern und verriegelten Pforten. Niemals aber verließ er seine Burg . . .

Sehn Jahre waren vergangen, seit jenes Gesetz geschaffen. Da, an einem fröhlichen Morgen kam es dem Tyrannen in den Sinn,

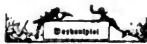
ob wohl noch ein Zweites das Brandmal trüge. Er glaubte es zwar nicht, denn der Schrecken des strengen Gesetzes würde zügellosen Zungen Schweigen geboten haben. Indessen die Neugier war einmal erwacht. So zog er das Kleid eines Arbeiters an und schlich sich in das Viertel des Volkes, daß niemand ihn erkennen könne.

Wie er aber in die Gassen der Unzähligen kam, wich alles Volk vor ihm aus, als sei er der Tod oder eine schlimme Krankheit. Blicke bohrten sich in sein Antlitz, die in Haß und Verachtung geglüht waren. Da erstaunte der Tyrann und schaute auf. Und siehe da, jeglicher Mensch, den er sah, trug den Totenkopf auf der Stirn, und er schien wie das Abzeichen einer auserwählten vornehmen Kaste. Denn sie gingen aufrecht und trugen frei und stolz das furchtbare Mal, das sie einte.

Ein Grausen aber packte den Tyrannen, als auf ihn, den einzig Weißstirnigen, aller Augen Abscheu gerichtet war. Er zitterte in seiner Einsamkeit und fürchtete sich vor den Unzähligen mit dem Brandmal, die blickten und schwiegen. Eilends verließ er das Viertel und floh in seine Burg. Doch das Uebel wich nicht. Jetzt sahen ihn nicht mehr die hassenden Blicke der Lebendigen an, sondern Millionen Totenschädel wandten die leeren Augenhöhlen grinsend gegen ihn, als wollten sie ihn aufschlüpfen in ihr unendliches Nichts.

Der arme Mann rastete und tobte, grub sich tief in kostbare Hermelinfelle ein, um nichts zu sehen. Die Totenschädel schauten auch durch das weiche Dickicht. Sieben Tage und sieben Nächte war er wie ein Irreter, und die Angst wuchs und wuchs. Und plötzlich nahm der kranke Tyrann ein Eisen, erhitzte es in einem Kohlenbecken und brannte sich in die Stirn den Totenkopf

Etlliche Jahre später bereiste Herodot das Reich des Tyrannen Kafodämonides. Er berichtete von einer seltsamen Menschenrasse, die mit einem Totenkopf an der Stirn behaftet sei und deren Tyrann mit dem geringsten Knecht gemeinsam arbeitete, schmauste und sang. Herodot nannte das Volk die Rasse der Gleichen.



Das Manöver.

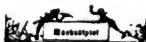
Das Kriegsspiel war zu Ende. Das Nordcorps hatte über das Südcorps einen glänzenden Sieg davongetragen. Als die Kritik gerade mit Begeisterung feststellte, daß im Ernstfalle 20 000 Feinde gefallen wären, stürzte plötzlich ein Soldat des Südcorps tot nieder. Eine Kugel hatte sein Herz durchbohrt. Die Nachforschungen ergaben alsbald, daß ein Mann vom Nordcorps mit Vorsatz die tödtliche Kugel gegen den anderen gesandt hatte.

Der Mörder wurde vor das Militärgericht geschleppt.

Seine Verteidigung war kurz: Er war mein Feind. Ich haßte ihn; denn er hat mir mein Mädchen genommen. Für mich war das Manöver also ein Ernstfall, ich kämpfte gegen einen wirklichen Feind, und so schloß ich ernsthaft. Das ist, so lehrte man uns, das Recht des Feindes.

Der Soldat wurde zum Tode verurteilt. In der Urteilsbegründung war die beiläufige Bemerkung eingefügt: Wenn 100 000 Menschen erschossen werden, die uns nichts zu Leide gethan haben, so ist das edler Patriotismus. Wenn aber ein Mensch seinen Feind tötet, weil er ihm Unrecht gethan, so ist das Mord.

Der Mörder gab sich vergebliche Mühe, in den wenigen Tagen, die ihm noch blieben, den Sinn der Lehre zu ergrübeln. Er wurde vor der Hinrichtung wahnsinnig und forderte unablässig eine Auszeichnung für hervorragende Leistungen im Manöverdienst.



Zur Anschaffung empfohlen:

Jahrbuch Handel und Wandel. Jahresberichte In
über den Wirtschafts- und Arbeitsmarkt Bände-
für Volkswirte, Geschäftsleute, Arbeit- band
geber- und Arbeiter-Organisationen. M. 10.—
Jahrgang 1900. Herausgegeben von Richard
Salfer, Mitglied des Reichstags. M. 12.—

Die Jahresberichte wollen einem Bedürfnis der
Geschäftswelt, wie der Wirtschafts- und Social-
politiker entgegenkommen: auf knappem Raume das
Wissenswerteste vom Wirtschafts- und Arbeits-
märkte vereinigt und vom einheitlichen Gesicht-
punkte aus gesammelt und dargestellt zu erhalten.
Der Name des Herausgebers bürgt für die Ob-
jectivität und Gediegenheit der Darstellung.

Ency-
klopädie
in
3 Bänden.

Handwörterbuch der Schweizerischen Volks-
wirtschaft, Socialpolitik und Verwaltung.

81
Lieferungen
à M. 0.80

Herausgegeben von Dr. H. Reichenberg, Professor
an der Universität Bern.

Das Handwörterbuch soll den Schweizerbürgern wie
den Ausländern die Möglichkeit geben, die
Schweizerische Eidgenossenschaft in volks-
wirtschaftlicher und socialpolitischer Be-
ziehung, sowie ihre staatlichen und recht-
lichen Institutionen gründlich kennen und
würdigen zu lernen. Es behandelt in mehr
als 500 alphabetisch geordneten Ausätzen alle
irgendwie bedeutenden Erscheinungen und Fragen,
die in den Bereich der genannten Gebiete des
öffentlichen Lebens der Schweiz fallen. Die Be-
arbeitung der einzelnen Materien geschieht durch
mehr als 200 Fachleute, worunter sich die meisten
Professoren der Schweizerischen juristischen Facultäten,
eine große Anzahl hervorragender Staatsmänner
und Parlamentarier, Vorsteher und Directoren ver-
schiedener Verwaltungszweige in Bund und Can-
tonen, Vertreter der verschiedensten Zweige der
Industrie, des Handels, der Land- und Forstwirt-
schaft usw. befinden.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie durch den
Akademischen Verlag für sociale Wissenschaften, Berlin W. 35.

is book may be kept

FOURTEEN DAYS

89092596378



b89092596378a



